

NOVA ACTA



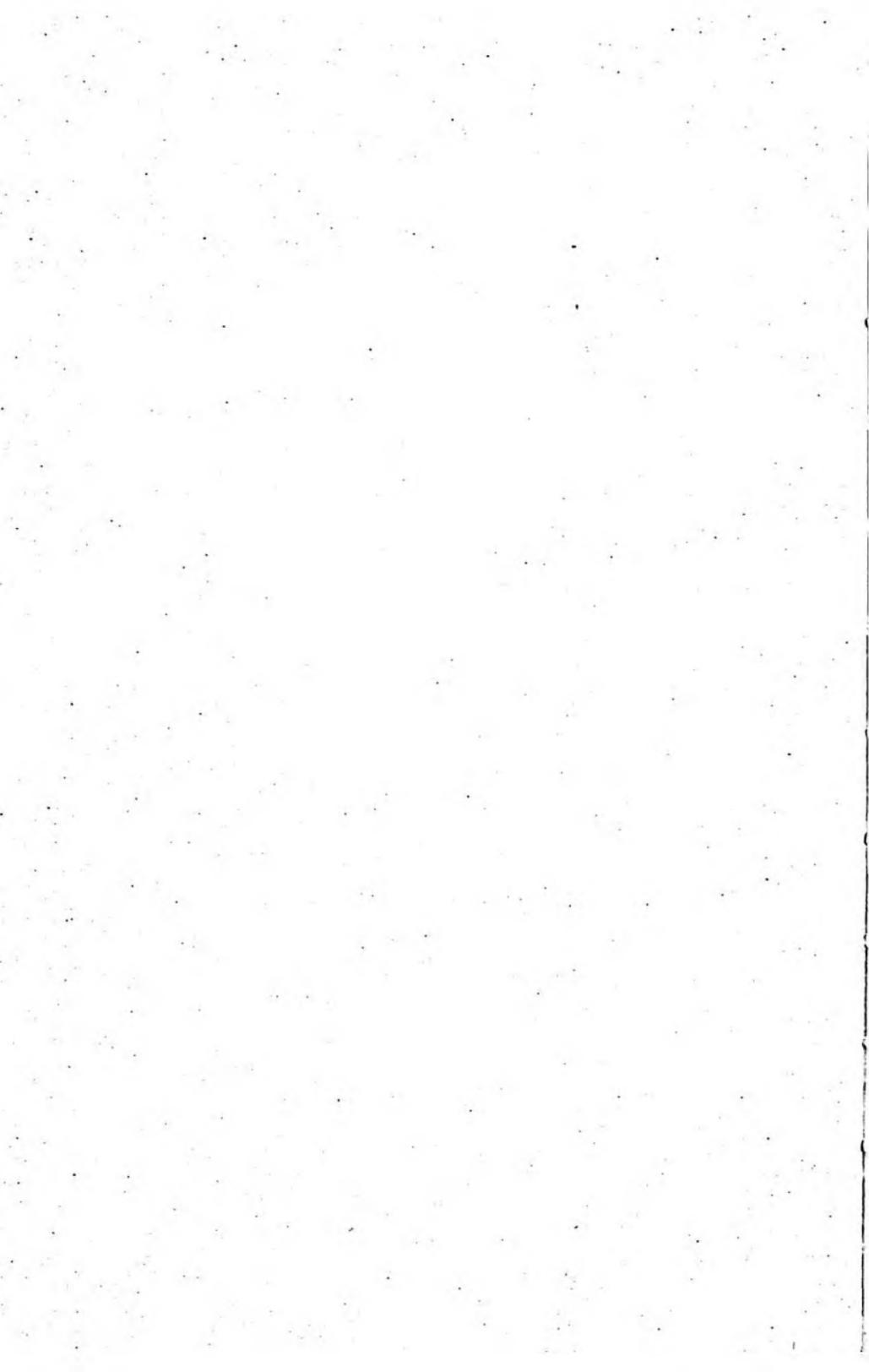
PARACELSICA

III. JAHRBUCH DER SCHWEIZERISCHEN
PARACELSIUS-GESELLSCHAFT

1946

VERLAG BIRKHÄUSER

BASEL



NOVA ACTA
PARACELSICA

III. JAHRBUCH DER SCHWEIZERISCHEN
PARACELSUS-GESELLSCHAFT

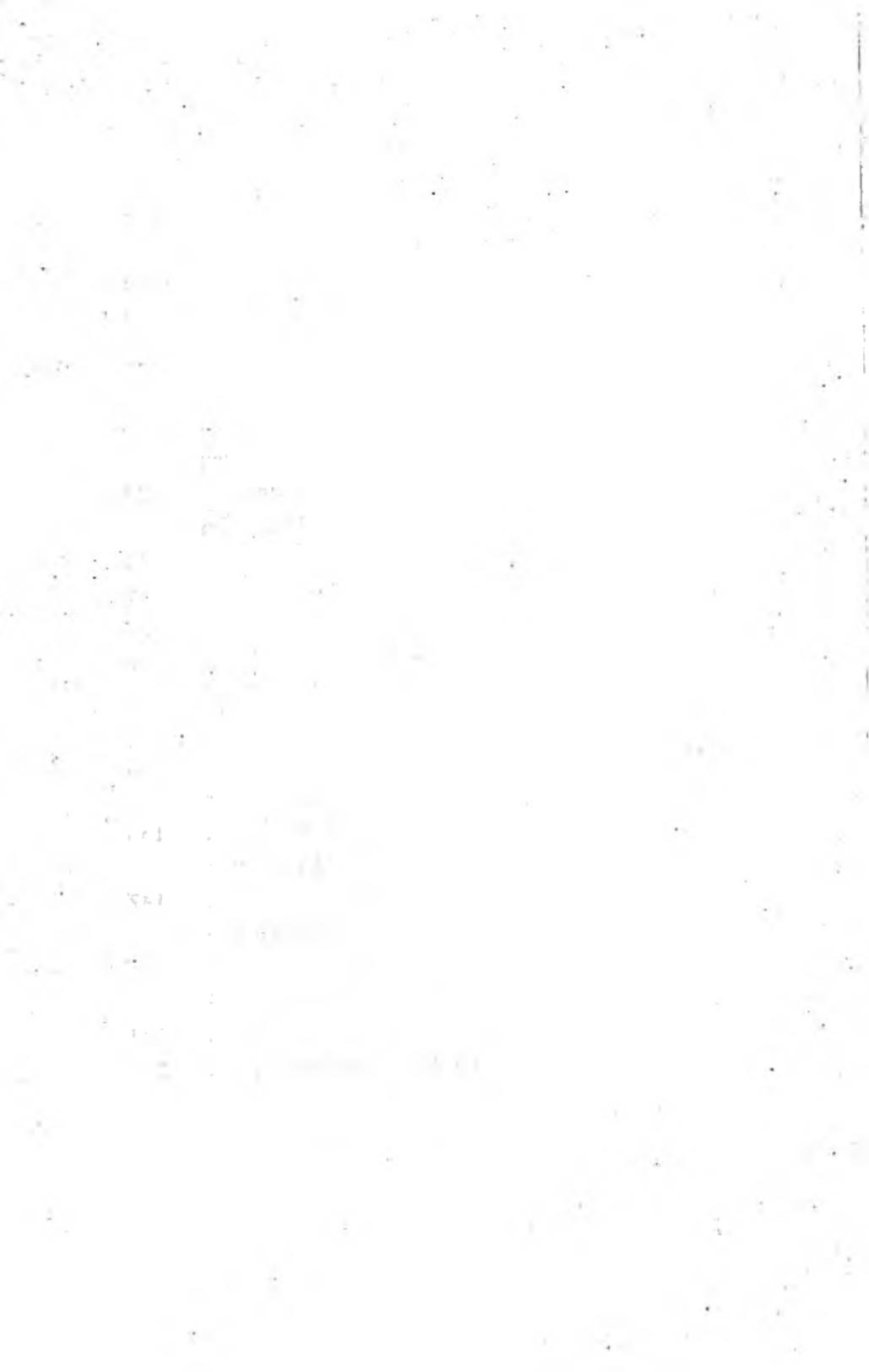
1946

VERLAG BIRKHÄUSER
BASEL

ALLE RECHTE VORBEHALTEN
DRUCK, AG. VORM. J. RÜEGG SÖHNE - ZÜRICH,
PRINTED IN SWITZERLAND

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort, von Linus Birchler	7
Aus der Schweiz. Paracelsus-Gesellschaft, Nachrichten, von Ildefons Betschart	9
Unsere Toten	10
Mitgliederverzeichnis	12
Glossen zum Paragranum oder Viersäulenbuch, von B. de Telepnef	16
Betrachtungen über Hohenheims Kommentare zu den Aphorismen Hippokrates, von L. W. von Brunn .	24
Über Wesen und Zweck der sog. niedern Magie im Sinne von Paracelsus, von J. Strebel	43
Die Pathologie des Paracelsus, von E. Scheidegger . .	49
Ein Sozialprogramm bei Paracelsus, von K. Bittel . .	77
Paracelsus bei Schopenhauer, von R. Herbertz . . .	86
Plotin und Paracelsus über Horoskopie und Schicksal, von J. Strebel	95
Paracelsus und die Rosenkreuzer, von J. Strebel . .	110
Ist Augustin Hirschvogel der Monogrammist der authent. Bildnisse von Paracelsus?, von J. Strebel .	133
Wanderwege des Paracelsus von 1512—1525, von B. de Telepnef	147
Zeittafel zu den Paracelsusreisen 1512—1524, von B. de Telepnef	165
Verzeichnis der von Paracelsus besuchten Universitäts- städte, von B. de Telepnef	173
Karl Sudhoff, Reminiszenz, von B. de Telepnef . . .	187



VORWORT

Würden diese Zeilen für Musiker geschrieben, so könnten sie ganz knapp so lauten: Vorwort zum II. Jahrbuch, da *capo e più forte!*

Denn das, was letztes Jahr hier zu lesen war, ist nun so dringlich geworden, daß uns das Schicksal der deutschen ACTA PARACELSICA droht, die nur wenige Jahre erscheinen konnten. Wir müssen unsere weiteren Publikationen einstellen, wenn es uns nicht gelingt, die Mitgliederzahl zu verdreifachen und Mäzenaten zu finden. Das Erscheinen des vorliegenden dritten Jahrbuches ermöglichten Beiträge der im Vorwort des I. Bandes genannten Großfirma und eines bekannten Paracelsisten, der das II. Jahrbuch finanzierte. Ihnen sei hier aufs Herzlichste gedankt. Für 1947 und 1948 liegen alle Beiträge bereits druckfertig bereit; sie zeigen, gleich den ersten drei Bänden, die Vielfalt der Aspekte, unter die unser «Magus vom Etzel» gerückt sein muß, wenn man seiner faustischen Natur gerecht sein will. Ob diese Beiträge erscheinen werden, hängt davon ab, ob unsere Mitglieder Gesinnungsgenossen finden und zum Eintritt in unsere Sozietät bewegen können.

Eine ganze Reihe ausländischer (besonders deutscher und österreichischer) Paracelsusforscher sieht die einzige Möglichkeit der Veröffentlichung ihrer Arbeiten im weiteren Erscheinen unseres Jahrbuches. Es ist mehr als nur eine Geste, wenn wir ihnen diese Gelegenheit bieten können. Denn auch heute hat schlußendlich das Geistige den Primat über alles Materielle.

Wir nennen uns «Schweizerische Paracelsus-Gesellschaft», weil Theophrast nach altem Rechte ein Bürger der Waldstatt Einsidlen war und weil er sich seines Schweizertums stets berühmte. Sein Erbe gehört aber nicht nur uns, sondern der Welt. Der Meister selber schreibt einmal: «Die Weisheit des Menschen ist in keinen Dienst gestellt und ist niemand's Knecht; sie hat ihrer Freiheit nicht entsagt und sie nicht aus der Hand gegeben». Dies soll vor allem von der Wissenschaft der Nachkriegszeit gelten!

Feldmeilen, Ende November 1946.

Linus Birchler.

1870
1871
1872
1873
1874
1875
1876
1877
1878
1879
1880

1881
1882
1883
1884
1885
1886
1887
1888
1889
1890

AUS DER SCHWEIZERISCHEN PARACELSUS- GESELLSCHAFT

Die Paracelsusfreunde versammelten sich am 15. Oktober 1944 in Einsiedeln recht zahlreich. Die Ungunst der Verhältnisse ließ indes zwei der im Programm vorgesehenen Referenten nicht auftreten, der eine wurde in Deutschland, der andere in Frankreich zurückgehalten. Reichen Entgelt boten Prof. Dr. D. Brinkmann, Zürich, mit seinem Vortrag: Paracelsus und die irrationalen Wurzeln der modernen Technik; Generalkonsul Basilio de Telepnef, Luzern: Wanderwege des Paracelsus von 1512—1525; und der rühmlichste Paracelsist Dr. Jos. Strebel, Luzern, mit verschiedenen Arbeiten, vor allem mit einem Exposé über die Echtheitsfrage des Liber de fundamento. An dieser Versammlung zeigte Dr. P. Ildefons Betschart einen neuen schweizerischen Paracelsusfund vor: eine Ausgabe des Theophrastus von Eresos mit handschriftlichen Randbemerkungen von Paracelsus, die in der Einsiedler Stiftsbibliothek aufbewahrt wird.

Auch das Jahr 1945 vereinigte die Paracelsus-Gesellschaft in Einsiedeln, es war am 4. November. Der greise Dr. med. E. Scheidegger, Basel, der sich mehr als 30 Jahre mit dem Hohenheimer beschäftigt, legte Bemerkenswertes über «Die Pathologie bei Paracelsus» vor, während Dr. J. Strebel «Die niedere Magie bei Paracelsus» und «Plotin und Paracelsi Neuplatonismus» behandelte. Ferner machte er interessante Mitteilungen über die Berner Handschrift der Philosophia sagax (Codex 614). Basilio de Telepnef referierte kurz über den Altmeister der Paracelsusforschung Karl Sudhoff.

Die zwei Bände der Nova Acta Paracelsica (Birkhäuser, Basel) der Jahre 1944 und 1945 zeugen vom regen wissenschaftlichen Geiste der jungen Gesellschaft, ihrem Ringen um Höhe und Einheit, die sehr verschieden Gestaltetes um die Person des Hohenheimers zu ordnen suchen muß.

Die Gesellschaft hat leider, neben einigen Austritten, auch durch den Tod hervorragende Mitglieder verloren.

UNSERE TOTEN

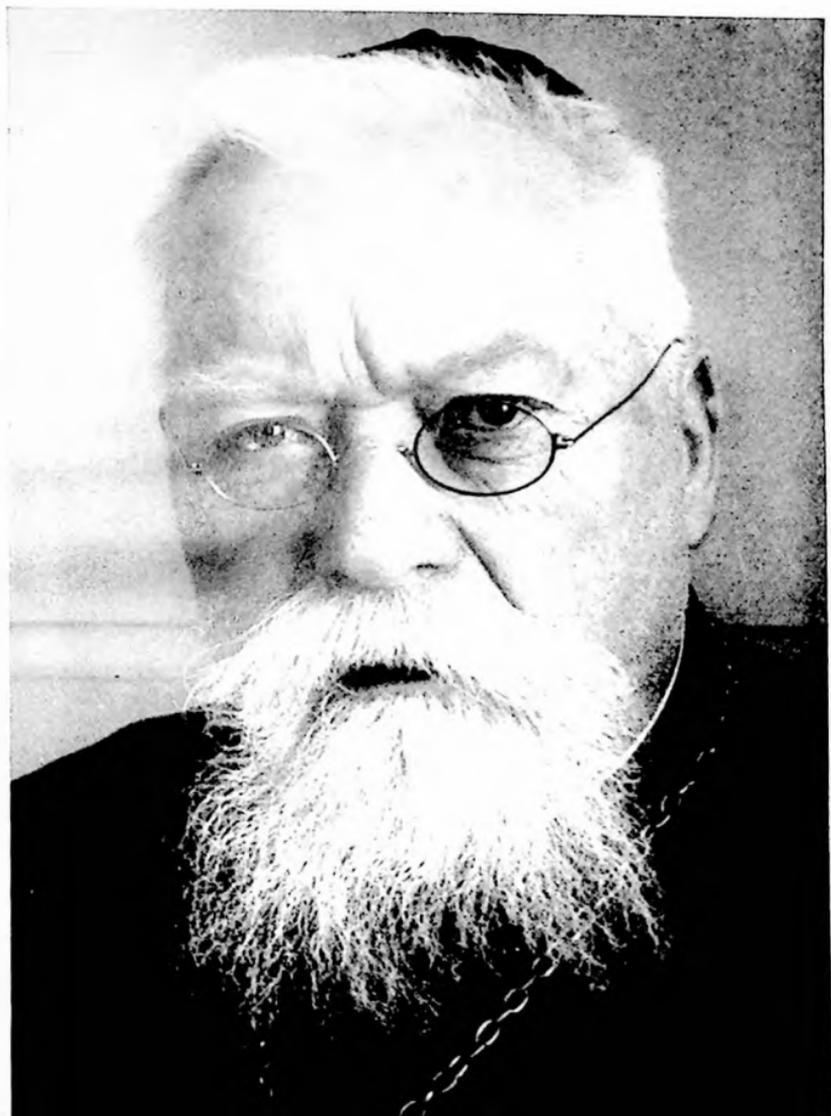
ERZBISCHOF RAYMUND NETZHAMMER OSB

1. Ehrenpräsident der Schweiz. Paracelsus-Gesellschaft

Der am 19. Januar 1862 im badischen Grenzort Erzingen geborene P. Raymund Netzhammer war am 8. September 1881 dem Mönchsverband des Klosters Einsiedeln, dessen Schule er besucht, beigetreten. Ab 1886 wirkte er daselbst als Lehrer der Mathematik und der Chemie. Schon in den 90er Jahren interessierte er sich für den eben von Sudhoff u. a. neu hervorgeholten Theophrastus von Hohenheim und schrieb 1900 eine reich bebilderte Biographie des großen Einsiedlers, die sogar das Wohlgefallen Sudhoffs in starkem Maße sich erwerben konnte. Obwohl Raymund Netzhammer 1905 durch Papst Pius X. auf den erzbischöflichen Stuhl von Bukarest erhoben worden, verlor der wissenschaftlich weitreichend interessierte Bischof — er hatte einen bedeutenden Namen als Archäologe und Münzforscher des alten Dakien und Mösien — keineswegs den Kontakt mit Paracelsus, sondern sammelte alles über ihn Erreichbare in seiner Bibliothek. Als er 1924 resignierte und in die Schweiz zurückkehrte, hielt er an der schweizerischen Ärzteversammlung in Brunnen (1926) neben Sudhoff einen von reichster Sachkenntnis strahlenden Vortrag über den Hohenheimer und ergriff 1941 noch einmal die Feder zu zwei Arbeiten: «Zur Würdigung des Paracelsus in Einsiedeln» (Meinrads-Raben 1941) und «Paracelsus zwischen zwei Jahrhundertfeiern» (Schweiz. med. Wochenschrift 1941). Der Schweiz. Paracelsuskongreß in Einsiedeln 1941 ehrte den Nestor der schweiz. Paracelsusforscher und die im folgenden Jahre gegründete Paracelsusgesellschaft ernannte ihn zu ihrem 1. Ehrenpräsidenten. Er starb, bis ins hohe Alter von 84 Jahren tätig, am 18. September 1945 auf der Rheininsel Werd, die zu seinem Tusculum geworden war. Ehre seinem Andenken.

† DR. MED. EDUARD JENNY, KINDERARZT, AARAU

Mit Herrn Dr. E. Jenny verschied am 5. Januar 1945 ein Paracelsusfreund, dessen früher Tod — er erreichte bloß ein Alter von 53 Jahren — wir nicht genug betrauern können. Selber paracelsische Wesenszüge in seinem Charakterbilde tragend, hatte der Verstorbene nach einer schönen Jugendzeit in Münchenstein und Arosa, nach glücklich vollendeten Studien an den Universitäten Basel, Kiel und München, sich eine von paracelsischer Liebe getragene Praxis geschaffen, indem er seine ganze enorme Arbeitskraft dem Kinderheim Aarau und der wissenschaftlichen Forschung widmete. Fern von der Hochschule — er hätte ihr zwar wohl angestanden — leistete er ein prachtvolles Werk, das seine



Erzbischof Raymund Netzhammer OSB

licher Seite ist von uns gegangen. Der Paracelsusgesellschaft erwies er mannigfache dankbare Hilfe. Ein gutes Andenken ist ihm sicher.

JAISER ERNST, BUCHHALTER

Der im hohen Alter von über 80 Jahren Verschiedene hat sich aus Liebe zu Einsiedeln der Paracelsusgesellschaft angeschlossen, um für den großen Sohn der Waldstatt sein Interesse zu bekunden. Er hatte lange Jahre in Kreuzlingen eine Apotheke geführt, wohl im Sinne des Hohenheimers. Er starb auf Grimmenstein (Appenzell A.-Rh.), also in paracelsischen Landen, am 13. Oktober 1945. R. I. P.

Auf verschiedentlich geäußerten Wunsch hin veröffentlichen wir hiemit die

MITGLIEDERLISTE

- Amsler Dr. Marc, Prof., Zürich
 Arnold Dr. med. Max, Zürich
 Baumann, Frau Caroline, Zürich
 Baumberger Dr. Yvonne, Wabern bei Bern
 *Betschart Dr. P. Ildefons, Prof., Einsiedeln,
 Sekretär der Gesellschaft
 *Betschart August, Landammann, Einsiedeln
 Betschart Dr. Anton, Lausanne
 Betschart Franz, Verlagsdirektor, Einsiedeln-Köln
 Bänziger Dr. Hans, Zürich
 Birchler Dr. jur. Carl, Landschreiber, Einsiedeln
 Bindschedler Dr. Rudolf G., Direktor, Zürich
 *Bircher Dr. med. Eugen, Nationalrat, Aarau
 *Birchler Ferdinand, Kaufmann, Einsiedeln,
 Kassier der Gesellschaft
 *Birchler Dr. Linus, Prof. ETH., Feldmeilen,
 Präsident der Gesellschaft
 Boehler Mme. Camilla, Zürich
 Boß, Fräulein Frida, Apothekerin, Solothurn
 Brinkmann Dr. phil. Donald, Prof., Zürich
 von Brunn Dr. med. Walter, Davos-Wolfgang
 Buchmann-Besson Dr. E., Basel
 Ciba, Gesellschaft für chemische Industrie, Basel
 de Courten P. Sigismund, Spiritual, Einsiedeln
 *Denkinger Josef, Schriftsteller, Goßau
 Diethelm Dr. med. Bernard, Direktor, Bad Ragaz

Die mit * Bezeichneten sind Mitglieder des Vorstandes.

Ebnöther Dr. med. Carl, Lachen
 Egg Heinrich, Zahnarzt, Andelfingen (Zürich)
 Fischer, Frä. Lita, Luzern
 Flückiger Walter, Hotel Golf, Montreux
 Franceschetti Dr. A., Professor, Genf
 Fréhelit Dr. Louis, Colombier, Neuchâtel
 Füglistaller Frä. B., Zürich
 Gabathuler Dr. Mathäus, Bibliothekar der Vadiana, St. Gallen
 Geilinger Dr. phil. Max, Schriftsteller, Zürich
 Guignard Dr. Ch., Zahnarzt, Genf
 Gut Theodor, Nationalrat, Stäfa
 Gyr Martin, Kantonsrat, Einsiedeln
 Hanhart Dr. med. Ernst, Professor, Zürich
 Hanselmann Dr. Heinrich, Professor, Ascona
 Heim-Hartmann Frau M., Einsiedeln
 Helber-Burkart Dr. Gustav, Dipl. Architekt, Luzern
 Henggeler Dr. med. Karl, Schwyz
 Henkel Hermann, Direktor, Bad Bonn, Düdingen (Freiburg)
 Herbertz Dr. phil. Rich., Professor, Thun
 Hermann M., Zürich
 Herold Frau H., Waldhaus Dolder, Zürich
 Heußler Dr. med. Heinrich, Professor, Basel
 Hunnwald Dr. Henri, La Rosiaz s. Lausanne
 Jaccard Dr. Camille, Genf
 Jaccard Mlle. Hélène, Genf
 *Jaccard Dr. med. dent. René, Genf, Vizepräsident der Gesellschaft
 Jäckle Dr. Erwin, Redaktor, Zürich
 *Jacobi Fr. Dr. phil. Jolan, Zürich
 Jeanneret Mlle. Marguerite, Hotel Golf, Montreux
 Jenny Guido, Direktor, Ennenda (Glarus)
 *Jung Dr. C. G., Professor, Küsnacht-Zürich
 Kaelin Dr. med. Hans, Schwyz
 *Kaelin-Sulzer Dr. med. Marguerite, Schwyz
 Kälin Werner Karl, Lehrer, Einsiedeln
 Kapp Dr. med. Hermann, Basel
 Karbacher Dr. med. Paul, Zürich
 Karcher Dr. med. J., Professor, Basel
 Kistenfeger C., Schaffhausen
 Kistler L.-M., Lehrerin, Wurmsbach, Bollingen (St. Gallen)
 Kleinert Dr. med. W., Zahnarzt, Schwyz
 Küng Dr. med. Franz, Brunnen
 Lampart Dr. jur. Josef, Lugano
 Lampert Konrad, Zürich
 Leutenegger Dr. med. F., Chur
 Lieb Dr. Fritz, Professor, Basel
 Lienhardt Dr. med. Bruno, Einsiedeln
 Linherr Leo, Weinhandlung, Appenzell

- Lorenz Dr. rer. oec. Jakob, Professor, Freiburg
 Mäder Dr. jur. Jules, St. Gallen
 Manser Dr. med. J. B., Professor, Oberwil-Zug
 Medicus Dr. phil. Fritz, Professor, Zürich
 Meierhofer Dr. med. Marie, Zürich
 Merkt Dr. rer. nat. P. Coelestin, Professor, Einsiedeln
 Meyer Ch., Professor, Mies (Vaud)
 Meyer Dr. med. O. E., Basel
 Michaud Dr. med., Professor, Lausanne
 Migros, Genossenschaftsbund, Zürich
 Müller-Dolder Dr. med., Großrat, Beromünster
 Müller Dr. med. Carl, Professor, Frauenarzt, Bern
 Münzel F. X., Apotheker, Baden
 Niederer Florian, Zürich
 Oechslin Frau Lena, Schlüsselblüemli, Einsiedeln
 Oppenheim Dr. med. O., Zürich-Oerlikon
 Pechota Dr. med. Paul, Zürich
 Peter Dr. med. Frl. L., Augenärztin, Zürich
 Pfenniger Dr. rer. nat. Lina, Luzern
 Pfister Dr. jur. Karl, Zürich
 Pierroz André G., Pharmacie homéopath., Genf
 Rentschnick Dr. med. Pierre, Genf
 Ribaux J. H., Chardonne s. Vevey
 Risi Dr. med. Alois, Gersau, Schwyz
 Roth Eugen, Kunstmaler, Einsiedeln
 Salzmann Dr. med. Karl, Zürich
 Sandoz A.-G., Basel
 Scheidegger Dr. med. E., sen., Basel
 Scheidegger Dr. med. E., jun., Basel
 von Schenk Dr. E., Neu-Reinach
 Schläpfer Dr. med. H., Augenarzt, Zürich
 Schmid Dr. med. Edw. A., Zürich
 Schmidt Dr. Pierre, Genf
 Schneider Emil, Magnetopath, Niederteufen
 Schönenberger Dr. phil. Karl, Staatsarchivar, St. Gallen
 Schönenberger Karl, Rämistr. 50, Zürich
 Schürmann P., Kaufmann, Luzern
 Schwarber Dr. phil. Karl, Bibliothekar, Basel
 Semadeni Dr. med. B., Augenarzt, Davos-Platz
 Sigrist Dr. med. dent. Adolf, Luzern
 Skoruppa R., Zahnarzt, Luzern
 Sonderegger Dr. med. Walter, St. Gallen
 Steinauer-Eberle Frau Liny, Einsiedeln
 Steinegger Dr. med., Lachen, Schwyz
 Stilling H., Parkhotel, Lugano
 Stoll Dr. med. Arthur, Arlesheim
 *Strebel Dr. med. Jos., Augenarzt, Luzern

Sulzer Hans, Rechtsanwalt, Zürich
 de Telepnef Basilio, Generalkonsul, Luzern
 Tschopp Dr. med. W., Basel
 Verkehrsverein, Einsiedeln
 Versell Hermann, Ingenieur, Wallisellen (Zürich)
 Vetter Dr. med. H., Chefarzt, Aarau
 Wagner Dr. phil. Adelbert, Professor, Appenzell
 Walser Linus, Krankenpfleger, Kantonsspital, Aarau
 Weber Henry, Fabrikant, Zürich
 Weißenborn H. W., Schriftsteller, Dornach (Solothurn)
 Wili Dr. W., Professor, Bern
 Wölfflin Dr. Ernst, Professor, Basel
 *Zanger Dr. med. Heinrich, Professor, Zürich
 Ziegler K. A., Antiquariat, Zürich
 Zünd P. Kanisius, Professor, Einsiedeln
 Zweifel Dr. med. Carl, Basel
 Zweifel Dr. med. E., Schwyz

Seit der Gründung verstorbene Mitglieder:

Alendy Dr. René, Professor, Paris, † 1942
 *Bigler Dr. med. Walter, Frauenarzt, St. Gallen, † 1945
 Deucher Dr. med. W. G., Frauenarzt, Zürich, † 1945
 Jaiser Ernst, Buchhalter, Grimmenstein, † 1946
 Jenny Dr. med. Eduard, Kinderarzt, Aarau, † 1945
 Netzhammer Raymund, Erzbischof, Insel Werd, † 1945
 Siegfried Dr. K., Fabrikant, Zofingen, † 1945
 Vogt Dr. med. Alfred, Professor, Zürich, † 1943

Wir hoffen gerne, daß zu neuen Mitgliedern aus der Schweiz sich in Bälde auch solche aus dem Auslande gesellen werden. Anfänge sind bereits vorhanden. Um allen Erfordernissen der wissenschaftlichen Erschließung des Hohenheimers dienen zu können, sind uns Freunde herzlich willkommen.

Dr. P. Ildefons Betschart.

GLOSSEN ZUM PARAGRANUM ODER VIERSÄULENBUCH

Die Vorrede

Die Vorrede zum Buch von den vier Säulen der medizinischen Kunst, von dem «Wesenskern» der ärztlichen Bildung, ist von dem brausenden Temperament des hitzigen und tiefempörten, damals noch jungen Paracelsus beherrscht und stellt gewiß ein malerisches Lebensbild des genialen Doktors dar, der ja alles andere, nur kein «subtiler oder superfeiner Geselle» war und so auch sein ganzes Leben blieb. Bemerkenswert ist jedoch die, trotz ihrer scheinbaren, zeitgemäßen Roheit plastische, neu und herrlich klingende *deutsche* Sprache, als deren früher Schöpfer er mit Recht bezeichnet werden muß.

Unter dieser funkelnden und ergötzlichen äußeren Schale liegt aber der tiefenste Kern des Buches: eine Mahnung an die unwissenden und geldsüchtigen «Humorenärzte» seiner und der kommenden Zeit, und ein erstaunlicher Wegweiser, klar und modern anmutend, für ihre «Auditorium-Hörer», für die noch lernenden und jungen Scholaren, die «Ärzte in der Tat und nicht nur dem prahlenden Scheine nach» sein wollen.

Vor allem wird die einzig richtige Methode des Lernens mit Nachdruck eingeprägt, nämlich: *Erfahrung* und *Experiment*. Schon im Anfang seiner Vorrede betont er in kräftigen Worten, in seinen Schriften gäbe es «keinen einzigen Buchstaben, der ohne große Erfahrungheit und sonstige Experienz vorgelegt wäre.»

Zum ersten Male nach dem dunkeln medizinischen Mittelalter erklingt eine auffordernde Stimme, die in einigen bestimmenden Sätzen tatsächlich die moderne experimentale Medizin begründet und ohne Übergang, trotz den mißbilligenden Gegnern, eine neue Zeit der Heilkunst eröffnet; und dies schon im Jahre 1530!

In der letztvorhandenen Ausgabe der populären und weitbekannteren Harmworths Universal Encyclopedia (The Educational Book Co. Ltd., London; the Special Revised Edition,

1926—1928?) wird u. a. in einem Aufsatz über Francis Bacon (Vol. II; p. p. 820—821) festgestellt: «hätte er (der Lord von Verulam, 1561—1626) nichts anderes entdeckt und geschrieben, als nur die Mahnung zu einer erfahrungsmäßigen und experimentalen Methode in der Wissenschaft (also die genauen Worte des Paracelsus!), so hätte er schon seinen fortdauernden Ruhm begründet.» Über Paracelsus selbst aber schreibt u. a. die vierzehnte Ausgabe der Encyclopedia Britannica (1929—1930, Vol. 17, p. 251), es wäre zweifelhaft, ob Paracelsus überhaupt je eine Wahrheit entdeckt hätte!! . . .

Doch blieb es bei Paracelsus nicht nur bei einer Andeutung der für seine noch von scholastischen Begriffen beherrschte Zeit überraschend neuen Methode; er ging weiter, und in kühnen Umrissen gab er einen festen Plan des ganzen ärztlichen curriculum an, wie er es für die Ausbildung eines tüchtigen Arztes als notwendig hielt.

In gebieterisch klingenden Sätzen, zuweilen leider durch polemische Hitze und Wiederholungen gestört, zuweilen aus Mangel an passenden Worten in seiner neugeborenen deutschen Sprache, oder durch die für den modernen Leser ungewohnten Formulierungen und Redensarten verdunkelt, wirft er das folgende belangreiche Programm der Studien auf als Grundsäulen der Neumedicin:

- I. Naturwissenschaften, umfassend, in heutigen Begriffen ausgedrückt, eine vollständige naturwissenschaftliche Fakultät, verbunden mit dem ersten und zweiten medizinischen Präpodeutikum.
- II. Metaphysik, als eine Lehre der alles durchdringenden Weltgesetze, und Psychologie, verbunden mit Psychiatrie, d. h. Erkenntnis und Verständnis des Menschen, der auch im Bereiche der makrokosmischen Gesetze steht.
- III. Jatro- oder Heilchemie und Pharmacologie.
- IV. Eine Anstandsformel für jeden Arzt, nämlich: er muß gewisse Studien gemacht und reichliche Erfahrungen erworben haben; er muß nicht nach Geld allein, sondern nach einem treuen Dienst der Kranken und der Wissenschaft bestrebt sein; er muß sich moralisch (das heutige Wort) seinem hohen Amt gemäß benehmen, Nüchternheit und

«Keuschheit» bewahren. In der Tat entsprechen die paracelsischen Tugendvorschriften beinahe genau den Forderungen, die heutzutage in England der Medizinische Generalrat (General Medical Council) von allen auf die offizielle Liste eingetragenen Ärzten verlangt!

Die genannten vier Säulen oder Zweige der medizinischen Ausbildung deutet dann Paracelsus noch klarer an, als «Kunst, Lehre, Experiencz und Tugend».

Kunst ist demnach alles, was von den menschlichen Sinnen empfangen wird, also die erfahrungsgemäß empfundene Natur; die Welterkenntnis durch die Beschreibung oder Feststellung der Naturerscheinungen und Erforschung ihrer Gesetze.

Die *Lehre* — von den Grundgesetzen, welche alle die Welt zusammenstellenden Mütter-Elemente und ihre Früchte erfassen und für den Menschen genau so gelten wie für den Kosmos.

Experiencz oder die praktische Anwendung der Chemie als Heilkunde und zugleich der «ausprobierten» pharmazeutischen Kunst.

Tugend — im Sinne der berufsmäßigen Ethik.

Die Grundumrisse der paracelsischen Weltanschauung sind in der Paragranum-Vorrede auch angedeutet.

Jedes von den vier Mütter-Elementen, sowie seine Früchte, durch welche (als seine mannigfaltigen Erscheinungsformen) sie zu erkennen sind, enthält den äußeren Körper oder die Schale und die innere Kern-Substanz, d. h. die in ihm und seinen Früchten wirkenden Kräfte. Der Arzt muß das Äußere wie auch das Innere kennen lernen und erschauen können.

Die Welt, die große, Kosmos, und die kleine, Mensch, stellt eine Ganzheit dar, in welcher dieselben natürlichen Kräfte und Gesetze walten. Der Arzt muß also das Ganze des Natursystems erfassen, nicht nur die Bruchteile davon (wie die heutigen Spezialisten).

Der Arzt ist gebunden, seines erhabenen Amtes gedenkend, ein tugendhaftes Leben zu führen und vor allem Gott in der Natur und in sich selbst unermüdlich, von früher Jugend an, zu suchen, denn Gott ist, nach dem Paragranum, die «Wahrheit».

Beim Lesen der Vorrede zum Paragranum entsteht schon der

Eindruck, welcher sich beim weitem Lesen noch verstärkt, als ob Paracelsus in diesem Werke in der Rolle eines vordersten Verfechters der mechanistischen Weltanschauung auftrete; und so ist es in der Tat. In klaren Worten sagt er hier, zusammen mit den Vertretern der uns so bekannten und zuweilen noch bedrückenden Anschauung, daß alles Geschehen in der Natur und in dem Menschen selbst durch die gleichen, überall herrschenden, natürlichen Ursachen und Kräfte bewirkt werde. Zwar fügt er hinzu, der Techniker müsse sich, als «Magus wie die Magier aus dem Morgenlande auch auf die Suche nach Gott begeben»; ohne Inspiration durch den Geist Gottes sei keine «Wahrheit» zu finden. Jedoch kommt im Paragranum zweifelsohne mehr der Arzttechniker zu Wort und überwiegt der Faber über den Magus, der sieben Jahre später die *Astronomia Sagax* schreibt, die Metaphysik, Parapsychologie, Magie und Mystik umfaßt.

«*Philosophia*»

Das Erkennen der äußeren Erscheinungsformen der *materia* in der großen, kosmischen Welt; was «mit Augen, Ohren, Zunge und Nase» empfunden und mit der «in der Hirnschale liegenden Vernunft» zusammengefügt wird, bildet ihren Gegenstand, also «kein Phantasieren, Spekulieren und Schwärmen», oder gar «Sophistizieren», wie es die Humorärzte gewohnt seien.

Dieses Erkennen ist für den Arzt die erste Säule, der vornehmste Grund seines Wissens, da ja der Mensch, als eine treue Abspiegelung der kosmischen Welt mit all ihren Eigenschaften und Kräften, denselben Gesetzen unterworfen ist; der Unterschied bestehe nur in der Form.

Es handelt sich unter der altgebräuchlichen Bezeichnung «*Philosophia*» in der Tat, wie schon erwähnt, um eine heutige naturwissenschaftliche Fakultät, mit einem besonderen Nachdruck auf die physiologischen Studien, verbunden mit dem ersten und zweiten medizinischen Propädeutikum.

«Astronomia»

Die von Paracelsus in dem zweiten Aufsatz des Paragranums gebrauchten Ausdrücke sind etwas verworren (er mußte ja in einer neu zu bildenden Sprache ungewohnte wissenschaftliche Begriffe und Formulierungen als Erster schaffen). Doch erhellt deutlich, daß es sich hierin um das Erforschen der inneren, die Ganzheit der großen und der kleinen Welt beherrschenden Gesetze handelt; um ein aus den Einzelerkenntnissen geformtes Gesamtbild, in der modernen Wissenschaftssprache¹, also um die Metaphysik und die Psychologie, verbunden mit der Psychiatrie; um die Forschungen in den «Kräften aus dem Himmel», welche, in ähnlicher Weise die große Welt wie das innere «Selbst des Menschen» beeinflussend (seinen «besonderen Himmel»), zur Erkenntnis des ganzen Menschen führen, denn schließlich: «das Ende des Wissens sei der Mensch».

Bemerkenswert ist die Andeutung auf die Notwendigkeit der geschichtlichen Studien: «ein jegliches Ding geht durch ihre Zeit... der Himmel wirkt in seiner Zeit und eröffnet die Kräfte der Dinge».

«Darum ist Unglück eine Unwissenheit, Glück eine Wissenheit».

«Ihr Ärzte (müset) in der Wissenheit so bewandert sein, daß ihr kennt den Ursprung des Glücks und Unglücks.»

«Alchimia»

In diesem dritten Aufsatz wird die Jatro-chemie in unzweideutigen Worten begründet. —

«Es gibt welche, die sagen, Alchimia soll Gold, soll Silber machen; hier ist aber das richtige Fürnehmen: mache die Arcanas und richte dieselbigen gegen die Krankheiten.»

Es blieb bei ihm nicht bei Worten allein: eine ständige «Praktik» wurde in seinen «chemischen Küchen» durchgeführt, welche auch letzten Endes durch die Quecksilberversuche die Gesundheit Hohenheims zu Grunde richtete. Er «probierte» und stellte die Heilmittel für seine Kranken meist selbst fertig

¹ Zuweilen noch schwieriger als die paracelsische!

und hinterließ auch im Paragranum einige nützliche Anweisungen für diese «alchemische» Arbeit, für die Scheidung des Kerns von der Schale und somit für die Zubereitung des Auszuges der verborgenen Kräfte (oder «Tugenden») der Natur zum Nutzen der Kranken.

Die Pharmakologie, verbunden mit der Apothekenkunst, ist ebenso deutlich in diesem Kapitel als unentbehrliches Wissen für einen werdenden Arzt empfohlen.

Dieser ganze Abschnitt des Paragranums ist für die Medizingeschichte von großer Bedeutung; darin befinden sich einige wichtige von Paracelsus begründete und später «wiederentdeckte» Wahrheiten, (ohne daß man es für nötig hielt, den Namen des verspotteten Bahnbrechers zu erwähnen), die der unverständigen und undankbaren Welt zum ersten Male veröffentlicht worden sind.

In diesem Kapitel wird der Begriff der «chemischen Verwandtschaft» festgestellt, eine allgemeine Klassifizierung (zwar noch nach Planeten-Namen) der Krankheiten und entsprechender Heilmittel versucht und, erstaunlicherweise, die Farbenlehre mit Farbenzerlegung und deren Bedeutung für die Medizin angedeutet, analog Goethes «Wahlverwandtschaften» und Farbenlehre.

Es sind bemerkenswerte Worte, die er da schreibt, «Hierin liegt nun der Farben Erkenntnis, dann in jeglicher Farbe ein sonder Tugend und Krafft liegen.»

Wie nüchtern, überlegen und «modern» klingen seine Schlüsse: «Dieweil doch ein Arzt nicht anders sein soll, dann ein erfarter der Natur, und einer der da weiß der Natur Eigenschaft (Philosophia — Naturwissenschaften), Wesen (Astronomia — Metaphysik) und Art (Alchimia — die chemische Kunst).»

Und ebenso die Zusammenfassung betreffend die «drei Säulen» der ärztlichen Bildung: «Die Philosophiey der Artzney, darinn aller Krankheiten Ursprung sollen erkundigt werden. Und in der Astronomiey von wegen der Heylung, mit genugsamlichem Verstandt fürhalten. Und am letzten eins von der Alchimey, das ist, Modum Praeparandi Rerum Medicinalium.»

«Proprietas» oder «von dess Artzs Tugendt»

Es handelt sich hier, wie oben festgestellt und wie es der Titel besagt, keineswegs um eine allgemeine ethische Lehre. Der Aufsatz befaßt sich vor allem mit den einem Arzt obliegenden Pflichten und seinem Benehmen.

Ein Arzt soll «treu», d. h. nicht des Geldes wegen, sondern des Krankennutzens wegen getreu und aufrichtig handeln. Er soll nicht vergessen, sein Amt stamme von Gott; und, so fügt der «paragranische» Paracelsus hinzu, Gott ist *vorerst* die Wahrheit selbst, demnach gebührt es sich für einen Arzt nach dem gründlichen Wissen stets zu trachten: nicht nur in den Zeiten seiner Jugend richtig «gelernt und erfahren» zu haben, sondern auch weiter, sein ganzes Leben lang, nach Wissen und Wahrheit forschend zu bleiben.

Der Arzt muß eine anständige Lebensweise führen und, besonders was die Frauen anbelangt, sich rein, d. h. «keusch» verhalten und in keine «Hurerei» einlassen.

Hohenheims, wie wir es heute bezeichnen würden, «rationalistische» Auffassung wird in dem vierten Kapitel des Paragranums wiederum unterstrichen. Es handle sich ja um die Medizin, die «eine gewisse Kunst» sein soll; denn, schließlich — «Natürlich ist die Krankheit, natürlich ist der Wille sie zu kurieren, natürlich ist die Krafft sie zu heilen.»

Die sich aus dem Studium des «Paragranums» ergebenden Eindrücke einer «mechanistischen» Weltanschauung, einer quasi-materialistischen Auffassung der Welt und ihrer Geheimnisse, ja der Menschenkunde selbst —, wie reimt sich dies alles mit dem Namen Paracelsus? Wie entfremdend wird dies für diejenigen klingen, welche von dem Großmeister der Magie, von seinem die Geheimnisse des Kosmos und der Menschheit bis zu den tiefsten Abgründen durchdringenden Blick, stets Enthüllungen einer geistigen oder «übersinnlichen» Natur erwarten! Und doch ist dem so.

Weit ist der Schöpfer des Paragranums von seiner «Sturm- und Drangperiode» entfernt, von der jugendlichen Zeit des «Volumen Paramirum», dieses einzigartigen «Buches von den

fünf Entien», wo seine Blicke in einer Himmel und Erde umfassenden Nachforschung in den *Ursprung aller Krankheiten*, bald bis zum Göttlichen emporschweiften, bald, über die Geisterwelt und Natur hinuntergleitend, bis zur Tiefe der schwarzen Kunst hinuntersanken.

Weder ist er hier in das tiefste des elementischen Wesens als rein — chemischen Zustandes hineingedrungen (in seinen wissenschaftlichen Visionen in den ersten Büchern des *Opus Paracelsum* deutet Paracelsus erstaunlicherweise die scharfsinnige Licht-Theorie eines de Broglie klar an), noch in das höchste des menschlichen Wissens, in die an mystische Sphären grenzende Weisheit seines Krönungswerkes: «*Astronomia Magna* oder die ganze *Philosophia sagax* der großen und kleinen Welt» . . .

So gut wie nichts von dem allem findet sich im Paragrum². Es ist eben das bedrückende Jahr 1530, eine unter den bittersten Erschütterungen entstandene und *bei Paracelsus wohl bald vergangene Lebensperiode*: eines mit Vorzug «mechanistisch» denkenden und fast «materialistisch» eingestellten, enttäuschten Mannes und verschmähten Gelehrten.

Basilio de Telepnef
Luzern, 1944.

² Einige hie und da flüchtig hingeworfene vereinzelte Worte ausgenommen.

BETRACHTUNGEN ÜBER HOHENHEIMS KOMMENTARE ZU DEN APHORISMEN DES HIPPOKRATES

Als *Konstantin von Afrika* (ca. 1020—1087) grundlegende medizinische Schriften des Altertums und arabischer Autoren in die Gelehrtensprache des westlichen Abendlandes übersetzte, befanden sich darunter auch die Aphorismen der hippokratischen Schule. Seither bildete das kommentierende Studium dieser Lehrsätze einen wichtigen Bestandteil des medizinischen Hochschulunterrichtes. Auch Hohenheim wurde während seines Studiums, wohl in Ferrara, mit den Aphorismen vertraut gemacht. Als er später mehr und mehr zu einem erbitterten Gegner des gelehrten Studiums der alten Autoren wurde, hat er dennoch von dem großen Griechen nur in Worten höchster Verehrung gesprochen.

Umso reizvoller ist es, Paracelsus in diesen seinen Kommentaren zu den Aphorismen gleichsam im Zwiegespräch mit dem Haupt der Schule von Kos zu belauschen. Übereinstimmungen und Gegensätze werfen manches Licht auf die Lehren des Arztes aus Einsiedeln.

Wann hat Hohenheim diese Kommentare geschrieben? *Sudhoff*¹ meint, es könne sich um Ausarbeitungen für eine geplante Vorlesung in Basel (1527/28) handeln. Einen Anhalt gibt die Erwähnung der Tartaruslehre: Die erste Tartarus-Schrift stammt aus dem Jahre 1525, man wird die Kommentare in der vorliegenden Gestalt also nicht früher ansetzen dürfen. Andererseits nennt Paracelsus hier als die «vier Säulen der Heilkunde» philosophia, astronomia, alchimia und physica², während im Paragranum (1530) als «vierte Säule» virtus erscheint. Die verschiedenen Fragmente fallen also vermutlich in die Jahre um Hohenheims Lektur in Basel. Vielleicht stammen die einzelnen Teile aus verschiedener Zeit.

¹ In Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus, Sämtliche Werke. I. Abteilung herausgegeben von K. Sudhoff. München, Berlin 1923 ff. Bd. IV, XXXI ff.

² Paracelsus-Sudhoff Bd. IV, 494.

Übrigens gehörten die hippokratischen Aphorismen zu den ersten medizinischen Werken, die im Druck erschienen. Schon 1473 kamen sie unter die Presse. Sie waren also schon Hohenheims Vater leicht zugänglich, vielleicht in seiner medizinischen Büchersammlung enthalten.

Die ersten drei Aphorismenbücher gehören zum Kreise der sogenannten «echten», d. h. zu Lebzeiten des großen *Hippokrates* (ca. 460—375 v. Chr.) oder kurz danach abgefaßten Schriften aus der Schule von Kos. Die ersten 25 Aphorismen des 1. Buches enthalten grundlegende Lehren der Hippokratiker. Hohenheim hat sie vollständig kommentiert. Diese Kommentare bilden den für die vorliegende Skizze wertvollsten Teil der Fragmentsammlung.

Die echten Schriften der hippokratischen Schule zeichnen sich durch die knappe, schlichte Wiedergabe ihrer ärztlichen Beobachtungen aus. Ähnlich wie in der älteren griechischen Naturphilosophie wird hier die Vielfalt der Erscheinungen im ganzen Naturreich auf das Zusammenwirken weniger Grundmächte zurückgeführt. Und zwar wird im lebenden Organismus ebenso wie im anorganischen Bereich alles Geschehen auf wechselnde Mischungszustände dieser Grundmächte bezogen. Der Organismus ist dabei von dem Mischungszustande der durch Atmung, Nahrung und Getränke aufgenommenen Zufuhren abhängig. Während im Makrokosmos die Sonnenwärme ein örtlich und zeitlich wechselndes Mischungsverhältnis unter den Elementen durch Kochung (*pepsis*) herstellt, wahrt die innere Wärme im Organismus (*emphyton thermon*) durch Kochung der Zufuhren ein spezifisches Gleichgewicht. Dieser physiologische Grundprozeß, zusammen mit den Abscheidungen des Lebewesens, kann bei allzu einseitigen Stoffzufuhren überlastet werden. Hierin sieht der Hippokratiker die Ursache für Erkrankungen.

Um diese hier nur grob skizzierten Anschauungen baut sich die hippokratische Naturlehre in einfachen, klaren Zügen auf. Es ist immer wieder überraschend zu sehen, auf welch eigentlich primitiven und — im Vergleich zur modernen Naturerkenntnis — vorwiegend spekulativen Fundamenten die koische Medizin ruht. Dennoch haben es diese Ärzte verstanden, die Kunst der ärztlichen Beobachtung zu bewundernswerter Höhe

zu führen: eine Leistung, die ein Geheimnis griechischen Wesens bleiben wird.

Hohenheims Stellung innerhalb der Naturlehren seiner Zeit ist nicht leicht zu bestimmen. Sein leidenschaftliches Streben nach Erneuerung der Naturwissenschaft, nach unvoreingenommener Naturbeobachtung und Forschung, ist ein Wiederhall des Geistes der Zeit. Seit Albertus Magnus (1207—1280) göttliche Offenbarung und menschliche Erkenntnis, Theologie und Philosophie, klar voneinander getrennt hatte — Paracelsus übernahm von ihm den terminus «lumen naturale», dem er das «ewige Licht» der Offenbarungsweisheit gegenüberstellte —, war der Ruf nach einer allein auf den Tatsachen errichteten Naturwissenschaft nicht mehr verstummt. Vor allem die Nominalisten des späten Mittelalters, u.a. *Wilhelm von Occam* (ca. 1290 bis 1349) und *Nikolaus Cusanus* (1401—1464), traten entschieden für einen solchen Empirismus in naturwissenschaftlichen Dingen ein. Cusanus vertrat überdies eine erkenntnistheoretische Auffassung, die der paracelsischen Mikrokosmoslehre eng verwandt und wohl als deren Vorläufer zu betrachten ist. Nach dem Kusaner enthält jedes Einzelding in sich die Wesensbestimmungen aller anderen. So spiegelt der Mensch durch die in ihm von Anfang an enthaltenen³ Vorstellungen, «Konjekturen», das Weltall wieder. Dieser aus der Unendlichkeitslehre des Cusanus entwickelte Ansatz zur späteren Monaden-Hypothese *Brunos* (1548—1600) findet sich in ähnlicher Weise bei Hohenheim wieder, so z. B. in den Worten: «Himmel und Erde sind im Menschen. Darum ist der Vorstellung die Welt nie zu weit»⁴.

Diese Neigungen zum Empirismus gerieten zu Ende des 15. Jahrhunderts unter den Einfluß neuplatonischer Strömungen, die in der Platonischen Akademie zu Florenz ihren geistigen Mittelpunkt gefunden hatten. Und seltsam genug: Während man soeben erst das weite Feld der Naturerkenntnis von dem Reich des Übersinnlichen getrennt hatte, berauschte man sich nun an den Lehren eines *Plotin* (205—270 n. Chr.) und anderer

³ Ein platonischer Gedanke!

⁴ Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus, *Sämtliche Werke* usw. herausgegeben von J. Strebel. Bd. II. St. Gallen 1945, S. 105.

Neuplatoniker, nach denen dennoch im Bereich der Sinne das Übersinnliche in vielfacher Brechung hindurchleuchtet. Und Plotins Überzeugung, daß gerade dieses Übersinnlich-Geistige, das hinter aller Naturbetrachtung hindurchscheine, das Wesentliche und eigentlich Wirkliche sei, gab den empiristischen Strömungen jener Jahrzehnte ihre spirituelle Richtung. Diese Spiritualisierung der Körperwelt hat später Hohenheim weitgehend übernommen. Auch ihm ist die Materie, das «Korporalische», nur unwesentliche Hülle, das eigentlich Wirkliche und Wirksame sind die darin verborgenen Geister und geheimnisvollen Kräfte.

Diese neuplatonischen Tendenzen führten ihn wie so viele andere ältere und zeitgenössische Naturforscher auf das Gebiet der Magie. Durch seine weltweiten Wanderungen^o war er mit den magischen Prozeduren vieler Völker vertraut geworden. Umfangreiche Studien verwandte er auf dieses seltsame Zwischenreich der Geister.

Für seine naturwissenschaftlichen und medizinischen Arbeiten wichtiger ist die Tatsache, daß er auch hier, überhaupt in allen Naturdingen, die in ihnen enthaltenen spiritus, virtutes, arcana usw. für das Wesentliche ansah. Aber — und das ist für das Verständnis Hohenheims besonders wichtig — er hält diese arcana, Quintessenzen usw. zugleich für darstellbare feinstoffliche faßbare Substanzen^o. Hier ist der Einfluß seiner alchemischen Praxis deutlich zu spüren.

Paracelsus stellt in seinen alchemischen Arbeiten nicht im Sinne unserer modernen Chemie reine Substanzen dar, um deren Eigenschaften zu prüfen, sondern er ist überzeugt, diese Qualitäten als ein feinstoffliches Etwas, z. B. die Eigenschaften des Goldes aus dem Golde gewinnen zu können.

Wurde somit seine qualitativ und spirituell eingestellte Naturauffassung doch schließlich ins praktisch Greifbare umgebo-

^o Vgl. de Telepnef, Paracelsus. A biographical Essay. St. Gallen 1945; ders., Nova Acta Paracelsica II. Basel 1945, 33 ff.; ders., Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus, Sämtliche Werke herausgegeben von J. Strebel. Bd. I. St. Gallen 1944, 283 ff.

^o Paracelsus-Sudhoff VII, 299 ff.

gen, so ist Hohenheim dennoch nicht in diesen theoretischen Grundvorstellungen als ein Wegbereiter moderner naturwissenschaftlicher Methodik anzusehen. Deren quantitativ-mathematische Grundtendenz hat er nicht geteilt.

Man wird das auch nicht erwarten dürfen, hat doch selbst noch ein *Francis Bacon* (1561—1626) seine Forderung einer induktiven Forschungsmethode im Sinne der alten scholastischen Abstraktionen aufgefaßt⁷.

Paracelsus ist in seiner qualitativ bestimmten Naturlehre der mittelalterlichen Tradition verbunden. Er ist, um ein Schlagwort zu gebrauchen, in wesentlichen Grundlagen ein Aristoteliker. Das Naturgeschehen wird nicht mechanisch, sondern in Analogie zum bildenden Künstler aufgefaßt. Oft gebraucht er das Künstlergleichnis, ebenso wie es einst *Aristoteles* (384—322 v. Chr.) getan hatte. Ganz im Sinne des Stagiriten werden nach Paracelsus die schon im Keim ruhenden Formen der Einzeldinge im Wachstum der Pflanzen, der Tiere, aber ebenso auch im Mineralreich, sichtbar stofflich verwirklicht, wobei die Materie, das «Korporalische», echt aristotelisch das nur Hemmende, Verunreinigende⁸ ist, das jenes Idealbild der Form mehr oder weniger unrein wiedergibt. Der paracelsische Tartarus entstammt diesem bloß Korporalischen!

Paracelsus ist also nicht Vitalist, eine Eigengesetzlichkeit des Organischen kennt er nicht! Er ist, wie schon *Hooykaas*⁹ betonte, Hylozoist, insofern als er organisches *und* anorganisches Naturreich in gleicher Weise als von allbelebenden formenden Kräften gestaltet betrachtete.

Alle diese Kräfte — die spiritus, arcana usw. — werden von Hohenheim aber eben zugleich als irgendwie faßbare feinstoffliche Substanzen vorgestellt. So schillert seine Naturlehre widerspruchsvoll spirituell und materiell zugleich. Hier liegt eine Quelle für die so verschiedenen Urteile — und zugleich ein

⁷ Vgl. de Telepnef, Paracelsus. St. Gallen 1945, 62: Bacon zitiert Paracelsus im *Novum Organon*, ohne den Autor anzugeben.

⁸ S. d. Verfassers: Zur Elementenlehre des Paracelsus. *Sudhoffs Archiv* 34 (1941) 35 ff.

⁹ *Janus* 39 (1935) 175.

Schlüssel zum Verständnis seiner vielfarbigen Naturauffassung. «Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang, der rechte Augenblick flüchtig, die Erfahrung unsicher, das Urteil schwierig.» Diese unsterblichen Worte des 1. hippokratischen Aphorismus mußten in dem leidenschaftlich um das weite Feld ärztlicher Kunst ringenden Hohenheim ein starkes Echo finden. Zweimal hat er seine Gedanken zu diesem Bekenntnis des Griechen niedergeschrieben. Und schon hier, in diesen einleitenden Sätzen¹⁰, heben sich die Charaktere in deutlichen Umrissen voneinander ab. Dort blickt das Haupt der angesehensten Ärzteschule seiner Zeit gelassen auf die Grenzen seiner Kunst. Des Ruhmes dieser Welt gewiß beugt er sich in frommer Bescheidenheit vor der göttlichen Ordnung in der Natur, die alle menschliche Kraft übersteigt. Und hier — zwei Jahrtausende später — der junge Hohenheim: Von Anfang an steht er im Kampf mit den herrschenden Gewalten. Rastlos verfolgt er sein Ziel, die Medizin seiner Zeit in die für recht erkannte Richtung zu zwingen. Was er von sich und seiner Zeit verlangt, geht weit über alles Erreichbare hinaus. Ihm selbst schwebt dabei nur dämmerhaft vor Augen, was doch nur einer stetigen Entwicklung von Generationen gelingen kann. Der Glanz seiner Leistung versinkt nur zu oft unter dem notwendigen Scheitern des Unmöglichen, das er von sich und seiner Mitwelt verlangt. Bewundern wir dort die abgeklärte apollinische Ruhe griechischer Weisheit, so spüren wir hier das dionysisch leidenschaftlich-schmerzhaftes Streben nach dem Grenzenlosen — den Geist der Faustgestalt!

In seinem Kommentar zu diesem 1. Aphorismus weist Paracelsus — in Übereinstimmung mit Hippokrates — die unbiologische Meinung zurück, daß die Medizin das Leben über eine gewisse naturgegebene Altersgrenze hinaus verlängern könne. Bezeichnend ist Hohenheims Hinweis, Hippokrates habe auf die Kürze des Lebens hingewiesen, damit der Mensch desto schneller seinen irdischen Zielen zustrebe.

«Die Kunst ist lang.» Hohenheims rastloser Geist deutet den Sinn des Satzes um: die Kunst sei zu langsam, habe Hippokrates gemeint. Es habe eben damals die Kunst noch nicht in allem die

¹⁰ Vgl. Littré, *Oeuvres complètes d'Hippocrate*. Bd. 4. Paris 1840, 458—470.

rechte Höhe erreicht, das «donum finis» — eine ärztliche Kunst, die gegenüber der Krankheit kurz, nicht zu langsam zur Wirkung komme, habe es noch nicht gegeben!

«Der rechte Augenblick.» Der Hippokratiker ist von der zeitlichen Ordnung gesunden und krankhaften Geschehens in einem Maße überzeugt, das die Erfahrungen der heutigen Medizin weitgehend übertrifft. Hohenheim sieht umgekehrt in der Zeit einen Faktor des Unbeständigen, Überraschenden, der nur allzu leicht alle Berechnungen umstößt.

«Die Erfahrung unsicher.» Hier widersprechen sich Hohenheims zwei Kommentare vollkommen. Der eine — Paracelsus-Sudhoff IV, 496 — deutet den Satz wiederum in dem Sinne um, daß eben Hippokrates noch nicht die nötige Erfahrungheit, die rechte «theorica», besessen habe. Der zweite Kommentar — IV, 540 — gibt einer Resignation Ausdruck, die den bescheiden beschränkenden Sinn des hippokratischen Satzes fast in Verzweiflung verwandelt. Dies ist ein Hinweis darauf, daß die zweite Fassung aus Hohenheims späterer, an Enttäuschungen überreicher Zeit stammen könnte.

«Das Urteil schwierig.» Der gleiche Widerspruch in den beiden Kommentaren! Das eine Mal sagt Hohenheim sogar: «die zeit muß sich biegen lassen» —, das andere Mal: «wir nennen, das wir nicht kennen usw.» —, Launen des jungen oder Enttäuschung des älteren Hohenheim?

Die folgenden 24 Aphorismen führen in wesentliche Teile der hippokratischen Krankheitslehre ein. Sieben Aphorismen betreffen in allgemeinen Grundzügen die Ausleerungen des Körpers (Stuhl, Harn usw.). Fünfzehn Aphorismen behandeln allgemein diätetische Grundregeln. Je ein Aphorismus beschäftigt sich mit der ärztlichen Betreuung hochtrainierter Athleten sowie mit einigen prognostischen Gesichtspunkten.

Schon dieser Überblick weist auf die hohe Bedeutung hin, die der Hippokratiker den Zufuhren und Abscheidungen des Organismus, kurzum dem Stoffwechsel, zumißt. Entsprechend dem oben Angeführten beurteilt der koische Arzt an der Beschaffenheit der Ausscheidungen den Grundprozeß der Kochung. Auf der anderen Seite kann er durch Regelung der Diät einen heilsamen Einfluß auf die in kranken Tagen überlastete Kochung

gewinnen. Immer schweben ihm hierbei irgendwie mechanische Mischungszustände vor Augen, etwa im Sinne der empedokleischen Elementenlehre.¹¹

Hohenheim deutet all das in seiner qualitativ bestimmten Naturlehre um. Seiner Ansicht nach reicht der Überschuß zwischen aufgenommener Nahrung und abgeschiedenen Entleerungen nicht aus, um daraus Aufbau und Erhaltung der Körpersubstanz zu erklären¹². Er meint, aus der Nahrung würden nur minimale Stoffmengen im Organismus zurückgehalten. Aus ihnen «wachsen» Körpersäfte, Fleisch usw. hervor wie die Pflanze aus dem Samenkorn. Dieses «Wachsen» von Stoffen geschehe unter der Einwirkung von Kräften, die — nach Paracelsus — in analoger Weise z. B. den fruchtbringenden Regen im Himmel entstehen lassen. Paracelsus meint, die Niederschläge entstünden unter dem Einfluß der Sterne, und so schließt er, daß auch im Organismus analoge «Gliedsterne» am Werke sind¹³. Das gleiche gilt für «Astra» in allen Naturdingen. Die «Astronomie» Hohenheims hat also nichts mit Astronomie in unserem Sinne oder mit Astrologie zu tun, sondern umfaßt u. a. die — magerer oder dicker — stoffbildenden Kräfte in der Natur¹⁴.

Paracelsus ist weit entfernt von dem Gedanken der Erhaltung der Masse, der unserer modernen Naturwissenschaft zugrunde liegt. Der Hippokratiker kommt in seiner dem Empedokles (ca. 490—430 v. Chr.) verwandten Naturlehre diesem Grundsatz sehr nahe, — Paracelsus macht in extrem qualitativ gerichteter aristotelischer Vorstellung der Gedanke des Entstehens und Vergehens von Materie aus dem Nichts und in das Nichts keine Schwierigkeit, — d. h. das *stoffliche* Nichts, in dem die Kräfte und Qualitäten jedoch weiterhin vorhanden sein können.

Dies alles gilt allerdings nur für die historische Entwicklung

¹¹ Vgl. des Verfassers: Hippokrates und die Meteorologische Medizin. Zum Druck vorbereitet.

¹² Paracelsus-Sudhoff I, 24.

¹³ Diese Vorstellungen sind bedeutsam für Hohenheims Schwindsuchtslehre, vgl. des Verfassers: Paracelsus und seine Schwindsuchtslehre. Leipzig 1941.

¹⁴ Zur paracelsischen Astrologie vgl. Strebel, J., Die paracelsische Astrologie. In Nova Acta Paracelsica II 1945, 111.

der Naturwissenschaft in den auf Paracelsus folgenden Jahrhunderten. Die heutige Physik kennt Beziehungen zwischen Masse, Energie usw., die paracelsischen Gedankengängen wieder eher verwandt erscheinen.

Der 2. Aphorismus zeigt in einem Überblick, wie sich der Hippokratiker am Krankenbett verhält. Von der Beurteilung der Entleerungen des Patienten ausgehend, wendet er seine Aufmerksamkeit den Gegebenheiten von Klima, Wetter und Jahreszeit zu. Ferner achtet er auf das Lebensalter des Kranken. An letzter Stelle folgen die Erkrankungen, d. h. er zieht die sonst noch zur gleichen Zeit und am gleichen Ort vorkommenden Krankheiten in Betracht.

Der physiologische Grundprozeß der Kochung steht, wie erwähnt, in Abhängigkeit von der Umwelt des Organismus. Hier wie dort liegen allem Geschehen Mischungen der Elemente zugrunde. Der Organismus muß jedoch ein *bestimmtes* artspezifisches Mischungsgleichgewicht aufrechterhalten, ist also gegenüber starken Schwankungen in der «Mischung» der Umwelt sehr empfindlich. Kann die Kochung allzu ungleich gemischte Zufuhren aus der Umwelt nicht rasch ausgleichen, so sinkt die Leistungsfähigkeit des ganzen Körpers mit all seinen komplizierten Funktionen: der Mensch ist krank. An den Entleerungen des Patienten verfolgt der Arzt die Bemühungen der Kochung, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Durch Entzug von Nahrung oder durch eine bestimmte Diät, durch Förderung oder Hemmung der einzelnen Entleerungen, kann er der Kochung helfend zur Seite stehen. Die Kochung selbst arbeitet — im Fieber — mit verstärkter Kraft.

Allen so verschiedenen Erkrankungen liegt also ein im wesentlichen gleicher pathologischer Prozeß zugrunde. Es gibt in Wirklichkeit eigentlich nur *eine* Krankheit. Und allen örtlich und zeitlich zusammenfallenden Erkrankungszeichen läßt sich — zusammengefaßt — entnehmen, in welcher Richtung die Stoffzufuhr ungemischt ist —, zu kalt, zu warm, zu trocken, zu feucht usw., ob und wie also der Arzt eingreifen kann und muß. Selbst wenn die unzweckmäßige Lebensweise eines Einzelnen Ursache einer Einzelerkrankung ist, kann der Arzt doch nur im Vergleich mit den herrschenden Umweltbedingungen Art und

Umfang der besonderen Störung beurteilen und sein therapeutisches Handeln entsprechend einrichten.

Nur im Zusammenhang mit diesen Grundanschauungen wird die hippokratische Krankheitslehre verständlich. Der Arzt aus Kos kennt keine Krankheitsbilder in unserem Sinne, er kennt nur ein Kranksein, dem trotz aller Vielfalt der Symptome stets eine Störung der Kochungsfunktion, also nur ein stärkeres Schwanken des *physiologischen* Grundprozesses, zugrunde liegt. Das krankhafte Geschehen ist also vom gesunden nicht grundsätzlich verschieden, Gesundheit und Krankheit gehen fließend ineinander über.

Der diagnostische Überblick, den der Hippokratiker anstrebt, ist nicht der verschiedener fest umrissener Krankheitsbilder, sondern der zwischen allen am gleichen Ort zu gleicher Zeit vorkommenden Erkrankungen einerseits mit den Bedingungen von Wetter und Klima andererseits.

Hohenheim kommt demgegenüber mit seiner Nosologie unserer heutigen Krankheitslehre sehr nahe. Seine sorgfältigen Beobachtungen über die Symptomatik der Syphilis z. B. stellen eine vorbildliche Pionierleistung moderner klinischer Arbeit dar.

Seine theoretischen Vorstellungen über das Krankheitsgeschehen bleiben jedoch in Spekulationen hängen. Er besaß ebenso geringe Kenntnisse der Anatomie wie die Ärzte der hippokratischen Schule. Und wie sollte er auch auf diesen erst in der Folgezeit planmäßig erschlossenen Weg gelangen, sah er doch als das Wesentliche in der Natur die verborgenen Kräfte an! Seine Auffassung, daß die Krankheit etwas dem Organismus Feindliches, Fremdes darstellt, das in ihm heranwächst wie eine Unkrautpflanze im Garten¹⁶, stellt das gerade Gegenteil der hippokratischen Vorstellung dar.

Von grundsätzlicher Bedeutung ist diese Ansicht Hohenheims für die Therapie geworden. Denn er betrachtete nicht nur die verschiedenen Krankheiten als spezifische Wesenheiten, sondern er war überzeugt, daß in der Natur auch entsprechende spezifische Heilmittel im Kampf gegen die Krankheiten zu finden sind. So wurde er der Vater der modernen spezifischen Therapie, und auf diesen Wegen hat er seine bedeutendsten medizini-

¹⁶ Paracelsus-Sudhoff VII, 287.

schen Erfolge errungen. Seine botanischen Kenntnisse wie seine chemische Vorbildung kamen ihm hierbei in gleicher Weise zu-statten. Damit eröffnete er ein weites Feld ärztlicher Erfahrung, das dem Hippokratiker verschlossen geblieben war.

Hohenheim knüpft damit vielfach an die Praxis der Volksheilkunde an, und nach seinem eigenen Zeugnis verdankt er den darin erfahrenen Männern und Frauen manche Anregung. Dennoch ist es falsch zu sagen, daß Hohenheim von der Volksheilkunde ausgegangen sei. Seine Naturauffassung ruht auf den neu-platonisch-aristotelischen Traditionen.

Paracelsus meint in seinem Kommentar zum 2. Aphorismus, Hippokrates habe recht, wenn er bei manchen krankhaft gesteigerten und veränderten Entleerungen noch zusätzlich auf dem gleichen Wege die Abscheidung verstärke, bei Dysenterie ein Laxans, bei Erbrechen ein Vomitivum gebe. Hippokrates sagt das aber gar nicht in diesem Aphorismus, sondern er lehrt nur, die spontan auftretenden Entleerungen hinsichtlich ihres Nutzens oder Schadens zu beurteilen. Dennoch geht der Hippokratiker unter Umständen in gleicher Weise therapeutisch vor, ihm schwebt dabei jedoch seine Mischungstheorie vor Augen, er sieht den großen Zusammenhang mit der Umwelt des Kranken. Hohenheim dagegen denkt in teleologischer Weise an eine Reinigung von schädlichen Substanzen —, ein feiner, doch bemerkenswerter Unterschied in beiden Auffassungen! Hier wie auch späterhin ergänzt Paracelsus seinen Kommentar durch anschauliche Beispiele aus seinen praktischen Erfahrungen.

Zeitpunkt, Örtlichkeit und Lebensalter sind für Hippokrates große einfache Gesetzmäßigkeiten —, für Hohenheim Faktoren der Ungewißheit, die zu immer sorgfältigerer Beobachtung zwingen. Wie ja überhaupt die hippokratische Lehre in ihrer Geschlossenheit überall große klare Zusammenhänge sieht, während Hohenheims vielschichtige Auffassungen allenthalben in das Feld mühsamer Einzelerfahrung einmünden.

Der 3. Aphorismus, der sich mit der ärztlichen Betreuung hochtrainierter «Rekordsportler» beschäftigt, ist von Paracelsus falsch verstanden worden. Hippokrates meint, daß der Gesundheitszustand des Athleten besonders gefährdet und auf keinen Fall etwa fortgesetzter Steigerung fähig sei. Wieder steht hinter

diesem Gedanken die Mischungstheorie: Beim gesunden Durchschnittsmenschen schwankt die rechte Mischung der Körpersubstanzen mehr oder weniger weit um das Optimum herum. Der Athlet hat durch sorgsamste Lebensführung und Übung den bestmöglichen Mischungszustand erreicht. Durch minutiöse Kostordnung und genau geregelten Wechsel von Arbeit und Ruhe hat er seinen Körper aber auch für alle Schwankungen und Abweichungen des normalen Lebens überempfindlich gemacht. Hippokrates empfiehlt deshalb, den hochtrainierten Zustand wieder zu verlassen und dem Sportler damit das Anpassungsvermögen des gesunden Durchschnittsmenschen wiederzugeben. Dieser Aphorismus wendet sich offenbar gegen die übertriebenen diätetischen Vorschriften der griechischen Sportärzte wie des *Herodikos* von Selymbria.

Hohenheim meint, Hippokrates spreche davon, daß auf der Höhe einer Erkrankung Zeichen einer allgemeinen Beruhigung trügerisch und von schlechter prognostischer Bedeutung sein können. Hieran knüpft Paracelsus Betrachtungen, die in seiner bildhaften Sprache verdeutlichen, daß er die Krankheit gleichsam als eine feindliche Wesenheit im Organismus betrachtet: eine unhippokratische Auffassung!

Der 4. bis 11. hippokratische Aphorismus redet einer möglichst reichlichen Diät in kranken Tagen das Wort. Nur bei akuten Krankheitssteigerungen muß die Diät knapp gehalten werden. Mit all dem wendet sich der Hippokratiker wieder gegen die übertriebenen Diätetiker seiner Zeit. Immer wieder zeigt sich hier zugleich die allen Extremen abgeneigte Haltung der Schule von Kos, die mit ihren Grundanschauungen eng zusammenhängt.

Hohenheim kommentiert diese Aphorismen, indem er ihren Sinn in charakteristischer Weise umdeutet. Er stimmt Hippokrates zu, daß diätetische Bemühungen oftmals bei Krankheiten wirkungslos sind. Man müsse statt dessen zur passenden Arznei greifen. Das sagt Hippokrates nicht — Hohenheim bemerkt und betont es ausdrücklich —, und hier erkennen wir den wesentlichen Fortschritt Hohenheims über Hippokrates hinaus: den Gedanken der spezifischen Therapie!

Hohenheim weist in diesem Zusammenhang auf einen weiteren

wesentlichen Unterschied zwischen seiner und der hippokratischen Krankheitslehre hin: Hippokrates verzeichne die Namen der verschiedenen Krankheiten nicht!

Mit Hippokrates betont Paracelsus, daß Gesunde und Kranke nicht an «subtile» Speisen gewöhnt werden sollen, sondern eine grobe gemischte Kost zu wählen haben. Nicht die Diät soll heilen, sondern die Arznei, fügt Hohenheim hinzu. Dabei wären viele Speisen in Wirklichkeit eben spezifische Arzneien, und er zählt derartige Beispiele auf. «Wiewohl es im Hippocrate nicht steht», so meint Paracelsus doch, daß seine Heilmethode echt hippokratisch sei, denn auch Hippokrates habe gewollt, daß die Diät ein «Curativ» sei, ein Specificum —, aber das stimmt eben nicht.

Der 12. Aphorismus unterbricht die diätetischen Ausführungen, um mit wenigen Strichen ein Feld zu umreißen, auf dem die hippokratische Schule Hervorragendes geleistet hat: die Kunst der Prognosestellung. Der Hippokratiker ist von der zeitlichen Ordnung des Naturgeschehens in einer Weise überzeugt, die die tatsächlichen Verhältnisse weit übersteigt. Diese Überzeugungen erlauben ihm jedoch merkwürdig genaue, fast starre zeitliche Vorhersagen. Wiederum geben die verschiedenen Erkrankungszeichen, die Jahreszeit und vor allem die Abscheidungen, ferner die Fieberarten wichtige Hinweise. Hohenheim legt hingegen ganz im Sinne seiner Lehre von der Spezifität der Krankheiten das Schwergewicht seiner Beobachtungen auf den besonderen eigenartigen Charakter des Krankheitsbildes —, ganz im modernen klinischen Sinn! Auch er kennt die jahreszeitlich bedingten Häufungen bestimmter Krankheiten, aber wesentlicher sind ihm die typischen spezifischen Symptome der verschiedenen Krankheiten, die der Arzt kennen muß. Ebenso wie er die verschiedenen charakteristischen Merkmale der Pflanzen und Minerale kennen soll: Hohenheims oft falsch verstandene «Signatur»!

Die Aphorismen 13—19 behandeln den Einfluß von Lebensalter, Jahreszeit und Örtlichkeit auf die diätetischen Überlegungen des hippokratischen Arztes. Der Fieberkranke soll eine wasserreiche Kost erhalten, während der Fieberanfalle sollen die Kranken fasten.

Der 14. Aphorismus bietet Hohenheim Anlaß, auf die Bedeutung der inneren Wärme, der «Sonne» im Menschen, einzugehen. Während Hippokrates im Makrokosmos und Mikrokosmos als Aufgabe der Sonnenwärme die möglichst gleichmäßige Kochung = Mischung der Elemente betrachtet, sieht Paracelsus in ihr die «wachsende Kraft in die Größe und Stärke» —, vgl. das oben über Hohenheims Astronomie Gesagte! Wieder stoßen wir auf einen wichtigen Gegensatz zwischen hippokratischer und paracelsischer Naturlehre: Im Sinne *Goethes* dort eine vorwiegend «atomistische», hier eine ausgesprochen «dynamische» Vorstellungsweise; dort das Naturgeschehen mehr mechanisch, hier hylozoistisch betrachtet. So ist es verständlich, daß Hippokrates' Lehre immer wieder, aber fälschlich, mit *Demokrit* (ca. 470—360 v. Chr.) in Zusammenhang gebracht wird, während Hohenheim — nicht weniger irrtümlich — als Vorläufer des modernen Dynamismus — *Leibniz* usw. — angesehen wird, während er tatsächlich in dieser Hinsicht mehr der mittelalterlichen, aristotelischen Tradition verbunden ist.

Im Kommentar zum 15. Aphorismus kommt ein Merkmal der paracelsischen Mikrokosmoslehre zur Darstellung: Die Sonne im Himmel und im Menschen entsprechen nicht nur einander, sondern haben eine gegenseitig anziehende Kraft aufeinander. Hippokrates teilt diese Ansicht nicht.

Bezeichnend ist, daß Hohenheim im Kommentar zum 16. Aphorismus das «innere Feuer», die «Sonne im Menschen», von der Fieberhitze nicht quantitativ, sondern qualitativ scheidet. Fieber und Menschensonne stehen gegeneinander wie ein Wolf gegen einen Menschen. Der Arzt muß dafür Sorge tragen, daß die Fieberhitze nicht das natürliche Feuer verzehre. Hippokrates sieht dagegen in Übereinstimmung mit seiner quantitativen Vorstellung das Fieber als eine Steigerung der natürlichen Wärme — der Wärmesubstanz — an.

Hohenheim stimmt im folgenden der koischen Schule zu, wenn sie die diätetischen Maßnahmen von Lebensalter, Jahreszeit und Klima einer Gegend abhängig macht. Beide sind darüber einer Meinung, daß im Sommer und Herbst derbe Kost gut vertragen wird, weil die innere Wärme im Menschen schwächer ist gegenüber dem Winter und Frühjahr. Reichliche Kost

zur Unzeit, fügt Paracelsus hinzu, bleibt unverdaut im Magen, es entsteht eine «Putrefactio» daraus mit neuen Krankheiten usw.

Hippokrates und Paracelsus betonen immer wieder, daß der Arzt die Krankheit als ein geordnetes sinnvolles Geschehen ansehen und deshalb nicht wahllos eingreifen soll. Hippokrates denkt dabei an die einfachen großen Zusammenhänge des Naturreiches, Hohenheim an ein zielgerichtetes planvolles Schaffen der Natur — aristotelisch in Analogie zum bildenden Künstler. Erkrankungen, die sich in gehöriger Weise selbst in der Krisis entscheiden, sollen vom Arzt nicht therapeutisch angegangen werden, hierin stimmen beide Ärzte überein. «Wie die Natur will, so soll der Arzt auch wollen.»

Darum sollen auch abführende Maßnahmen dort einsetzen, wo die Natur «hinaus will». Man soll nicht alle Krankheiten z. B. nur durch Laxantia behandeln wollen. Eine schmerzhaft-ansammelnde Ansammlung von Krankheitsstoffen soll vom Arzt eröffnet und entleert werden, man soll eine solche Inzision aber vermeiden, wenn keine schmerzhaft-ansammelnde Ansammlung vorliegt. Paracelsische Vorschriften in durchaus hippokratischem Sinne!

Der 22. Aphorismus enthält eine hippokratische Grundregel: Nur Gekochtes soll abgeleitet werden, Rohes dagegen nicht, es sei denn, es dränge von selbst nach außen —, aber das geschehe selten. Der Hippokratiker will der Kochung in ihrem Bemühen um die Herstellung der rechten Mischung nicht durch vorzeitiges Eingreifen schaden. Hohenheim deutet diesen Sinn teleologisch um: Das auf ein bestimmtes Ziel gerichtete «Fürnehmen» der Natur darf nicht gestört werden.

Gleich darauf zeigt sich ein neuer Gegensatz zwischen hippokratischem und paracelsischem Vorgehen. Hohenheim will, daß man «zeitig» mache, was nicht «zeitig» ist. Der Arzt kann und soll durch seine Behandlung den Ablauf der Krankheit verkürzen, sofern er das Ziel des pathologischen Geschehens erkennt: eine ganz unhippokratische, nur aus der teleologischen Naturbetrachtung Hohenheims verständliche Auffassung, die zudem seinem unstillen rastlosen Wesen entspricht.

Zum 23. Aphorismus: Hippokrates will nicht, daß die Entleerungen des Körpers allein nach ihrer Menge beurteilt werden,

sondern ihrer Beschaffenheit nach, ob sie gut gekocht sind oder nicht. Eine Auffassung, die Hohenheims qualitativ eingestellter Lehre durchaus entspricht.

Auch der 24. und 25. Aphorismus verdeutlichen erneut die Unterschiede zwischen hippokratischer und paracelsischer Krankheitslehre. Für Hohenheim ist die Krankheit eine eigene feindliche Wesenheit im Organismus, für Hippokrates ist Krankheit im Grunde nur ein außergewöhnliches Schwanken des physiologischen Grundprozesses. Hohenheim glaubt, Hippokrates spreche bei alledem — Entleerungen, Diät usw. — nur von der Behandlung häufiger Begleitübel einer «Hauptkrankheit», die er hier unerwähnt lasse. Es ist nur zu verständlich, daß Paracelsus die seltsam einseitige, geradezu schematisierende Krankheitslehre der hippokratischen Schule nicht durchschaute: die zeitbedingten Fundamente beider Auffassungen sind allzu verschieden.

Außer den Kommentaren zum ersten Aphorismenbuch sind noch Kommentare Hohenheims zu den ersten sechs Aphorismen des zweiten Buches erhalten.

Die ersten drei Aphorismen dieses zweiten Buches beschäftigen sich mit dem Schlaf. Erquickender Schlaf in kranken Tagen wird als günstiges, bedrückender Schlaf als ungünstiges Zeichen angesehen.

Paracelsus bemerkt anfangs, daß Hippokrates hier wieder will, «daß keine Krankheit ausgenommen werde, sondern alle zusammen begriffen». Paracelsus vermißt also wieder jedes Eingehen auf bestimmte Krankheitsbilder. Deren Kenntnis ist ihm jedoch so selbstverständlich, daß er nicht auf den Gedanken kommt, Hippokrates könne auf die Herausarbeitung von Krankheitsbildern keinen besonderen Wert gelegt haben. Und doch verhält es sich so.

Der schädliche unbekömmliche Schlaf ist nach Hohenheims Ansicht «fremd» in den Menschen hineingekommen, durch Speise und Trank, aus der «Art und Eigenschaft der Krankheiten», durch die «Astra», durch Arzneien. Er ist «fremd» im Organismus, «treibt den natürlichen Ruhschlaf hinweg und setzt sich an seine Statt». Wieder ist für Hohenheim — ebenso wie die Krankheit — so auch der schädigende unbekömmliche Schlaf

gleichsam ein feindliches Wesen im Körper. Für Hippokrates ist er hingegen nur ein Hinweis darauf, daß unter dem Einfluß der in Unordnung geratenen Kochung neben anderen auch diese lebenswichtige Körperfunktion leidet.

Im 2. Aphorismus sagt der Hippokratiker, wenn ein Irresein mit Schlaf vergehe, so sei das ein günstiges Zeichen. Hohenheim kommentiert diesen Lehrsatz mit einem anschaulichen Vergleich aus dem praktischen Leben. Wenn ein Streit zornig gegeneinander erhitzter Männer mit der Zeit durch Vergessenheit seine Erledigung finde, so sei das gut. Ganz hippokratisch schreibt er hier von der «Temperatur», die der Leib hat, und wenn diese «Temperatur» im Gehirn zerrissen wird, so streiten die Vernunftkräfte gegeneinander; so komme es zum Irresein. Aber hinter dieser äußerlichen Ähnlichkeit verbergen sich doch die Gegensätze der mehr mechanischen hippokratischen und der dynamistischen teleologischen Naturauffassung des Paracelsus.

Der 3. Aphorismus lehrt, daß Schlaf und Schlaflosigkeit im Übermaß beide schädlich sind. Der immer wiederkehrende hippokratische Grundgedanke des rechten Maßes wird von Hohenheim geteilt. Doch knüpft er auch hieran seine teleologischen Grundgedanken: Alles solle an sein Ziel gebracht werden. Und ferner spricht er erneut das Prinzip der spezifischen Therapie aus: Die Arzneimittel sollen in rechter Ordnung zu den Krankheiten stehen!

In ähnlichem Sinne behandelt der 4. Aphorismus das rechte Maß in der Aufnahme der Nahrung.

Der 5. Aphorismus lehrt, daß allgemeine Abgeschlagenheit ohne besonderen Anlaß auf eine Erkrankung hinweise. Jede Beeinträchtigung der komplizierten seelischen und körperlichen Funktionen des Organismus weist überhaupt auf eine Störung des Kochungsprozesses hin.

Hohenheim meint kommentierend, daß der Arzt auf alle bei der Arbeit auftretenden Krankheitszeichen achten solle. Er erwähnt in diesem Zusammenhang die Konkrementbildungen, den Tartarus in verschiedenen Organen und Körperteilen, der oft erst bei körperlicher Arbeit Beschwerden mache.

Im Anfangssatz des Kommentars zum 6. Aphorismus des zweiten Buches brechen Hohenheims Erläuterungen unvermit-

telt ab. Die noch erhaltenen Fragmente — Kommentare zu Aphorismen des vierten Buches — sind für unsere vergleichende Betrachtung wertlos, denn diese Aphorismen sind nicht «echt» hippokratisch im anfangs erwähnten Sinne. Dies zeigt sich auch in ihrer lokaldiagnostischen Tendenz, ein dem echten hippokratischen Schrifttum fremder Gesichtspunkt.

Kurz zusammengefaßt ergibt sich aus den vorliegenden Betrachtungen u.a. folgendes:

Im Gegensatz zu Hippokrates stellt Hohenheim im modernen klinischen Sinn Krankheitsbilder auf. Allerdings wurde die hippokratische Krankheitsauffassung schon von den Zeitgenossen nicht allgemein geteilt, die «knidischen» Schriften nehmen in dieser Frage schon eine andere Stellung ein. Auch im Mittelalter hatte man schon vor Hohenheim — wohl unter dem Einfluß der uralten volksmedizinischen Vorstellungen — in Theorie und Praxis den spezifischen Charakter vor allem der großen Seuchen erkannt. Paracelsus leistete in der Herausarbeitung der einzelnen Krankheitsbilder Hervorragendes, dies gilt im besonderen von seinen Syphilisschriften.

Seine aetiologischen und pathogenetischen Vorstellungen ruhen auf den Fundamenten einer spirituell-qualitativ gerichteten Naturphilosophie, die mit der aristotelischen und neuplatonischen Tradition verbunden ist. Im Gegensatz zur mehr mechanistischen Naturlehre der hippokratischen Schule kommt in den vorliegenden Kommentaren Hohenheims Auffassung besonders deutlich zur Geltung.

Hiermit im Zusammenhang steht der teleologische Grundzug der paracelsischen Naturlehre. Er denkt — im Sinne *Kants* — konstitutiv teleologisch, und es trifft daher auf ihn die Ablehnung einer solchen Betrachtungsweise durch die «Kritik der Urteilskraft»¹⁶ durchaus zu.

Eigentümlich ist Hohenheims Überzeugung, daß sich die Kräfte und Qualitäten des Naturreiches als feinstoffliches Etwas darstellen lassen. Aber selbst sein Hinweis, daß die so dargestellten Qualitäten einer sorgfältigen quantitativen Dosierung am Krankenbett bedürfen, kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß Hohenheim im Gegensatz zu den quantitativ-mathematischen

¹⁶ K. d. U. § 61.

Grundlagen der neuzeitlichen Naturwissenschaft steht. Erst die neueste Entwicklung der modernen Naturwissenschaft zeigt, wie erwähnt, Tendenzen, die paracelsischen Gedanken z. T. verwandt erscheinen.

Dennoch hängt mit diesen widerspruchsvoll qualitativ und feinstofflich zugleich gerichteten Anschauungen sein moderner Grundgedanke der spezifischen Therapie eng zusammen. Wenn auch schon hier Ansätze in der Praxis der spätmittelalterlichen Medizin zu finden sind, so hat doch erst Paracelsus dieses Prinzip in voller Klarheit dargelegt und auf Grund seiner botanischen und alchemischen Kenntnisse mit großem Erfolg in der Praxis angewandt.

Dr. med. *L. von Brunn.*

ÜBER WESEN UND ZWECK DER SOGENANNTEN NIEDEREN MAGIE IM SINNE VON PARACELSDS

In meiner 1941 zur 4. Jahrhundertfeier des Todestages von Paracelsus erschienenen Gedenkschrift «Der Stein der Weisen» (Verlag E. Haag, Luzern) wird unter anderem auch die Entwicklung der praktischen Alchimie zur modernen Chemie (von Hohenheim zu Davy) sowie der höheren Alchimie zur modernen Psychoanalyse und Psychosynthese behandelt, womit Prof. C. G. Jungs Werk über «Psychologie und Alchimie» (1944) antezipiert wurde. Analog dieser Unterscheidung in Niedere und Höhere Alchimie, die obwohl einer gemeinsamen Wurzel entsprossen, wie Differential und Integral, doch sehr different sind, müssen wir unterscheiden zwischen niederer und höherer Magie. Weil sich Paracelsus vom Faber oder Arzttechniker zum Magier aufschwang und dadurch auf eine höhere Bewußtseins-ebene gelangte, wobei er immer und immer wieder die Bedeutung von Magie und Gaballia (Kabbala) betont, müssen wir einmal die Unterschiede zwischen diesen beiden Spezies von Magia untersuchen.

In unserem zweiten Band der schweizerischen Paracelsusausgabe erklärt Paracelsus in zahlreichen Abhandlungen das Wesen der Höheren Magie als Verkehr mit geistigen Welten und der Geisterwelt überhaupt. Wörtlich schreibt Hohenheim laut 9. Band der Huserausgabe, Seite 88: «Dann die Natur in Sternen gibt dass dem Menschen nit ein / sondern der *Geist* der gibts ein / der versaumt sich nit». Andernorts erklärt Paracelsus als höchstes Ziel der Höheren Magie den Verkehr mit der Geisterwelt im Schlaf und Traum, wann das Geistich in der Astralhülle die Fähigkeit hat aus dem elementierten Leib, der nur noch ätherisch belebt ist, auszutreten und mit geistigen Welten in Verbindung zu kommen. Alsdann solle man morgens nichts essen, nicht aus der Schlafkammer treten, bis man die geistigen Gesichte alle wohl überdacht und geordnet habe. Auch im Liber de Imaginibus ist eine sehr wichtige Quelle der paracelsischen höheren Magie aufgedeckt, wenn er Seite 364

unseres II. Bandes im Sinne ekstatischer Mystiker schreibt: Ist das Gemüt in seiner Exaltation (Ekstase), so ist es in sich selbst versunken und ertrunken: dieser Mensch ist blind mit sehenden Augen, taub mit hörenden Ohren, mit seiner Nase riecht er nichts, mit seinen Händen tastet er nichts, sein Leib empfindet nichts (vgl. die Seherin von Lourdes, Bernadette Soubirou, die im Anschauen der himmlischen Erscheinung laut Beobachtung der Ärzte die Flammen der Kerze, die ihre Hand versengten, nicht im geringsten wahrnahm). Der Seher sieht wohl innerlich, aber «äußerlich sieht er nicht mehr, er hört wohl reden, versteht das äußere Wort nit mehr, er hat wohl Hall und Ton von jeglichem Ding, versteht es nit mehr. Denn er ist vergafft und versunken und ertrunken in die Innenschau wie ein Kind in einen schönen Kram oder wie ein Narr in ein Gemälde. Ein solcher Mensch scheint ohne seine fünf äußern Sinne zu sein und wird von der Welt für den größten Stocknarren gehalten, ist aber bey Gott der aller Weiset Mensch, den er sein Heymlichkeit wissen laßt und in das Verborgnen hineinsehen laßt, mehr denn alle Philosophi und Weltweisen». Hier ist die Quelle des paracelsischen Geheimwissens aufgedeckt: der «Bronnen» seines Geheimwissens ist in Selbstversenkung, Meditation, Ekstase, die er in unserem II. Band öfter beschreibt, und in der Innenschau der Mystiker zu suchen. Wörtlich fährt Paracelsus im gleichen 12. Kapitel des Liber de Imaginibus (Huser, 9. Bd., Seite 391) fort: Vnnd das ist hie auch zu wissen / das allemal bey der Nacht / wenn alle Leibliche ding ruhen / heimlich vnnd still seindt / am besten vnnd nützlichsten zu Speculieren / mentieren / vnnd Imaginieren ist / auch an heimlichen / besondern vnnd darzu gelegnen Orthen / also das keiner von Leuthen beschryen / erschreckt / oder verhindert kan werden: Darzu auch mit nüchterm Leib. Im Liber Philosophiae de Arte Praesaga schreibt Paracelsus wörtlich (Huser, 9. Band, Seite 88): Dann in den Ascendenten / die Geister sind... Dann die Natur in Sternen gibt dass dem Menschen nit ein / sondern der Geist / der gibts ein. Das ist der Fehl / dass sie sagen / die Sternen haben die Eigenschafft / das ist nit wahr: aber der Geist hat die Eigenschafft / er heiss dann Luna oder Mars / der Stern nit / Hatt sich je der Teuffel

nit hüpsch und fein in die Astronomiey und Astrologey geflickt / dass er sich do lesst für Sternen ansehen?» Deutlicher läßt sich die Astrologie Hohenheims kaum mehr als «Astrosophie» nachweisen. Im 11. Kapitel des Buches über die magischen Bildnisse schreibt Paracelsus: «Durch den Glauben und die Imagination können wir diese Aszendenten bezwingen nach unserem Begehren und *Red und Antwort von ihnen haben, so oft wir wollen*». Hier sind Beweise, daß Paracelsus die Gabe der Hellhörigkeit, der Clairaudience, sich erworben hat, also mediumistische Fähigkeiten besaß, aber Gegner des Spiritismus war, wie aus andern Stellen unseres zweiten Bandes eindeutig hervorgeht.

Im 12. Kapitel des Liber de Imaginibus steht die von Sudhoff beanstandete Stelle: Keiner kann anders zu der Praktik kommen als durch Theorie und Spekulation (= Nachdenken) / es muß erstlich alles erspeculiert sein / so erfindt er in solcher Speculation die Practick / (Huser. 9. 390). Sudhoff glaubt daraus entnehmen zu dürfen, daß deswegen das Buch über die Magischen Bildnisse nicht von Paracelsus stamme. Völlig zu Unrecht, wie ich im II. Band schlagend nachweisen konnte. Prof. Sudhoff übersieht gänzlich, daß die Untersuchungsmethoden der Naturwissenschaften, für die Paracelsus an Stelle der Spekulation die Praktik gesetzt wissen will, als erster induktiver Naturwissenschaftler hundert Jahre vor Bacon von Verulam, der das Nämliche postulierte, für die reinen Geisteswissenschaften der Metaphysik, Magie und Mystik völlig unzureichend sind und der Intuition, Spekulation, Meditation, ja der oben erwähnten Ekstasis bedürfen, genau wie die niedere Mathematik der irrationalen und imaginären Zahlen bedarf, die, wie bereits das Koordinatenkreuz, ins Infinitesimale, Irrationale und Unendliche reichen. Analog verhält es sich mit der Kategorie der Kausalität, die selbst mit dem Supplement der Finalität in der Biologie, im Reiche der reinen Geisteswissenschaft, ungenügend funktioniert. Soviel oder vielmehr so wenig in Andeutungen über die Höhere Magie, die weitere Bearbeitung finden wir in unserem dritten Band bei Behandlung der Ph. Sagax. Erwähnt muß hier noch werden, daß des rheinischen Arztes Johannes Weyers oder Vierus (des ersten

Bekämpfers des Hexenwahns) Lehrer, Agrippa von Nettesheim, den Paracelsus in der Einleitung zur Geheimphilosophie abschätzig erwähnt, 1510 ein Lehrbuch «De occulta philosophia» geschrieben hatte, die das erste Textbuch aller Okkultisten wurde, worin ebenfalls die Höhere Magie in obigem Sinne erklärt wurde.

Von der sogenannten Höheren Magie unterscheidet Paracelsus auch in der *Sagax* die Niedere Magia, die nicht einmal Metaphysik, sondern höhere Physik darstellt, wie ich hier erstmalig beweisen kann.

Im vierten Kapitel des ersten Buches der *Philosophia Sagax* schreibt Paracelsus laut Erstausgabe 1571, Seite 26 b: «Also vermag auch die *MAGICA* zu handeln / daß einer mag hören ein Stimme jenseit (bei Huser und Sudhoff: jenent) dem Meer / Also daß einer auch in Occident mag reden mit einem der im Orient wohnt. Dann was die Natur vermag ein stimm zu hören hundert schritt / das vermag diese species hundert deutscher Meil.»

In diesem vierten Kapitel der *Sagax* gibt Paracelsus eine «Auslegung der *Magica* vnd jrer *specierum* / was *Magica* sey / vnd was *Magus* sey». Nun hat uns die Physik in der Zwischenzeit belehrt, was diese Aetherstimme von jenseits des Meeres ist. Als Helseher sah Paracelsus diesen Ausbau der Physik mit Anwendung der Radiowellen voraus, wie er denn auch schlankweg erklärte: Alle Ding, so zaubrisch und hexisch sie scheinen mögen, werden am End der Tage offenbar werden. Analog dazu haben wir heute wundervolle Bestätigungen für die Richtigkeit des Entsprechungsgesetzes von Großwelt und Kleinwelt oder Makro- und Mikrokosmos im Zeitalter der Atom- oder Uranbombe, das gleichzeitig auch den schlagendsten Beweis darbietet (wie das obige Zitat vom Ätherstimmenhören), daß die Niedere Magie eigentlich höhere Physik darstellt. Gestatten Sie, daß Ihnen dies weiter dargelegt wird.

1941 schrieb ich in der oben erwähnten Gedenkschrift zur 4. Jahrhundertfeier des Todestages von Hohenheim, also vier Jahre bevor die Atombombe aktuell wurde, im Sinne von Paracelsus und der alten Alchimisten folgendes (Seite 45): »Die Transmutation der Elemente ist heute experimentell erwiesen.

Die Entdeckung der Spaltung des schweren Atomkerns des Urans durch Curie (wobei Radium frei wird) rückt die großtechnische Ausbeutung der Atomkernenergie näher und näher: *Uran als Supersprengstoff!* Wer diese Atomenergie freizumachen versteht, pulverisiert in Minuten die größten Städte zu Uratomen. Uran wird begehrter als Gold und Edelsteine. Vielleicht führt die nächste Generation Kriege um Uranerzlager. Gelingt die Uranspaltung *kettenreaktionsmäßig* technisch einwandfrei mit richtiger Steuerung und Bremsung, so folgt daraus von selbst die Transmutation der übrigen Metalle: Gold wird entwertet (weshalb Amerika in weiser Voraussicht dem Dollar nicht mehr alleinige Goldwährung gewährleistet, sondern ihn zur Hälfte mit Silber valorisiert, weil sich die künstliche Silberherstellung nicht lohnt). Auch auf dem Gebiet der Rohstoffversorgung sind Möglichkeiten vorhanden, welche die gesamte Weltwirtschaft von Grund aus umgestalten können und werden. Denn Materie ist verdichtete Energie und Energie verflüchtigte Materie, wie wir in der Spektralanalyse der Fixsterne ersehen, die mit Atomkernenergien arbeiten. Dieser alte Alchimistensatz ist Wahrheit geworden.»

Diese Sätze wurden 1941 anlässlich der Todestagesgedenkefeier von Paracelsus geschrieben, der die niedere Alchimie zur Chemie erhob und die höhere Alchimie in Form der seelischen «Wiedergeburt» auch zur Grundlage der Psychiatrie, und höheren Magie und Geisteswissenschaft «gesetzt» wissen wollte, wobei er Gesetz mit Gesetz identifizierte. Obige 1941 geschriebenen Sätze sind heute sehr aktuell geworden und haben ihre Bestätigung größtenteils bereits erfahren. In der nämlichen Gedenkschrift wird unter anderem die Entwicklung der praktischen Alchimie zur modernen Chemie (von Hohenheim zu Davy) sowie der höheren Alchimie zur heutigen Psychoanalyse und Psychosynthese (von Hohenheim zu Freud, Adler, Jung) dargetan.

Jedermann ist heute die atomistische Struktur der Materie bekannt, die erstmalig von Leukipp und seinem Schüler Demokritos (ca. 460 bis 370 n. Chr.) postuliert wurde. Man weiß, daß der positive Atomkern mit seinen Positronen und Neutronen, deren Zahl das Atomgewicht bestimmen, analog dem

Sonnensystem von mehr minder vielen negativen Elektronen als Planeten umkreist wird, an denen allein sich alle Prozesse der Chemie vollziehen, während der stabilere Atomkern von den gewöhnlichen chemischen Prozessen unberührt bleibt, so daß die niedere Chemie logischerweise eine Transmutation der Elemente verneinen mußte. Erst die moderne Physik, nicht die Chemie, ist zur Ultra-Chemie vorgedrungen, das heißt zu den Kernreaktionen und zu den ultrachemischen Kettenreaktionen mit Steuerung und Bremsung. Chemie ist zur Physik geworden und Physik zur Mathematik, welche nicht nur die Bahnen der um die Sonne kreisenden Planeten errechnet, sondern auch die der Elektronen, die ihn wohlgetrennten Bahnen mit bestimmter Energie die Atomkerne strahlungslos umlaufen, was als erstes Bohrsches Postulat bezeichnet wird. Durch Energiezufuhr von außen wird ein Elektron auf eine höhere Bahn gehoben, erhält dadurch Zusatzenergie, fällt aber wieder in die meßbare frühere Bahn zurück, wobei die frei werdende Energie als Licht-Quant von meßbarer Wellenlänge leuchtet. Dieses Lichtquant, welches uns erstmalig die Geburt des Lichtes zeigt, enthält die frei werdende Energie, so daß Anfangsenergie minus Endenergie gleich sind $h\nu$ oder Bahndifferenz mal Schwingungszahl. Das ist das zweite Bohrsche Postulat. Sie ersehen aus «der Geburt des Lichtes», daß die Chemie oder Ultra-chemie zur Physik wurde, die angewandte Mathematik ist, so daß Gauß mit Recht einmal die Physiker necken konnte: Ihr Physiker versteht eure Physik zu wenig, weil ihr zu wenig von Mathematik versteht. Doch zurück zum Kernproblem, nachdem wir es an der Kernphysik klar zu machen versuchten. Das Sonnensystem mit seinen Planetenbahnen, die Kepler errechnet hat, ist in Tat und Wahrheit eine genaue Entsprechung der Kleinwelt von Mensch und Atom. Der alte Alchimisten- Traum hat Recht bekommen. Aus dem Kerngehäuse des Atoms hat Niels Bohr zuerst *Energiequanten* als *Licht* sichtbar gemacht, wie es die Sonne erzeugt. Auch hier Übereinstimmung in mathematischer Weise. Leuchtender und sicherer kann man das große Korrelationsgesetz von Makro- und Mikrokosmos im Sinne der Alchimisten nicht mehr illustrieren.

Dr. J. Strebelt.

DIE PATHOLOGIE DES PARACELSUS

Als ich vor über fünfzig Jahren Paracelsus kennen und schätzen lernte, war Sudhoffs «Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften» eben erschienen. Daß in der Folgezeit bibliographische und biographische Forschungen im Vordergrund der Bemühungen um Paracelsus standen, ist leicht begreiflich. Der seltene Besitz der Werke Hohenheims war wohl das größte Hindernis, sich eingehender mit unserem großen Arzte zu befassen. In den Jahren 1903 und 1904 hat Franz Strunz uns wenigstens das Paragranum und die Paramirumschriften zugänglich gemacht, aber erst durch die Neuherausgabe der sämtlichen Werke des Paracelsus durch Sudhoff und die im Erscheinen begriffene Ausgabe von Dr. Strebel ist uns der Zugang zum Forschen und Denken des Einsiedler Arztes erschlossen worden, und es steht zu hoffen, daß die darin enthaltenen reichen Gaben in der nächsten Zeit uns genießbar und fruchtbringend gemacht werden. Dabei darf die Bibliographie und die biographische Forschung wohl etwas in den Hintergrund treten.

Mit meinem ganzen Wesen auf naturwissenschaftlichem, exaktem Forschen und Denken ruhend, vermag rein philosophische Betrachtung des Naturgeschehens und spekulatives Wissen mich kaum zu fesseln. Philosophisches Denken und Forschen lehne ich keineswegs grundsätzlich ab, nur lasse ich lieber andere diese Wege beschreiten. Wenn Dr. Strebel im Vorworte zum zweiten Bande seiner Paracelsusausgabe sagt, daß «selbst die propädeutischen Grundlagen seiner (des Paracelsus) Medizin: Paragranum, Paramirum, nebst den chemischen, botanischen, naturwissenschaftlich-philosophischen ruhen auf den Granitsäulen nicht nur der empirischen Naturwissenschaften, durch Experiencz und Ratio gewonnen, sondern auch der Astronomie, des Glaubens, der Ethik und des Ens der Geister und des Schöpfergottes. Ohne ihn und sein Geisterreich kann das Zwischenwesen Mensch nicht richtig erfaßt und klassifiziert werden», so entspricht das wohl auch meiner Anschauung. Eine Betrachtung des Paracelsus ohne Berücksichtigung

dieser Gebiete zeigt nur den halben Paracelsus; dennoch ist mir der Paracelsus der Experienz und Ratio sympathischer und wertvoller als der philosophisch-magische. Dieser Umstand, diese Überlegung, bewog mich von Anfang an, mich mehr dem positiven Wissen des Paracelsus als seiner Philosophie zuzuwenden. In Abhängigkeit vom Wissen seiner Zeit und getragen von einer tiefen und ernsten Auffassung des Christentums, mußte Paracelsus an enge Grenzen kommen, deren Überschreiten ihn in das Gebiet philosophischer Betrachtungsweise alles Naturgeschehens führen mußte. Ob Paracelsus hier nicht zu weit gegangen ist, möchte ich nicht untersuchen.

Wenn Dr. Hans Locher, wohl der erste Schweizer Arzt, der Paracelsus würdigte, seinen Wert und seine Bedeutung erkannte, am Schlusse seiner Paracelsusstudie zu der Feststellung kommt, «daß die moderne Wissenschaft wohl keine positiven Resultate mehr aus den Büchern ihres ehemaligen Reformators glaubt ziehen zu können, daß unsere Intelligenz sich in ihrer Sehnsucht nach Befriedigung anderen Fundgruben zuwendet, muß die Geschichte gestatten und gibt es auch gerne zu», so sind wir heute wohl kaum willens, dieses Urteil als ein verbindliches anzusehen. Ich hoffe, es möchte aus meinen Ausführungen über die Pathologie des Paracelsus hervorgehen, daß seine pathologischen Anschauungen noch nicht gänzlich veraltet sind. Paracelsus hat kein Lehrbuch der Pathologie geschrieben; alles, was sich darauf bezieht, findet sich zerstreut in seinen zahlreichen Schriften. Am geordnetsten finden sich seine allgemeinen pathologischen Anschauungen im *Paragranum* und *Paramirum*; die beiden Schriften sollen uns hier als Einleitung dienen. Doch gleich zu Beginn muß ich Sie bitten, keine Pathologie oder pathologische Anatomie in dem von uns gewohnten heutigen Sinne zu erwarten: die in den umfangreichen Werken weit zerstreuten Einzelangaben lassen sich auch nicht zu einer geschlossenen Einheit vereinigen.

Wenden wir uns zuerst der Begriffsbestimmung dessen zu, was Paracelsus unter Philosophie versteht. Sie ist von einigen als mit Physiologie übereinstimmend gehalten worden. Nur wenn wir unter Physiologie die Lehre von den Naturerscheinungen im allgemeinen verstehen, trifft das zu; weil aber die

heutige Medizin darunter die Lehre von den menschlichen Körperfunktionen in gesundem und krankem Zustande begreift, dürfte es sich empfehlen, unter Philosophie das Geschehen in der Natur überhaupt zu verstehen und den Paracelsischen Begriff dem gleichzusetzen, was wir heute Naturwissenschaft nennen. Um Philosophie im gewohnten Sinne handelt es sich bei Paracelsus keinesfalls, denn er sagt: «Was ist Natur anders, dann die Philosophie?» und «Es sei denn Sach, daß ein Arzt ein Menschen also lauter durchsehe als durchzusehen ist ein destillierter Tau, in dem sich kein Fünklin verbergen mag, das nicht gesehen werd, und also durchsichtig soll er hineinsehen als durch einen quellenden Brunnen, wieviel Stein und Sandkörner, mit was Farben, Formen etc. sie sind; also offenbar sollen ihm sein die Glieder im Menschen auch; dieselbigen Glieder soll er also durchsichtig haben als der auspolierten Krystallen, in dem sich ein Härkin nicht mocht verbergen. Das ist die Philosophie, auf die der Grund der arznei gesetzt ist» (Strunz, Paragranum S. 27). Um zu diesem Durchschauen des menschlichen Körpers zu gelangen, dienen uns anatomische Kenntnisse; daß Paracelsus die Anatomie nicht besonders hoch einschätzt und meint, die Kadaveranatomie gebe nur Aufschluß über das Verhalten von Knochen und Muskulatur, sie lasse einen so klug, wie zuvor, ist nur erklärlich durch den Umstand, daß die Anatomie zu seiner Zeit noch völlig unentwickelt war. Vesals «De humani corporis fabrica libri septem» erschien erst am 1. August 1542 und ist schon deshalb ohne Einfluß auf Paracelsus geblieben. Ob er von den anatomischen Studien des *Leonardo da Vinci* Kenntnis hatte, geht aus seinen Schriften nirgends hervor. Mit seinen naturwissenschaftlichen (= philosophischen) Anschauungen setzt sich Paracelsus bewußt in einen Gegensatz zu der antiken Philosophie, wenn er sagt: «Es würd eine lange Rede brauchen, lauter und klar zu entdecken, wie weit der aristotelischen, stoischen, platonischen Philosophie hie gegen den meinigen stehen» (Strunz, Paragranum S. 28). Wie hoch Paracelsus die Naturerkenntnis, seine Philosophie, einschätzt, sagen seine Worte: «Dann also muß die Philosophie der Arznei geführt werden, daß auch die Augen den Verstand begreifen und daß sie in den Ohren

töne wie der Fall des Rheins und daß das Getön der Philosophie also hell in den Ohren liege, als die sausenden Winde aus dem Meer, und die Zunge dermaßen ein Wissen tragen als des Honigs und der Gall und die Nase schmecke ein jeglich Geruch des ganzen Subjekts. Darum lasset euch die Phantasei nicht überwinden.» Dies alles erfährt man nicht in philosophischen Schulen, sondern allein durch Beobachtung und Erkenntnis der Natur, ihrer Gegenstände und Geschöpfe und vorab des Menschen, als der Krone der Schöpfung. Wenn nun Paracelsus auch die unsichtige Natur in den Kreis seiner Untersuchung und Betrachtung zieht, dann beginnt er sich in einem Gebiet zu bewegen, das Spekulation nicht ausschließt und sich naturphilosophischen Problemen nähert. In diesem Ausgangspunkte dürfte die Quelle seiner Lehre vom Makro- und Mikrokosmos liegen. Der Begriff der «Wissenschaft», der Paracelsus vorschwebt, hängt, wie Franz Strunz mit Recht betont, wenig zusammen mit all dem, was ihn als geistige, religiöse, schwärmerische Persönlichkeit erfüllt: Wissenschaft, Natur, inniger, überzeugter Christus- und Gottesglauben formen seine Persönlichkeit. Nur von dieser Feststellung aus lernen wird den seltsamen, an Widersprüchen reichen Menschen Paracelsus verstehen.

Als zweite Säule der Medizin erscheint Paracelsus die Astronomie. Wenn er verlangt, der Arzt müsse die «astronomicam philosophiam» verstehen, so liegt in dieser Bezeichnung begründet, daß ihm eine wissenschaftliche und keine spekulative Astronomie vorschwebt, daß er es als seine Aufgabe betrachtet, die Einflüsse des Kosmos auf den gesunden und kranken Körper des Menschen kennen zu lernen. «Alle Infektion (Paracelsus braucht hier erstmals schon diesen Begriff. Strunz, Paragranum S. 54) gehet an im Gestirn und vom Gestirn folget es hernach im Menschen: das ist, so der Himmel für ist, so fahet der Mensch an.» Paracelsus erkennt schon den Einfluß der Konstitution auf die Krankheitsgenese, wenn er ergänzend sagt: «Darumb umsonst vom faulen Luft geredt wird und tu die Stuben zu, nicht gang an den Nebel: allein die Konstellation sei in dir, sonst wird dirs nichts schaden.»

In seinem Bildungsgang und Wesen liegt es begründet, daß

Hohenheim die Alchimie als wichtigste Säule der Arzneikunst ansieht. Alles, was er hier erwähnt, hat freilich mehr Bezug auf Therapie als auf Pathologie und Pathogenese. Er tut dar, daß uns die Natur nichts vollendet gibt, daß der Mensch das vollbringen muß. Diese Vollendung, dieses Brauchbarmachen natürlich vorkommender Dinge zum praktischen Gebrauche, das heißt bei Paracelsus «Alchimie». So sind der Bäcker, der Rebmann, der Weber, der Kürschner, der Schmelzer, der Schmied Alchemisten. In den natürlich vorkommenden Arzneistoffen das Wirksame von den Schlacken zu trennen, das ist die medizinische Aufgabe der Alchimie; auf diesem Wege nur gelangt man zum Besitze der Arkana. Alchemistisch spielen sich auch die Verdauungsvorgänge ab.

Als vierter Grund der Medizin erscheint Paracelsus die Proprietas. Hier läßt er tiefe Blicke tun in seine einfache Frömmigkeit. Durch alle seine Schriften hindurch ist es sein Anliegen, daß jeder Arzt diese Proprietas besitze, nicht nach Reichtum, Besitz und Wohlleben trachte, wahrhaft, treu und von Liebe erfüllt sei zu seinen Mitmenschen und Kranken.

Das stark polemisch gefärbte Paragranum bietet uns die Richtlinien der naturwissenschaftlich-pathologischen Anschauungen des Paracelsus. In den beiden Paramirumschriften (Volumen et opus Paramiri) finden wir nahezu alles im Zusammenhang dargestellt, was die Lehre des Paracelsus betrifft; manches ist nur knapp berücksichtigt und findet sich dann umgearbeitet und ausführlicher an anderen Stellen seiner Werke. «Die fließende Rede», sagt Franz Strunz, «wird durch keine hemmende Polemik belastet, des Paracelsus theologische Seite tritt in den Hintergrund. Alles drängt hier zur Oberfläche: die aus dem Geiste der Renaissance geborne Naturphilosophie vom Makrokosmos und Mikrokosmos, das feierliche Einheits- und Allgemeingefühl von Gott, Welt und Seele, das hohe Selbstbewußtsein und das gesteigerte Interesse am Menschen, das neue individuelle Leben und die fromme, köstliche Freude am «Licht der Natur», die kritische Verarbeitung von Erlebnissen und ganz vorzüglich auch seine experimentell und planmäßig vergleichende Naturforschung der Erfahrung.»

Im Eingang zum Volumen Paramirum teilt Paracelsus die

Krankheiten ein in physische und chirurgische; die ersteren, die als Fieber zu Fäulnisvorgängen in inneren Organen führen, gehören dem Physicus an, die anderen, die in ihrem Verlaufe nach natürlichen Emunktorien streben, gehören in das Gebiet des Chirurgen. Paracelsus kennt nun vier Ursprünge der Krankheiten, die er als Entien bezeichnet und deren fünf annimmt: *Ens astrorum*, *Ens veneni*, *Ens naturale*, *Ens spirituale* und *Ens Dei*. «*Ens* ist ein Ding oder Ursprung, welches Gewalt hat, den Leib zu regieren.» Im ersten Buche «*Entium morborum*» wendet sich Paracelsus gegen die herrschende Ansicht, daß das *Astrum* den Körper regiere. «Der Mensch ist einmal beschaffen corporaliter und weiter formiert ihn nichts, dann allein *Ens seminis* ohn all Gestirn; diese geben kein Komplexion, kein Farben, kein Form, kein Eigenschaft, kein Natur, kein Wesen.» Die vom Kosmos abhängigen meteorologischen Einflüsse sind es, die auf das Leben einwirken dadurch, daß sie das *Mare magnum*, die atmosphärische Luft beflecken und infizieren. «Ein Same, der in ein Acker geworfen wird, der gibt sein Frucht von sich selbst, denn er hat *Ens seminis* in sich: aber so die Sonne nicht wär, so wuchs er nit. Das Kind bedarf keines Gestirns noch Planeten; seine Mutter ist sein Planet und Stern. Die Gestirne gewaltigen gar nichts in uns, sie inbilden nichts, sie sind frei für sich selbst.» Die von ihnen ausgehenden meteorologischen Einflüsse sind es, denen wir unterworfen sind: «Denn die Kälte und Wärme und das *Digest* der Dingen, die wir essen und gebrauchen, kommt von ihnen, allein der Mensch nicht. Und so viel nützen sie uns und so viel müssen wir sie haben, als viel, daß wir kalt und warm essen und trinken, Luft haben müssen; aber nicht weiter sind sie in uns noch wir in ihnen.» Überzwerche Menschen verdanken ihre physischen oder moralischen Defekte nicht den Gestirnen, sondern einzig dem *Ens seminis*. Diesen freien, naturwissenschaftlichen Ansichten entgegen, gibt Paracelsus zu, daß «Geruch, Dunst, Schweiß von den Sternen, vermischt in Luft», wovon Kälte, Wärme, Trockenheit kommt, von Einfluß auf die Lebewesen sind, doch nur, wenn in ihnen eine Disposition besteht, die den «verfälschten Dünsten der Obern» nicht widersteht. Die Exaltation jegliches Planeten und Sterns durchdringt

das Meteoron, die Atmosphäre, erteilt ihr salzige, sulphurische oder merkurialische Eigenschaften, die für uns Menschen heilsam oder schädlich sein können. Besondere meteorologische Zustände der Atmosphäre entsprechen der Wirkung des Realgar (Arsendisulfid) und beeinflussen das Blut, andere entsprechen den Merkurialien und schaden dem Haupt, die Salia dem Gebein und Geäder. Wieder andere Einflüsse machen Hydrops, Tumoren, Fieber.

Die Wirkung des *Ens astrale* erstreckt sich sowohl auf interne wie chirurgische Erkrankungen, dieser Einfluß ist so groß, «daß ihr nit sollt gedenken, ein astralische Krankheit zu arzneien, dieweil derselbig Stern regiert, wann er ist mehr dann der Arzt». Dieser Gedankengang ist ein deutlicher Hinweis auf den Begriff der *Constitutio epidemica*, als deren Urheber man meist Sydenham zu bezeichnen pfllegt.

Eine zweite Krankheitsquelle bildet das *Ens veneni*. Um das Vollkommene vom Unvollkommenen in unserer Nahrung zu scheiden, hat Gott in unseren Magen einen Alchemisten (den *Archeus*) gesetzt, «daß wir das Gift, das wir unter dem Guten einnehmen, nicht als Gift verzehren, sondern dasselbig vom Guten scheiden». In jedem Nahrungsmittel ist eine *Essentia* und ein *Venenum*; wenn der Alchemist des Magens untauglich ist, die Verdauung nicht normal verläuft, oder die giftigen Stoffwechselprodukte durch die entsprechenden *Emuntorien* nicht richtig ausgeschieden werden, dann entstehen Ursachen für krankhafte Störungen, eine *Corruptio*, «das ist darnach ein Mutter aller Krankheiten». Folgen dieser *Corruptio* sind Fäulnisvorgänge mit ihrer Giftwirkung.

Wenn Paracelsus sagt, *Paramirum* und *Paragranum* seien in okulter Art geschrieben, dann trifft das sicher zu für seinen *Tractatus de Ente naturale et spirituale* und ich gestehe, daß mir der Sinn seines Inhaltes nicht völlig klar geworden ist. M. B. Lessing, «Paracelsus, sein Leben und Denken», geht recht kurz auf diese beiden Entien ein und versteht unter *Ens naturale* das sympathische Einwirken der Natur, so daß einzelne Teile der leiblichen Organisation von ihrem regelmäßigen Wechselverhältnis abweichen, was man heutzutage «magische Wirkung» nenne. Das *Ens spirituale* bezeichnet nach Lessing

den Einfluß des Psychischen auf das Leibliche überhaupt, die Macht des menschlichen Willens auf Erzeugung und Heilung der Krankheiten. Zusammenfassend sagt Paracelsus in zwei Partikeln: «Aus die vorbemelten Anzeigungen des Laufs des Leibs merket nun, daß der Läufe im Leib vier sind: Das Firmament, die Elementen, die Komplexionen, die Humores. Auf diese vier sollt ihr merken, daß alle Krankheiten in den vieren stehend und aus ihnen entspringen, denn alle Krankheiten werden geteilt in vier Geschlecht auf das Ens naturale: ein Geschlecht auf die Sidera, das sind morbi chronici, das ander Geschlecht auf die Elementa, das sind morbi peracuti, das dritt Geschlecht auf die Komplexiones, das sind morbi naturales, das viert Geschlecht auf die Humores, das sind morbi tingentes.»

Leichter verständlich ist das, was Paracelsus über das Ens spirituale sagt. Er unterscheidet hier genau zwischen Geist und Seele. Die bisher erwähnten drei Entia wirken auf den Leib, das Soma, das Ens spirituale auf den Geist. Der Geist ist immateriell, ungreiflich im Leib; er wird aus unserem Denken, aus dem Willen geboren, ohne Materie im lebendigen Leib. Das nach unserem Tod geboren wird, ist die Seele. Es dürfte sich lohnen, diese klare Definition auch als heute gültig anzuerkennen; das Leib-Seele-Problem wird verständlicher, wenn wir uns an sie halten. Was Paracelsus unter Ens spirituale versteht, dürfte völlig übereinstimmen mit dem, was wir heute Suggestion und Hypnose nennen, nur ist das Gebiet des Ens spirituale bei Paracelsus weniger begrenzt als nach unseren heutigen Anschauungen. Wenn er sagt: «So ich begehrend bin eins vollkommen Willens zu schaden einen andern: nun dieser Wille ist ein Geschöpf von mir im Geist, daß mein Geist demnach handelt nach meinem Gefallen wider des Geist, den ich meine und nicht wider seinen Leib sondern allein wider seinen Geist und schädigt denselben Geist: derselbige leidet und duldet und im Leib wird es empfunden und ist nit aus dem Leib noch in dem Leib materialisch, sondern der Geist handelt das», so müssen wir hier Anklänge an den zu Paracelsus Zeiten verbreiteten Hexenglauben erkennen, den die folgenden Jahrhunderte dann glücklich überwunden haben. In das Gebiet des

Ens spirituale gehört auch die Lehre des Paracelsus von der Imagination. Wenn Aschner meint, Paracelsus anerkenne hier vollständig die Existenz der schwarzen Magie, so soll das dahingestellt bleiben und es ist Strunz beizupflichten, wenn er darauf hinweist, daß auch ernste Geister wie *Amos Comenius* von solchen Dingen sprechen und die Anschauung vertritt, daß Paracelsus hier noch ganz in der Renaissancemystik stecke, wie sie früher auch im Volke lebendig gewesen sei. Nicht unerwähnt sei, daß Paracelsus ein Verständnis für das Bedenkliche solchen Handelns hat, wenn er sagt: «Dann der Wille ist eine Gebärerin solcher Geister, mit welcher der Vernünftige nicht zu schaffen hat.»

Die vier bisher besprochenen Entien erklärt Paracelsus für heidnisch; nur das fünfte, das Ens Dei, vertrete christliche Anschauungen. Er gibt uns hier tiefe Einblicke in seinen überzeugten Gottesglauben und in seine religiös-christlichen Anschauungen. «Ihr wißt, daß all Gesundheit und Krankheit von Gott kommt und nichts vom Menschen, und ihr sollt die Krankheit vom Menschen teilen in zwei Weg: in natürlichen und Flagellum. Der natürliche ist das erst, ander, dritt und viert Ens, das Flagellum ist das fünft. Das merket wohl, daß Gott uns gesetzt hat die Straf, das Exempel, das anzeigt in unseren Krankheiten, daß wir sehen sollen, daß all unser Sach nichts ist, und daß wir in keinen Dingen gut ergründt sind und die Wahrheit wissen, sondern in allen Dingen sind wir bresthaftig und unser Können und Wissen ist nichts. Aber daß wir den Grund berühren und ihn euch anzeigen, so wisset, daß Gott Gesundheit und Krankheit gibt und die Arznei dazu unseren Krankheiten. Der Kranke aber, der allein auf die Arznei hofft, ist kein Christ. Ihr sollt zu Gott schreien, er wird euch wohl zuschicken den Gesundmacher, es sei dann ein Heilig oder ein Arzt oder sich selbst.» Die auch heute noch in gewissen Kreisen verbreitete Ablehnung ärztlicher Hilfe weist Paracelsus unbedingt zurück; Gott hat die Arznei und den Arzt beschaffen; er wirkt durch den Arzt und will, daß man seine Wunderwerke auch durch seine Geschöpfe erfahre und verspüre, daß diese wirken und helfen durch den Künstler der Arznei.

Im Opus Paramirum oder Paramirum secundum macht uns Paracelsus bekannt mit der ihm eigentümlichen Lehre von Sulphur, Mercur, Sal, die eine Grundlage seiner Pathologie bilden, auf die er Gesundheit und Krankheit, ihre Ursachen und Ursprung zurückführt. Hohenheims Eigenschaft als Arzt und Naturforscher kommt in der Darstellung dieser pathologischen Theorie am besten zur Erkenntnis. Wir gehen nicht fehl, wenn wir seine Dreisubstanzenlehre als Ergebnis seiner chemischen Versuche und ihrer Ergebnisse ansehen. Seine Beobachtungen im chemischen Laboratorium mußten ihm zeigen, daß alles Organische aus brennbarer, sublimierbarer Substanz bestehe und daß nach ihrer Verbrennung ein Erdrest zurückbleibe. «Die Natur in Vulcano sei unser Lehrmeister.» Wenn er diese seine Anschauung auch auf unorganische Körper überträgt, ist sie nur teilweise zutreffend. Als Bezeichnung wählt Paracelsus die Namen von Substanzen, die zu seiner Zeit als Prototyp für das Brennbar, Sublimierbar und die Aschenbestandteile gelten konnte. Es ist ohne weiteres klar, daß die Bezeichnung Sulphur, Mercur, Sal nur symbolischen Wert hat. Wenn diese Anschauungen des Paracelsus im großen und ganzen zu Recht bestehen, so würden wir, heute entsprechend unseren chemischen Kenntnissen andere Bezeichnungen wählen. Die Darstellung des Paracelsus ist so bezeichnend und klar, daß ich nicht unterlassen möchte, sie wörtlich anzuführen: «Drei sind der Substanz, die da einem jedlichen sein Corpus geben; das ist, ein jedlich Corpus steht in drei Dingen, die Namen dieser drei Dingen sind also Sulphur, Mercurius, Sal. Diese drei werden zusammengesetzt, alsdann heißt ein Corpus und ihnen wird nichts hinzugetan als allein das Leben und sein Anhängendes. Also so du ein Corpus in die Hand nimmst, so hast du unsichtbar drei Substanzen unter einer Gestalt. Nehmt ein Anfang vom Holz; dasselbig ist ein Leib. Nun laß brennen, so ist das da brennt Sulphur, das raucht der Mercurius, das zu Aschen wird Sal. Die Scheidung beweist die Substanzen. Seind also die drei Ursachen aller Krankheiten, nicht die vier Humores, Qualitates oder dergleichen.» Diese drei Substanzen unzertrennt und in richtigem Verhältnis finden sich in jedem gesunden Körper, so sie sich aber trennen, das eine

in Fäulnis übergeht, brennt oder seinen eigenen Weg einschlägt, entstehen Krankheitszustände. Die Verhältnisse der drei Grundsubstanzen sind verschieden in den einzelnen Organen: «dieselbigen müssen wir erkennen, so mögen wir die transmutiert Anatomie auch erkennen». Unwillkürlich drängt sich uns hier die Vermutung auf, daß Paracelsus das Vorkommen pathologischer Organveränderungen ahnt, wenn wir auch nirgends vernehmen, daß er Leichenöffnungen vorgenommen hat. Was Paracelsus unter Anatomie versteht, erfahren wir im *Opus Paramirum, liber primus, caput sextum*, Ausgabe von Strunz, S. 114, wo er schreibt: «also seind drei Anatomei, so im Menschen sollen gehalten werden: Localis, die erst, die da zeigt das Bild des Menschen, sein Proporz und Wesen und was ihm anhangt: die ander beweist den lebendigen Sulphur, den laufenden Mercurium, das räße Sal, in eim jedlichen Glied: und die dritte unterweist, wie ein neue Anatomie der Tod herein führt, das ist mortis Anatomia, mit was Art und Bildnuß er kommt». Auf das Licht der Natur gegründete Anatomie soll auch zur Benennung der Krankheiten dienen. Wenn er aber Apoplexie als *Mercurius cachimialis sublimatus* bezeichnet, so ist das ein Name, der uns heute nichts sagt. Hier anschließend geht Paracelsus abermals genauer ein auf seine Sulphur, Mercur-, Sal-Pathologie. In jedem Samen sind die drei Substanzen zu einem einheitlichen Körper unsichtbar verbunden: «Wiewohl dreierlei aber nur ein Gewächs». Nach Paracelsischer Auffassung kann der Mercur drei verschiedene Arten von Veränderungen (Exaltationen) durchmachen: *Destillatio*, *Sublimatio*, *Praecipitatio*. Paracelsus stellt sich demnach vor, daß auch in der organisierten, lebenden Substanz die chemischen Vorgänge in gleicher Weise ablaufen, wie beim chemischen Laboratoriumsversuche. Wo nun dieser exaltierte Mercur hingerät, da erzeugt er Krankheit. Die *Destillatio* macht den Gähnen Tod (Apoplexie) in seinen verschiedenen Arten: *Sublimatio* erzeugt *Mania*, *Phrenesis*, *Praecipitatio* dagegen *Podagra*, *Chiragra Arthetica*, *Pustulae*, *Morbus gallicus*, *Lepa* und dergleichen. Veränderungen des Sulphur erzeugen Frost, Hitze, Schauer, Schütteln im Beginn eines Paroxysmus. Das Sal kann Veränderungen eingehen durch *Resolution*, *Calcination*, *Rever-*

beration (= Erhitzen durch die direkte Flamme) und Alkalisierung. Das alles geschieht im Menschen «gleich wie außerhalb in seiner scientia». Als Ursache der Veränderungen der drei Grundsubstanzen betrachtet Paracelsus unmäßiges Essen, Luxus, Coitus und meteorologische Einflüsse (das «Gestirn»). «So nun diese Calcination angeht, so weicht das Humidum im Schweiß heraus. Kein Loch, noch äußerliche Krankheit wird nicht, allein das Salz gebt dann und wirkt mitsamt der Luft außen an der Haut und alles der Luft zu.»

Schwerer verständlich sind für uns die Veränderungen, die der Sulphur durch die vier Elemente Wasser, Luft, Erde, Feuer erfährt. Wenn ich Paracelsus recht verstehe, mißt er hier den Temperatur- und Witterungsverhältnissen unserer Umgebung den Haupteinfluß zu für die im Schwefel sich abspielenden Veränderungen.

Neben den durch die Veränderungen der drei Grundsubstanzen bedingten Krankheitszuständen weist Paracelsus auf ererbte Zustände hin, die sowohl die äußere Form (*Forma specifica*) als auch Funktionen in pathologischem Sinne beeinflussen; er nennt hier die Polydaktylie, den Status laxus, die Hyperhidrosis.

Alle diese Vorgänge in den drei Substanzen spielen sich im sichtbaren Leibe ab. Nach Paracelsus besitzt aber der Mensch noch einen unsichtbaren, nicht vom Limbus stammenden Leib, der dem Arzt nicht unterworfen ist «und der nimmt seinen Ursprung aus dem Einblasen von Gott». Für seine Erklärung verweist Paracelsus auf besondere Schriften (*Philosophia sagax* Bd. 10, S. 45, der Huserschen Ausgabe). «Nun von diesem Leib wissent, daß er ein anregend Natur hat außerhalb dem Hunger, Durst und dergleichen und anderer natürlichen zugehöriger Gerechtigkeit, die über die Maß sind.»

Neben den bis jetzt besprochenen allgemein pathologischen Anschauungen nimmt bei Paracelsus die Lehre von den *tartarischen Krankheiten* ein weites Feld ein. Neben umfangreichen Sonderschriften (*De morbis e tartaro oriundis, libri duo*, von den Ursachen der Steinkrankheit, *liber de podagricis*) begegnen wir seinen ersten diesbezüglichen Ausführungen im *Liber tertius Paramiri secundi*, die wir als Grundlage des Ganzen

ansehen können. Paracelsus hat bisher nur von Sal, Sulphur, Mercur als solchen gesprochen; hier nimmt er nun als wirk-sames Prinzip noch den Spiritus salis dazu; ein entsprechender Spiritus kommt auch dem Sulphur und dem Mercur zu. Nur dieses aktive Prinzip ist es, das formiert und scheidet; wo der Spiritus salis fehlt, da entsteht kein Stein, auch wenn das Material dazu vorhanden ist.

Unter tartarischen Bildungen begreift Paracelsus nicht allein nur Steinbildungen als solche, sondern alle Koagulationen pathologischer Natur, zu denen es im menschlichen Körper kommt. Solche Vorkommnisse erkennt Paracelsus im Munde, in der Cardia, im übrigen Magen und Darm, in der Gallenblase, in den Nieren und in der Vesica urinaria. Solche Vorgänge macht er verantwortlich für das Sodbrennen, für Magen- und Kolikschmerzen. Er kennt wohl den Eigenstoffwechsel der verschiedenen Körperorgane; sie ziehen das Brauchbare magnetartig an sich, trennen es vom Unbrauchbaren, den Exkrementen; was z. B. der Leber nicht als Nutriment dient, «das so übrig bleibt, das läuft seine Harnstraßen für». Es hält etwas schwer, sich des Eindruckes zu erwehren, daß hier nicht ungenügende physiologische Kenntnisse der Organfunktionen vorliegen, die zu gekünstelten Annahmen und Vorstellungen führen; noch mehr bestärkt wird diese Vermutung bei der Generatio tartari «so sich begibt in der Lungen, Gal-len, Herzen, Milz und Nieren».

Zusammenfassend sagt Paracelsus: «So das Nutriment in sein Orter gezogen wird, so wissent, daß ein jeglich Teil in seim Leib ihm selbst sein Magen ist und scheid von ihm, das nit gut ist, oder das es nit haben will und soll, und kein Glied scheidt und kochts vor das ander. Allein was der Magen tut, das tut er der ganzen Gemein und was er d'Leberen, Nieren, Blasen, des Harns halben tut, ist auch von wegen einer ganzen Gemein aller Glieder. Daß aber damit alles genugsam geschieden sei, das ist es nit, sondern ein jedlichs Glied bereits ihm selbst und nimmt daraus sein Lust und wirft also hinweg von ihm, das ihm nicht dienstlich ist. Nun das es von ihm wirft, das sind auch Excrementa und haben mancherlei Ausgä-: als die Lung durch sein Auswerfen, das Hirn durch die Nasen,

das Milz durch die Adern, die Gall in Magen, die Nieren in die Blasen, das Herz in ein Chaos.» Die Exkremente aller dieser Organe enthalten auch das Material für den Tartarus. Wird beispielsweise der Tartarus der Lunge mit ihrem schleimigen Exkrement nicht ausgeworfen und «henkt sich an, füllt die Röhrin aus, die Cannae werden alle Weinstein, Blätter, geschifert, gefafelt oder granuliert und bleibt also do liegen, so werden die Straßen des Lufts verhindert mit dem Tartaro, also daß mancherlei Krankheiten kommen» wie Asthma, Tussis, Anhelitus impedimentum, Phtisis, Ethica febris etc. Im Gehirn führt die Tartarusbildung zu Phrenesis und Mania.

Nicht völlig klar erscheinen die Vorstellungen des Paracelsus über die Urinsekretion. Wenn ich ihn recht verstehe, nimmt er neben ihr noch eine besondere Ausscheidung ihrer spezifischen Exkremente an, die das Tartarusmaterial enthalten, sich dem Urin beimischen und in der Hypostasis (dem Sediment) erkannt werden können. Das Herz gibt sein Exkrement in die Kapsel, das Perikard ab, «es ist luftig, nit schwer, sondern eines leichten Geistes». Durch Abkühlung von seiten der Lunge kommt es zu Ausscheidungen; es entstehen als krankhafte Zustände Cardiacae, Tremor cordis und dergleichen.

Die Galle behält ihr Exkrement, gibt es nicht weiter, die Steinmaterie liegt in ihm und führt zu Steinbildung. Ihre Folgen sind «Trucken, Knütschen, Kotzen, Krimmen, Überlaufen der Gallen». Kolik und Gelbsucht können weitere Folgen sein.

Die Milz hat die Materia calculi ebenfalls in ihren Exkrementen; daß sie sich nach der Ansicht der Alten durch die Tränen reinige, trifft nach Paracelsus nicht zu, doch unterläßt er es, seine eigene Anschauung kundzutun und bekennt, daß man nicht wisse, wo der Brunnen lacrimarum liege.

Im Blut, Fleisch und Mark befindet sich gleichfalls ein besonderes Genus tartari; ihr Magen, ihr Stoffwechsel, läßt ihn hier in Anwesenheit des Spiritus salis aus den besonderen Organexkrementen entstehen. Das Excrementum sanguinis ist der Schweiß, das des Fleisches (der Muskulatur) ist der Cruor; das Exkrement des Markes wird von der Trockenheit des Knochens verzehrt und kommt zum Teil in die Gelenke und Liga-

mente. Diese krankhaften Vorgänge führen zu Atrophie. «*Aller Liquor des Fleisches, der dann ein Magen des Fleisches ist, der reinigt sich durch sein innwendig Schwitzen, welches Schwitzen in die Blasen sitzt, das durchgeht und durchdringt in dieselben venulas, poros und orificia und also kommt es in die Blasen zum Harn. Darin, was Krankheiten im Leibe sind, die in das Fleisch gebracht werden, oder ihr Gemeinschaft darin haben, dieselben all werden im Harn erfunden.*» Wenn Paracelsus weiter sagt, «*in ihm (dem Harn) ist der ganz Mikrokosmos fürgebildet, des Erkenntnis löblich ist einem Arzt*», so läßt das erkennen, daß Paracelsus die Harnschau weder verwarf noch für wertlos hielt. Dieser Tartarus erzeugt nun Nieren- und Blasensteine. Vorgängig kommt es zu vielen Oppilationen (Verstopfungen), zu chronischen Krankheiten in den Hüften, in den Lenden, im Rücken, in den Gliedern usw., «*und sind auch der heftigsten genera der Steinen an diesen Orten*». Gesücht, Tropfen (*Gutta*), Fluß, *Sciatica*, *Arthetica*, *Podagra perfecta* entstehen alle auf dem Boden des *tartareus liquor*. Tartarische Krankheiten gesellen sich auch zu anderen besonderen Krankheiten, wie zum Aussatz.

Paracelsus kennt auch nicht-tartarische Steinbildungen. Die zu ihrer Erklärung angeführten astrologischen Anschauungen gehören nicht zu den für uns leichtverständlichen.

Im vierten Buche des *Opus paramiri «de matrice»*, worin wir eine eingehende Darstellung der anatomischen, physiologischen und pathologischen Verhältnisse der weiblichen Sexualorgane, wenigstens des Uterus, zu erhalten hoffen, finden wir nur eine einfache Beschreibung allgemeiner Verhältnisse. Er schreibt: «*so wissent, daß ich von unsichtigen Dingen rede: dann wer ist der, der das in der Anatomia matricis gesehen hat, das so ich nachfolgend fürhalt?*» Es trifft gewiß zu, daß zu Paracelsus Zeiten es kaum möglich war, einen Einblick zu bekommen in das Verhalten der weiblichen Sexualorgane weder während der Menstruation noch der Gravidität; auch unsere Kenntnisse über die Funktion der Ovarien entstammen einer viel späteren Zeit (*Reinier de Graaf 1677*). «*Die Welt (der Kosmos) ist und war die erste Kreatur, der Mensch (der Mann) war die ander, die Frau die dritt. Also ist die Welt die größte,*

der Mann die nächste, der Frauen die kleinste und hinderste. Nun hat die Welt ihre Philosophie und Kunst, auch der Mann, also auch die Frauen». Die Microkosma ist demnach minor mundus, besitzt aber wie der Microcosmos in ihrem Leibe alle mineralia et substantias mundi. Die Menstruation faßt Paracelsus als eine Ausstoßung abgestorbenen Materiales auf. Dieses Exkrement, das Menstruum, ist keineswegs ein «Blüe der Frauen, wie ein Baum», wie man das bis zu seiner Zeit angenommen hat. «Der Frauen Blüe ist, so sie empfacht, in derselben Stund ist das Blüe da». Erkrankt die Matrix als selbständiges Organ, so wird diese Erkrankung zu einem Corpus, sie wird organisch, objektiv. Von ihr geht ein Dunst aus, ihr Spiritus verbreitet sich im Körper. Wir denken in diesem Falle an die Bildung einer Allgemeininfektion oder an die Entstehung von Metastasen.

Den Schluß des Opus Paramirum bilden die fünf Bücher «de causis morborum invisibilium». «Ihre innere Fülle verhindert uns», sagt Richard Koch in der Einleitung zu seiner 1923 erschienenen Neuherausgabe dieser Schrift, «wissenschaftliche Verfahren auf ihn (Paracelsus) anzuwenden und die uns voraussehen lassen, daß die Zeit längst verweht haben wird, was wir über ihn sagen, wenn er selbst noch ungealtert vor anderen Geschlechtern steht». Auch darin stimmen wir mit R. Koch überein, daß Paracelsus in dieser Schrift über die unsichtbaren Krankheiten weder das versteht, was wir heute Geisteskrankheiten nennen, noch auch unsere neurasthenischen, hysterischen, psychogenen, seelisch entstandenen Krankheiten, obwohl die Erscheinungen, die er meint, so bezeichnet werden müßten. Weniger um die Erscheinungen selber handelt es sich hier als um die Frage, woher sie kommen. Das ist freilich ein Nebenweg, um zu brauchbaren pathologischen Vorstellungen zu kommen, ein Weg, den er, wie aus dem bisher Gesagten hervorgeht, hauptsächlich zu gehen pflegt. Als erfolgreicher Naturforscher, der durch autoritätsfreies Denken mit den letzten Dingen zurecht kommen will, macht es ihm seine Zeit, die an Zauberei und Hexen glaubt, an den bösen Blick von Basilisken, nicht leicht, sich zurechtzufinden und sich durchzusetzen und zu den völlig unerklärlichen Dingen zu gelan-

gen. Wenn wir selber heute noch vor ungelösten, unlösbaren Rätseln stehen, ist es nicht zu verwundern, wenn auch für den Arzt von Einsiedeln dunkle Partien des Wissens bestehen. Wenn er Epilepsie, Erysipel, Ulcus cruris im Gegensatz zu der seinerzeit herrschenden Abschauung als natürliche Krankheiten betrachtet und die damals herrschende Tanzwut als eine geistige Epidemie auffaßt, so mutet uns das völlig modern an. Wissen wir doch, daß es noch kein halbes Jahrhundert her ist, daß man auch in unserem Lande die Rose als durch «bösen Luft» entstanden dachte und durch angehängte Kupfermünzen vorzubeugen und zu heilen versuchte.

Wenn auch diese Schriften von Paracelsus keinen eigentlich medizinischen Inhalt besitzen, Pathologisches namentlich nahezu ganz vermissen lassen, sich mehr mit dem Grunde aller Dinge befassen, ein Lobgesang sind auf Gottes Güte und Vorsehung, so dürfen wir doch nicht ganz an ihnen vorbeigehen; wir müssen auch hier die von Paracelsus vertretenen Anschauungen in großen Zügen auf uns wirken lassen. Zeitigen sie auch keine medizinischen Früchte, so sind sie rein menschlich nicht bedeutungslos. Inhaltlich befaßt sich das erste Buch mit dem Mißbrauche des Glaubens; das zweite astrologische Buch fehlt. Das dritte Buch befaßt sich mit dem Versehen der Schwangeren. Im vierten Buche von den Mumien werden die segensreichen und geheimnisvollen Naturkräfte, die mit Gut und Böse, mit Übernatürlichem nichts zu tun haben, besprochen. Das fünfte Buch weist den Charakteren die ihnen zukommende Stellung ein. Lassen wir Paracelsus selber zu Worte kommen: «Aber weiter die Ding auszustrecken, so wissent, dz die Welt und alles, das wir in ihrem Kreis sehen und greifen, ist nur der halbe Teil der Welt: und das wir nicht sehen, ist gleich und eben als viel im Tragen und Heben, im Wesen und in der Eigenschaft; das ist, daß noch ein halber Mensch ist, in welchem die unsichtbare Welt wirket und vergleicht.» Auch hier auf diesem dunklen geheimnisvollen Gebiete bestrebt sich Paracelsus, sich nicht in bloße Spekulationen zu ergehen, das «Licht der Natur» soll ihm nachforschen helfen, daß natürliche Dinge, die unser Auge nicht erkennt, für uns sinnlich wahrnehmbar werden, «so deutlich vor ihnen (vor unseren

Augen) stehet, als ein Säulen, die vor dem Blinden stehet». Solche Anliegen des Mikrokosmos als zauberisch, teuflisch, hexisch, augurisch zu halten, erklärt Paracelsus als falsch und unbillig.

Im Eingang des ersten Buches «von den Dingen, so dem Menschen aus dem Glauben zufallen», erwähnt Paracelsus die im Volke verbreitete Ansicht, daß bestimmte Krankheiten als Strafe, als Plage des Himmels anzusehen seien und bekennt sich zu der schon von Hypokrates vertretenen Ansicht, daß auch hier natürliche Vorgänge vorlägen, eine Anschauung, die er in seinen Franzosen- und Pestschriften nur sehr unvollkommen beibehält. Er ist überzeugt, daß jemand mit Willen und Glauben einem Mitmenschen Leids zuzufügen vermag. Man hat nur ein wächsernes Bild zu machen, es an einer bestimmten Stelle zu verletzen, so vermag man seinem Feind an dieser Stelle eine übernatürliche Krankheit zu erzeugen. Paracelsus mahnt freilich ernstlich, keinen solchen Bilderzauber zu treiben, «der es aber tut, der probiert und versucht Gott». Hier anschließend erwähnt Paracelsus den «Sant Veltins Siechttag», eine Krankheit, «die den Menschen niederwirft, in Krampf bringt, seine Glieder, Hände und Füße krümmt und streckt, ebenso Augen und Mund unter schrecklichen Erscheinungen». Diesen epilepsieartigen Krankheitszustand waren die davon Betroffenen geneigt, als Strafe erzürnter Heiligen aufzufassen, die diese als Strafe vom Himmel herabsenden. Sant Küris Buß oder Sant Johans Rach, bestehend in Hautulzerationen, wurden in gleicher Weise für eine Strafe gehalten.

Das St. Antoniusfeuer (vermutlich Erysipel) erscheint Paracelsus ebenfalls als natürliche Krankheit, entstanden aus dem natürlichen Sulphur unseres Körpers. Seines raschen Auftretens wegen vergleicht er es mit dem Blitz, mit Sternschnuppen, mit schlagendem Wetter, und erblickt nichts Übernatürliches darin. Seine Auffassung stimmt hier genau überein mit früher Gesagtem: Brennbar Substanz in unserem Körper entzündet sich und veranlaßt krankhafte Störungen. Die Frage drängt sich hier auf, ob nicht der Ursprung des heute vielfach umstrittenen Entzündungsbegriffes in solchen Vorstellungen zu suchen sei? Jedenfalls erkennen wir hier, wie Paracelsus ein

krankhaftes Geschehen als physiologisch-chemischen Vorgang ansieht, was man bis zu seiner Zeit durch abergläubische Vorstellungen oder durch die Säftetheorie der Alten zu erklären versuchte.

Unter Veitstanz, den Paracelsus schildert, ist die damals herrschende Tanzwut zu verstehen, die epidemicartig große Volkskreise ergriffen hatte. Wir vernehmen, daß eine Frau, Namens Troffen, die erste gewesen sei, die auf das Tanzen verfiel, um ihren Mann zu ärgern, der Widerwärtiges von ihr verlangte. Sie fand bald zahlreiche Nachahmerinnen, die hüpfen und sprangen, lachten und sangen, dann niedersanken und in Schlaf verfielen. Die Krankheit galt als eine Buße und wurde dem heiligen Veit zugeschrieben. Für Paracelsus handelt es sich um den Ausfluß eines irregeleiteten Glaubens, wie er das auch im Verhalten der Wiedertäufer erblickte, die einen so ungeheuerlichen Glauben darauf setzten, «daß diese Glaubenskraft wieder auf sie selbst zurückwirkt und sie so vollständig gefangen nimmt, daß sie für diese ihre eigene Auffassung das Leben einsetzen.» (Übersetzung von R. Koch. l. c.).

Der Inhalt des dritten, vierten und fünften Buches ist schon kurz erwähnt. Auf Pathologie Bezügliches findet sich nicht darin. Vieles darin enthaltene mutet uns recht wirklichkeitsfern an.

In umfassender Weise hat Paracelsus in den beiden Paramiren die allgemeine Krankheitsaetiologie behandelt, nachdem er in dem mehr polemisch gehaltenen Paragranum mehr seine allgemein medizinischen Anschauungen vertreten und seine Enttäuschungen von der Baslerzeit sich vom Herzen geschrieben hat. Immer wieder weist er darauf hin, daß der Weg zur Wahrheit und Erkenntnis einzig durch das «Licht der Natur» gewiesen werde, daß er an allen Autoritäten vorbeigehen müsse und daß der Arzt mit all seinem Denken und Handeln sich allein göttlicher Lenkung zu unterstellen habe. Bezeichnend charakterisiert er diesen seinen Standpunkt, den er zeitlebens nie verlassen hat, beim Antritt seiner Basler Professur mit den Worten: «Experimenta ac ratio auctorum loco mihi suffragantur», Worte, die uns auch heute leiten müssen.

In seinen «Defensiones» und in «Labyrinthus medicorum errantium» vertritt Paracelsus nochmals, in etwas anderer

Weise, seinen ärztlichen Standpunkt. Wenn ich nur auf das pathologisch Wichtige der beiden Schriften eingehe, möchte ich nicht unterlassen, auf den übrigen würdigen Inhalt aufmerksam zu machen; die zusammenhängende Lektüre ist lohnend und wegleitend; sein tiefes religiöses Empfinden bleibt nicht ohne dauernden Eindruck auf uns.

Auf Pathologie Bezügliches finden wir erst wieder im zweiten Kapitel des «Labyrinth», wo Paracelsus vom Einfluß des Firmamentes spricht, ohne indes zu sagen, worin er besteht und wie er erkannt wird. Weiter treffen wir eine erweiterte Besprechung der vier Elemente (Erde, Wasser, Luft, Feuer) in ihrem Verhalten zu unserm Körper. In jedem dieser Elemente liegen verborgen die drei Grundsubstanzen Sal, Sulphur und Merkur, die hier auch als Balsamum, Resina und Cotaronium bezeichnet werden. «Die drei conficieren ein jedlichen Leib und ein jedlich Corpus hat es weder minder noch mehr, dann die drei Ding. Die drei machen die Metalle, die drei machen die mineralia, die drei machen Stein, Holz, Kraut und alle Gewächse, empfindlichs und unempfindlichs». Alle diese gilt es, im gesunden wie im kranken Körper zu erkennen; nur so vermag der Arzt «sein Theoricam» zu finden, die nicht spekulativ sein soll, sondern aus der Practica soll geboren werden.

Wie hoch Paracelsus den Wert der Chemie einschätzt, wie sie ihm dienen muß, das Brauchbare vom Unbrauchbaren zu trennen (Darstellung der Arcana), wie er chemische Vorgänge überall im Stoffwechsel der Organe erkennt, haben wir schon erfahren. Was er darüber im «Labyrinth» sagt, stellt eine Wiederholung des Gesagten dar, ausführlicher und mit anderen Worten. Nicht unwichtig ist der Hinweis, daß die Natur uns nur die prima Materia bietet und daß es die Aufgabe des Alchemisten unseres Körpers ist (des Archeus und des inneren Vulcanus) diese auf die Stufe der ultima materia zu bringen, so daß sie aufgenommen und angebaut werden kann. Köstlich stellt Paracelsus bei diesem Anlaße die mompelierischen Apotheker mit ihrer «Sudlerei» an den Pranger. Wie er die Chemie aufgefaßt wissen will, sagt er mit folgenden Worten: «Darumb soll sich der Arzt der Alchemie nit beschämen, nit anders in

der Alchemie suchen, dann wie ich gsagt habe. Wo solchs nit geschieht, ist er gleich ein Doctor, wie ein Bild im Spiegel ein Mensch ist.»

Anschließend an seine Grundsätze der chemischen Bereitung seiner Arkana, vertritt Paracelsus seine Anschauung über die Heilkraft der Natur, die Abwehrkräfte unseres Körpers. Dem Menschen angeboren ist der Conservator sanitatis, der gegen die eingebrochene Krankheit, den Destructorem, kämpft. «Der Arzt, der äußerlich ist, gehet erst an, wann der angeboren erliegt, verzahlet, ermüdt ist.»

Von besonderer Wichtigkeit für die Pathologie des Paracelsus ist seine Überzeugung, daß jede Krankheit von einem Samen kommt, den aufzusuchen erste Pflicht des Arztes ist. Mit Bestimmtheit und Sicherheit weist er die Humores als Krankheitsursache zurück, die ihre Veränderungen einzig als Folge der Krankheitsvorgänge erfahren. Diese tiefen Einblicke in die Pathogenese zu einer Zeit, wo man in der Forschung nicht weiter kommen konnte, dürfte genügen, den unvergänglichen Ruhm des Paracelsus zu begründen. Erneut weist er darauf hin, daß er diese Erkenntnis nur der Naturbeobachtung, dem «Liecht der Natur» verdanke, nicht Galen oder Avicenna, oder anderen. Mit seinem Wesen stimmt völlig überein, wenn er sagt: «Sond' die Bücher, die Gott selbst geschrieben hat, die seind gerecht, ganz vollkommen und ohne Falsch. Selig ist der Arzt, der nun in selbigem wandelt und gehet, dann er wandelt im Liecht und nicht in der Finsternus. Also bleibt Gott in allen Dingen der obrist Skribent, der erst, der höchst und unser aller Text».

Nachdem Paracelsus im achten und neunten Kapitel Magisches behandelt hat, geht er im Schlußkapitel nochmals auf die oben erwähnte Krankheitsgenese ein und betont erneut ihre Wichtigkeit: «der nun die Krankheit erkennen will, der erkenne sie also wie einen Baum in der Gestalt. Der Baum trägt Äpfel, der ander Bieren, der dritt Nuß etc. Also ist auch ein Unterschied unter den Krankheiten und also sollen die Krankheiten erkannt werden aus dem Samen zu sein, nicht aus den Humoribus».

Das Labyrinthus medicorum wurde im September 1538, drei

Jahre vor Paracelsus' Tod, vollendet. Die hier entwickelten pathologischen Lehren sind deswegen von besonderer Bedeutung, weil sie beweisen, daß Paracelsus sie bis an sein Lebensende vertreten hat.

Was wir bisher von der Pathologie des Paracelsus vernommen haben, betrifft mehr das Allgemeine. Eine spezielle Pathologie oder pathologische Anatomie dürfen wir bei Paracelsus nicht suchen. Weder sein eigenes noch das Wissen seiner Zeit reicht dazu aus. Ins Einzelne durchgeführte zusammenhängende Krankheitsbilder oder Krankengeschichten vermissen wir bei ihm. An das, was Paracelsus von den Franzosen und der Pest sagt, um nur die beiden Krankheiten zu nennen, mit denen er sich besonders eingehend befaßt hat, weil sie zu seiner Zeit allgemeines Interesse beanspruchten, dürfen wir nicht den heute üblichen Maßstab anlegen.

Neben den verschiedenen Sonderschriften über die «französische Krankheit» finden wir erstmals eine ausführliche Darstellung der Syphilis im dritten Buche der großen Wundarznei. Nach des Paracelsus Annahme trat diese Krankheit erstmals unter dem in Neapel versammelten Kriegsvolke auf, im Heere Karls VIII., in seinem Zuge gegen Neapel (1495). Er hält es nicht für unmöglich, daß die Krankheit aus «zweien widerwärtigen aussätzigen Krankheiten» entstanden sei, weswegen er die Bezeichnung *Leprarum filia* oder *Leprosorum Gallorum spurium* für zutreffend hält. Wie Pferd und Esel als Nachkommen Maulesel erzeugen, so entsteht aus der Verbindung zweier verschiedener Aussatzformen ein *Mulus*. Wegen des chamäleonartigen Charakters der Lues findet Paracelsus die Bezeichnung dieser Krankheit als «Maulesel» nicht unpassend. Als ebenso zutreffend erscheint ihm die Benennung: *Basiliscus Gallorum*, *Gonorrhoea francigena*, *Luxuria*, *Vulvae pestis*. Der Name Syphilis, den wir bei seinem Zeitgenossen Fracastoro treffen, ist Paracelsus nicht geläufig. Paracelsus läßt die Lues in folgender Weise entstehen: «Sie werden geboren von zwei aussätzigen Krankheiten, also zu verstehen, der vollkommen gewesen ist, öffentlich durchaus; zum anderen von einem Aussatz d' allein in loco vulvae gewesen ist. Diese zween Aussätz haben die Krankheit geben, aus dem ist der

Mulus geborn der Franzosen, Mulus Gallorum genannt. Durch solche Geburt wird ein Monstrum geborn, das tut, was er will. Diese Krankheit folgt auch dem Arzt und der Arznei nit. Niemand's kann dem Esel sein Tück recht erfahren und wie ein jeglicher Esel sein besonder Art hat, also habens auch die Mala Franzosen, dann so oft ein Französischer, als oft eine besondere Tück in der Krankheit, die den Arzt treibt, vexiert, verspot.»

Paracelsus unterscheidet zwischen der Tinktur der Krankheit und dem Corpus in das die Tinktur fällt. Man ist hier geneigt, die Tinktur für das infektiöse Agens zu halten. Die «chirurgikalischen» Krankheiten sind nach Paracelsus das Corpus, das in die Franzosen transmutiert wird. Unklar bleibt, was er hier unter «chirurgikalischen Krankheiten» versteht. Beim Manne findet sich, so fährt er fort, Lepra, bei der Frau Cambuca. Auch diese letztere Bezeichnung erklärt Paracelsus nicht näher; ihre Art und ihr Wesen bleibt dunkel. Er definiert Cambuca nur als Corpus, welches der Lepra fähig ist, durch den Spiritus Leprae in sie verwandelt wird. Durch den Actum venereum geschieht die Coniunctio. Ist die französische Tinktur zugegen, so entstehen die Franzosen; die chirurgikalischen Krankheiten sind nun nicht mehr «chirurgikalisch», sondern «französisch». Eine zusammenhängende, übersichtliche Schilderung des luetischen Krankheitsbildes vermissen wir bei Paracelsus; er schildert es nur als ein Wesen, «das nit zu beschreiben ist, so irrig durcheinander, daß niemand's eigentlich dieselben fassen noch erfahren mag. Gleich als wenn man Wein und Wasser durcheinander schütt, Honig und Gall, Essig und Branntwein». Die französische Tinktur, die ante prima materia, ist «ein Auszug aller Bosheit und Gifts aller chirurgikalischer Krankheiten, von allen Aussätzen, von allen Krätzen, von aller Rauden, von aller Citrachen, von allen Fistulen und Krebsen, von allen Drüsen und Beulen, von allen Wölfen und Krebsen, von allen heißen und kalten Brand, von allen Schäden und Löchern».

Daß der Morbus gallicus durch den außerehelichen Geschlechtsverkehr entsteht, wurde von Paracelsus bereits erkannt, auch stellt er fest, «so aber ein adulterinum kommt in

den legitimum, so vergift er den legitimum sperma auch mit ihm. In seiner unnachahmlichen Bildersprache vergleicht Paracelsus die französische Tinktur mit einem Fünklein, das auf den Zunder fällt: die Spermata adulterina, scortina fallen durch das Feuereisen des Coitus in den empfänglichen Körper, «und ander Spermata legitima haben der Fünklein nicht in ihnen, alsdann auch etlich Stein sind, die auch nicht Feuer in ihnen haben». Paracelsus weiß auch, daß neben der Übertragung durch den Coitus auch eine Kontaktinfektion möglich ist und ist überzeugt, daß die Krankheit hereditär werden kann. Diese Überzeugungen bewegen ihn zur Forderung einer strengen Absonderung der Kranken von den Gesunden: man müsse sich von ihnen trennen wie Loth von Sodom.

Umfassender, wenn auch nicht zusammenhängend behandelt Paracelsus die Symptomatologie der Pest. Zu einer strengen Scheidung der Bubonenpest von der Lungenpest ist es bei ihm noch nicht gekommen, wenn er gleich die den Körper als Ganzes befallende Form und ihre schlechte Prognose kennt. Um die Pathogenese der Pest verständlich zu machen, bedient sich Paracelsus astrologischer Erklärungen. Für ihn ist die Pest eine extramundane, kosmische Krankheit, eine Heimsuchung des Himmels. Wie die Frau durch Imagination einem werdenden Kinde ein Muttermal oder Mißbildungen vermag angedeihen zu lassen, so beeinflußt, immaginiert der Mensch durch seine Bosheit und Sündhaftigkeit die Gestirne, die nun wieder in schlimmem Sinne auf die Erde und ihre Bewohner zurückwirken. Infiziert werden auf diese Weise das Wasser, aber auch alle Gewächse, die zur menschlichen Ernährung dienen. In solchem infiziertem Wasser lebende Tiere erkranken nicht, weil ihre besondere Mumie sie schützt, das Gift attrahiert und unschädlich macht. Auf diese Annahme gestützt, schreibt Paracelsus Fröschen, Fischen und andern Wassertieren eine therapeutische Wirkung bei der Pest zu: sie vermögen, aufgebunden, das Pestgift an sich zu ziehen. Wegen ihrer Absonderlichkeit sei hier auf eine Stelle im dritten Bande der Huserschen Gesamtausgabe (S. 53) hingewiesen, wo Paracelsus von der Entstehung der Frösche spricht: «Dann wer wollte glauben, daß der Antvogel (die Ente) sollte in Wesen

des Samens ein Frosch sein? Nimm aber den Antvogel ohne die Federn, gekocht oder gebraten unter zweien und in zwei Schüsseln verschlossen; setze den in einen Keller, so wird er dir in drei oder vier Wochen zu lauter Fröschen. Denn nach der Fäulung wird jedes Ding in das verkehrt, das es vor seiner Schöpfung und seiner Geburt gewesen ist». Ist hier nicht die Frage erlaubt: Was würde Paracelsus sagen, wenn solche Angaben bei Aristoteles oder Galen stünden? Wie sich Paracelsus den siderischen Einfluß denkt, geht aus folgender Stelle hervor: «Wie ein Vater erzürnt und tyrannisch aussieht, so er zornig auf sein Kind ist, also auch die Sonne ihren Schein und Reflexion verändert, wenn sie gar zu lange angereizet wird. Und wie nach dem Zorn die Streich gezückt werden, also auch die Streich ausgehen von der Sonnen. Solche Streiche und Giften und Krankheiten gibt die Sonnen den Sternen uns zu Strafen. Alsdann gießen die Sterne ihren empfangenen Gift über uns aus. Durch die basiliskischen Augen der Sterne wird das Wasser infiziert, aber auch die Haut des Menschen ohne Infizierung des Wassers. Und solcher Schuß (der Sterne) kommt in die Haut des Menschen so gerne und bald als auf das Wasser.»

Neben der eigentlichen Pest unterscheidet Paracelsus noch ihre besonderen Zufälle; dazu rechnet er vor allem das Auftreten von Hautexanthenen («kleine Pünktlein und Tüpflein, ganz braun und schwarzfarb»), Spasmen, Tetanus, Oppilatio hepatis. In einem besonderen lateinischen Abschnitt bespricht Paracelsus «quid sit oppilatio hepatis aut quomodo fiat»: «De prima animadvertendum, quod quamvis oppilatio est compressio regionis propter spiritum yleidum, qui cum egressum non habet in se ipso in putrefactionem abit, hocque sine causa exterioris regionis». Hier anschließend weist Paracelsus auf den occulten Sinn seiner paramirischen Schriften hin: «Haec omnia apud Paramira nostra abscondita latent imperitos».

Paracelsus unterscheidet eine Pestis aquae, terrae, aeris et ignis. Pestis aquae zeichnet sich aus durch großen Durst; wenig Schlaf, Bubonen in der Inguinalgegend, Beulen unter den Achseln, Keuchen, Druckgefühl um die Brust, starke Kopfschmerzen, Verwirrtheit gehören zum Bilde der Pestis aeris. Pestis

ignis geht einher mit großer Hitze (Fieber), Brennen, großen Beulen hinter den Ohren. *Pestis terrae* erzeugt schweren Schlaf (Benommenheit); Beulen fehlen ganz. Wir denken bei diesem letzteren Bilde an die septische Form der Pest, bei welcher die Pestbazillen sich schon anfänglich zahlreich im Blute finden.

Paracelsus kennt auch den mächtigen Einfluß der Psyche auf das Krankheitsgeschehen: Wer zur Zeit der Pest nicht auf Gott vertraut, den befällt eine heftige Furcht; diese erzeugt einen starken Willen und die allerheftigste Imagination, die die Krankheit erzeugt. «Der furchtsame Mensch hat seine Augen basiliskischer Art gemacht durch seine Imagination und infiziert den Spiegel, den Mond und die Sterne durch sich selbst ernstlich und hernach, so alsdann der Mond von dem imaginierenden Menschen infiziert ist, das gar leicht und bald geschieht, von der magnetischen Kraft wegen, so der siderische Leib und Geist mit den Gestirn, Mond und Sternen hat. So wird alsdann der Mensch wieder vergiftet von solchen Spiegel des Mondes und Sternen, darein er gesehen hat.» Auch Hexen vermögen Pest hervorzurufen; es soll das zu St. Veit und in Villach der Fall gewesen sein, wo auch die Milch und das Vieh infiziert wurden.

Am Schluß des 3. Kapitels des 4. Traktates *de pestilitate* macht Huser die Anmerkung: «Etliche Worte sind durch Buchstabenumstellung wissentlich verdunkelt, damit sie von Laien nicht verstanden würden. *Reducta tamen litterarum metathesis, facie genuina rursum apparebunt ista vocabula*».

In den von Huser an letzter Stelle gebrachten «Zwei Bücher von der Pestilenz und ihren Zufällen» und «*De Peste, libri tres, cum quibusdam additionibus*» besitzen wir wohl Hohenheims beste Pestschriften. Ausführlicher und verständlicher führt das das bisher Gesagte aus. Mit großem Ernst und Fleiß betont er erneut, daß die Pest eine übernatürliche Krankheit sei. «Dann all unser Gift, Neid, Haß, Zorn, Laster steigt zurück in die obern *Magnalia*, in denen liegt es zu generieren. So wir das Gestirn nicht infizierten, durch unsere Imagination, so fielen keine *Impressiones* auf uns.» Alle anderen Annahmen und Vermutungen über den Ursprung der Pest sind nach Paracelsus irrig. Überzeugt betont er verschiedentlich, der mensch-

liche Körper werde an den Prädilektionsstellen der Bubonen von dem siderischen Pestgeschoß getroffen, der übrige Körper dagegen sei wie durch einen Panzer geschützt. Demnach gehe die Pest von außen nach innen, wie ein Hieb treffe sie das Hirn oder das Herz. Nicht allein äußerlich, sondern auch innerlich macht sich die himmlische Impression geltend. Wie Wunden zu Wundinfektionskrankheiten führen, so treten bei der Pest ähnliche Zustände auf.

Den Pesttod muß Paracelsus logischerweise ansehen entweder als Folge der Zufälle (Sopor, Koma, Singultus usw.) oder, wenn diese fehlen, als Folge der Pest selbst.

Trotz dieser Beteuerungen ist es Paracelsus nicht entgangen, daß Gesunde von Pestkranken infiziert werden können, weil im Menschen eine Art anziehender Kraft wohnt nach «Art Carabe» (Bernstein). In seiner witzigen Art sagt er: «Entweder muß Feuer zu Stroh nit gelegt werden, oder weit von den andern geflöhnet».

Paracelsus kennt auch eine Prädisposition für die Pest, die er sich aber örtlich denkt. Wo am Lieblingssitze der Pestbeulen der Zunder fehlt, da ist der Schuß, der Funke des Mars unwirksam, «da gehet kein Feuer an». Im Körper schlummernde Krankheitsanlagen können durch die Pest zum Ausbruche gebracht werden; Erysipel, Fieber (Tuberkulose?), Mania, Phrenesis, Oppilatio können manifest werden.

Was ich Ihnen hier über die Pathologie des Paracelsus gebracht habe, ist nur ein kurzer Umriss und soll Sie nicht eigener Forschung in den inhaltsreichen Schriften unseres großen Arztes entheben; wünschen möchte ich vielmehr, daß meine Ausführungen dazu veranlassen möchten. Auch in den von mir nicht besprochenen Krankheitszuständen: Krankheiten, die der Vernunft berauben, Kontrakturen, von hinfallenden Siechtagen, von Farbsuchten, von der Taubsucht, von der Kolik, vom kalten Weh, vom Schlag, von Schwielen, von der Schwindsucht, von der Wassersucht, von der Bergsucht usw. werden Sie eine Menge von Anregungen finden.

Schließen möchte ich mit den Worten unseres Fritz Wartenweiler, die er seiner Nansen-Biographie vorsetzt: «Des Paracelsus Freundschaft verpflichtet. Sein Leben weckt Leben. Sein

Tod zwingt die Erben seines Geistes zur Tat. Sein Werk verlangt Vollendung. Es schreit nach furchtlosen Menschen mit Verantwortung für alles Lebende, mit Bereitschaft zur Hilfe, mit dem Willen zum Opfer, der Erfüllung des Lebens.»

Dr. E. Scheidegger, Basel.

EIN SOZIAL-PROGRAMM BEI PARACELSYS

Anzunehmen, daß Theophrast von Hohenheim lediglich für die Medizingeschichte von Interesse und Bedeutung sei, ist zu gering von der Spannkraft seiner Geistigkeit gedacht. Aber man wird diesen «philosophus nach der teutschen art», wie er sich einmal genannt hat, erst dann umfassend kennen lernen können, wenn endlich seine umfangreichen theologischen und religions-philosophischen Schriften ediert und damit zugänglich gemacht sein werden. Im Rahmen meiner Quellenforschung in noch nicht im Druck erschienenen paracelsischen Schriften bin ich auch wirtschaftlichen und sozialpolitischen Gedanken und Lehren Hohenheims auf die Spur gegangen. Das Ergebnis, welches ich hiermit vorlege, mag überraschen. Haben doch beispielsweise solche konkreten und programmatischen Ausführungen «*wie ein ordnung sol gehalten werden in allen weltlichen ständen*» (Liber de ordine doni) in der 400jährigen Paracelsus-Literatur bestenfalls einmal beiläufig Erwähnung gefunden. Dabei handelt es sich um entscheidende Probleme für Hohenheim, die so tief und fest in seinem Denken und Tun verankert sind, daß man ihnen in Hinkunft zweifellos ein besonderes soziales Kapitel in der Paracelsuskunde widmen müssen, das hiermit aufgeschlagen sei¹. Auch die Wissenschaften der Soziologie und der Nationalökonomie werden in Zukunft die speziellen wirtschaftspolitischen Ideen Hohenheims in der Geschichte ihrer Disziplinen nicht mehr missen wollen, ebensowenig wie der Historiker sie fürs Zeitalter der Reformation und des Bauernkriegs wird entbehren können.

Hohenheim hatte eine für seine Zeit und seinen Stand ungewöhnlich stark betonte *soziale Einstellung*. Nicht nur die harte und arme Jugend, viel Unglück und Not im Leben und bittere Erfahrungen sind die Ursache, es ist auch die in ihm entzündete

¹ Das Thema völlig zu umfassen, vor allem auch die paracelsische Soziallehre geschichtlich einzuordnen und gründlich zu unterbauen, ist an dieser Stelle nicht möglich. Hier genüge es, auf die Forschung anregend zu wirken. Der Verfasser hat eine umfassende Studie gleichen Titels in Vorbereitung.

christliche Leidenschaft, eine fanatische Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe sowie seine innerliche brüderliche Verbundenheit mit aller leidenden menschlichen Kreatur. So zieht sich durch Hohenheims Leben und Schrifttum der rote Faden einer tätigen opferbereiten Nächstenliebe: «Was ist unser wiz, vernunft, fürsittlichkeit, weisheit, als allein, das wir *dem nechsten darmit zu nuz* erschießen in seinen nöten. Schwezen, süß reden, blandiren ist des mauls ampt, helfen aber, nuz sein, erschießlich, ist des herzen ampt» (8 : 321)². Sein medizinisches Schrifttum ist beherrscht von der Hilfe für die Armen und Notleidenden. Man erinnere sich an das frühe Spitalbuch, worin das schöne Paracelsuswort von der *Liebe* als dem tiefsten Grund aller ärztlichen Kunst geschrieben steht, wo er die Lieblosigkeit an den verlassenen Armen in den Spitälern schildert: «und lassent den armen liegen under der streu, daß ihm die hunde mehr liebe beweisen, dann *wir*» (7 : 377); wir Christenmenschen, wie er ausdrücklich zufügt. Denn wir erzeugten uns in der Hilfe für die Notdürftigen ärger als die Heiden, obwohl «uns zwingt das gebot Christi, ja auch die heidnische *natürliche liebe*». Nicht nur Gottesgesetz ist für Hohenheim jede soziale Hilfe, sondern ein ganz allgemeines Naturgesetz.

Es ist bisher wenig beachtet worden, daß auch bei seiner *Erneuerung der Medizin* Hohenheim den sozialen Gedanken weit in den Vordergrund stellte. Er zog sich ja gerade damit, daß er die Heilkunde volkstümlich machen wollte — eine wirkliche Volks-Heilkunde —, den erbittertsten Widerstand der privilegierten Ärztesunft seiner Zeit zu. Daß er damals in Basel einen Teil seiner Vorlesungen «*in teutscher Sprache für jederman*» hielt, war ein offener Angriff auf das Bildungs- und Standesmonopol der gelehrten Ärzte, worauf diese besonders empfindlich reagierten: «lassen sich auch vermerken» — heißt es in seiner Eingabe an den Basler Rat im Jahre 1527 — «daß mein

² Die Zitate, wie üblich, nach Sudhoffs «Sämtliche Werke» (einfach mit Band- und Seitenangabe). Außerdem aus den «Paracelsus-Handschriften» (mit H zitiert) und dem theologischen Band von Matthießen (M). Am leichtesten greifbar sind fast alle hier verwendeten Zitate in dem Bändchen «Paracelsus» der Universalbibliothek Reclam Nr. 7567/68 (mit R zitiert).

lesen und ofenbarung meiner kunst und der artzney nie in gebrauch gewesen, also *jederman zu unterrichten*; zu besorgen, es möchte ihnen hienach an ihrer narung und leibs unterhaltung großen nachteil und abbruch bringen» (4 : 143). Ob die neue Lehre materielle Vor- oder Nachteile für ihren Säckel bringe, das war damals also mit die entscheidende Frage für die Gegnerschaft der Kollegen gewesen. Deshalb machten sie ihm die unsäglichen Schwierigkeiten bei der Lehre seiner Volksheilkunde, die auch dem ärmsten Volksgenossen die natürlichen Arzneimittel und das Verständnis für die Gesundheitslehren bringen wollte. Noch ganz am Ende seines Lebens, in der nachgetragenen Beschlußrede zum Labyrinth medicorum (1538), wo er die zeitgenössische Ärzteschaft beschuldigt, ihn sein Leben lang am Erscheinen seiner Schriften gehindert zu haben, nennt er als Grund dafür außer der Angst vor ihrer Entlarvung, «daß sie weder wöllen noch leiden können, daß die arzney in erkantnus des *gmainen manns* komme, sondern bei jnen ein aigner nuz bleibe» (11 : 220). Auch sein nimmermüder Kampf gegen die Apotheker gehört in dieses Kapitel uneigennütziger sozialer Arzneykunst, als er ihre überhöhten Taxen brandmarkt, weil «doctor und apteker pact und geding miteinander machen, der apteker dem doctor pens (Prozente) von seinen recepten gibt» (4 : 144). Der folgenschwerste Zusammenstoß ergab sich jedoch aus seinem unerschrockenen Angriff auf den Guajakholz-Import der *Fugger*. Nachdem er den Holztrank bei der Syphilis für unheilvoll erkannt hatte, wandte er sich öffentlich gegen die Ärzte, welche «in Fuggers laden» liefen und hülften ihm «jr holz abladen jnen selbs zu jrem nuz und wußtent, daß in seinem lant heuser und gassen voll kranken lagen, die das holz verderbt hatte» (6 : 312). Bald nach diesem Zusammenstoß mit der größten Kapitalmacht der Zeit erfolgte im März 1530 jenes für ihn so verhängnisvolle Nürnberger Zensurverbot (R : 10), wodurch ihm zeitlebens jede weitere medizinische Bucherscheinung verunmöglicht worden ist, bis auf die einzige Ausnahme der «Großen Wundarzney».

Daß hinter all diesen sozialen Problemen, die ihn als Arzt beschäftigten, eine grundsätzliche religiös-soziale *Weltanschauung* bei Hohenheim stand, erweisen verschiedene handschrift-

liche Fragmente, die sich mit sozialpolitischen Fragen beschäftigen. Darunter gibt es das besagte sozialpolitische Programm X «wie ain ordnung soll gehalten werden in allen weltlichen stenden» (Liber de ordine doni³). Den Inhalt dieser im Original offenbar verloren gegangenen Handschrift von der *Ordnung der Gaben*, was im paracelsischen Sprachgebrauch etwa von der Organisation der Berufe oder Stände bedeutet, das heißt einer gottgewollten weltlichen Ordnung oder Herrschaft, können wir heute nur noch bruchstückweise aus verschiedenen Abschriften⁴ entnehmen. Die von Hohenheim darin erörterten Fragen gehören zu dem großen akuten Thema der Zeit des Bauernkrieges, zu jenen Ideen, welche aus dem Evangelium heraus das gesamte irdische Leben gestalten wollten. Man denke nur an Hubmayer in Waldshut oder an die Zwölf Artikel in Süddeutschland mit ihrer Fülle von Bibelzitate. In nächster Nähe dürfte sich Hohenheim in seinen Anschauungen und Forderungen wohl von Thomas Münzer befunden haben⁵.

Der Gedankengang von Hohenheims «De ordine Doni» läßt sich kurz folgendermaßen rekonstruieren: Gottes Gebot ist die

³ Unter diesem Titel ist dieser verlustige Traktat in einem Catalogus theophrastischer Bücher, die «noch mit inn truck komen, sonder noch in gehaim und verborgen sein», etwa ums Jahr 1671 geschrieben, verzeichnet (Cisterzienser Stift Osseg, vgl. H : 35). Huser hatte dieses Werk noch Anno 1594 aus Neuburg entliehen, wie es in seiner Entleihliste als «De ordine doni, 7½ bletter» (H : 11) steht, ohne es in seine große Sammelausgabe aufgenommen zu haben. Auch später scheint die Schrift noch vorhanden gewesen zu sein, denn in der gedruckten «Philosophia Mystica» (Magdeburg 1618 : 49) wird die Herausgabe einer offenbar identischen Schrift «De Ordinatione Dei, vel Domini» angekündigt, welche jedoch niemals erschienen ist.

⁴ Abschrift von «De ordine doni» in den Handschriften von Görlitz, Leiden, Breslau, Gotha, Salzburg, Wolfenbüttel (H : 265, 420, 530, 550, 577 und 595). Mitbenutzt «De nupta» (H : 263, 361, 453 und 588). Für die folgenden Zitate verwende ich mir freundlichst zur Verfügung gestellte, noch nicht veröffentlichte Übertragungen aus der bevorstehenden Edition der Theologica von Paracelsus, welche gegenwärtig Prof. D. Bornkamm mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Verbindung mit der Heidelberger Akademie der Wissenschaft besorgt.

⁵ Ein Anklang an Münzers Schrift, welche dieser nach dem Zusammensein mit seinen Schweizer Freunden am Oberrhein ver-

Nächstenliebe, aber der Satan treibt zum Eigennutz, so daß «der gmain nuz zerstört wird und zertrinet an reichertumb, hoffart, lesterung, spilen, huren usw.». Damit aber «der aygen nuz in vita beata nit eintringen möge, folgt also ein ordnung der gaben eines jeclichen gegen dem nechsten . . . darumb ist hie *ain ordnung, daß ein jeder mensch zu leben und zu zeren hab*, welliche ordnung in allen dingen, so die narung belangt, zu machen ist, denn aus gebresten der narung entspringen die argen und falschen, denn armut ist nit einem jeden leidenlich». Unter seiner Ordnung der Gaben versteht Hohenheim also eine wohlgeordnete Wirtschafts- und Sozialordnung gemeinnützigen Charakters, welche «das gewinnen der narung» (12 : 411) also die menschliche Lebensnotdurft sichere. Der Gesellschaftsaufbau wird in *vier Stände* gegliedert, die er als «vier monarchias» bezeichnet: «darumben seind vier gaben auf erden, als eine der *felpau*, ein ander die *hantwerk*, die drit der *freien künst*, die viert der *obrikait*, die alle erhalten sich gegeneinander und ein jeder teil nuzet und erhält die anderen drei teil et econtra⁶.» Dabei treibe jeder nach «Gottes willen sein ampt, das jm Gott auf erden geben hat» (12 : 411).

So fügt sich also die Vorstellung Hohenheims von der Ordnung der menschlichen Gesellschaft in sein gesamtes Weltbild von höchster Einheit, beherrscht von der alles umspannenden gottgewollten «Ordo» des Mittelalters. Der große *Makrokosmos* des Weltalls, der *Sozialkosmos* des menschlichen Gemeinschaftslebens und der *Mikrokosmos* des Menschen selbst. Die wirtschaftliche und staatliche Ordnung ruht auf den drei produktiven Ständen der Hand- und Kopfarbeit (Landwirtschaft,

faßt hatte: «Wie man herrschen soll aus dem Evangelio» (1524/25). Vgl. G. Franz, Bauernkrieg (1933 : 178); Bittel: Sernatinger Chronik (Karlsruhe 1939); Bittel: Als der Krieg gegen die Bauern begann (Bodenseebuch, Ulm 1941 : 31).

⁶ Diese Neueinteilung der Gesellschaft in die produktiven Stände der Bauern, Handwerker, freien Künste und der Verwaltung stößt das traditionelle mittelalterliche Feudalsystem von Fürsten, Adel und Geistlichkeit völlig um. Aber auch der bürgerliche Kaufmanns- und Unternehmerstand wird verneint und ihre wirtschaftliche Funktion von obrigkeitlichen Beamten im Dienste der Allgemeinheit übernommen.

Handwerk und freie Künste), darüber die regelnde Obrigkeit. Neben diesem Aufbau der Gesellschaft wird in eindrucksvoller Weise der *Gemeinnutz* als alleiniger Sinn und Zweck alles Wirtschaftslebens erörtert. Hier seine Ordnung der Landwirtschaft: «So ein region würde sein, zehn meilen weit, so sollen die hausväter und alles volk des landes fürgenommen werden und die erden ausgeteilt in dieselbigen teil, daß gleich und gleich ausgang. So nun derselbig hauf sich über jar meren würd von aufgewachsen kinden, aber mer teil machen; so sie sich mindern würden, aber minder teil machen. Und nit eim man zustellen, da 100 mangeln müßten. Denn derselbig reich man ist des teufels und verdamt; dazu ursacht jn ein oberkait, die jm solch fremd gut nit sol lassen zusten, ob ers schon gleich kauft hätt, so ist es doch nit sein. So mag auch keiner sein teil erden verkaufen.» Außer diesem Gemeinbesitz an Grund und Boden fordert Hohenheim die *genossenschaftliche Solidarität der Arbeit*, dabei eine höchst bemerkenswerte *Preislehre* entwickelnd. «Als ein exempel: es sind 1000 bauern mit jren knechten, nun ist der schade, daß an eim ort der schnee erfrieren läßt, am andern aber nit, item der reif, kälte, item an dem ort erschlägts der hagel und was der erden sonst zuset. An einem ort ist die fülle, am andern armut worden. Nun erfordert die libe ein ordnung, daß ein teil dem andern teil sein kreuz helf tragen und mitleidig sei . . . also würd ein gut ordnung zu machen sein. Den der hagel geschlagen hat sei, als den er nit geschlagen hab. Nit allein korn, haber, sondern auch wein, gras, hünere, vieh und gleich alles, was die erde an dem ort trägt, also je ein teil den andern zu erfreuen hab . . . Dazu soll die obrikait helfen, auf daß die lib des nächsten einwurzele und nit ein jeglicher tue, was er wöll, lib oder nit.» Ein anderes Beispiel: «So der wein im faß liegt, werd er aller taxiert über die kosten so im ganzen land aufgelaufen, über den der wol geraten und übel geraten ist. Mit derselbigen summa der kosten werde der wein gesetzt. Nit daß der wolgeraten den seinigen allein teuer gibt auf sein eigen nuz, sondern in die libe gegen den nächsten treten, daß sein gewinn des beschädigten gewinn auch sei. Also wird keiner reicher denn der ander und keiner hat kein schatz vor dem andern. Also auch mit dem korn und getreid zu versten, allen kosten des ganzen landes so darauf

gangen *gesummiert* und das malter auf denselben tax geschätzt.» Für die Geschichte der Volkswirtschaft wird es eine interessante Entdeckung sein, hier bei Hohenheim eine objektive Wertlehre anzutreffen, welche als Maßstab die gesellschaftlich angewendeten durchschnittlichen Kosten «alle kosten gesummiert» für die Preisbildung zugrunde legt. Noch deutlicher kommt dies an anderen Beispielen zum Ausdruck, etwa bei der *Bruderschaft der Handwerker*. So sollen von den Schustern die Schuhe «alle in ein haufen zusammen gerechnet und darauf alle kosten und narung und auf die schuh verteilt, und die schuh darnach verkauft werden . . . Wiewohl auch das ist, daß sein gewinn nit soll so groß sein, sondern gebürlich und niemands übernehmen.» Es würde hier zu weit führen, weitere Einzelheiten zu erörtern. Lediglich zum *Lohnproblem* sei noch bemerkt, daß «die knecht nit auf viechische weis sollen gehalten werden», sondern wie die Meister «auch in den teil» von Bekleidung, Essen, Trinken usw. kommen.

Beherrschend ist die Einstellung Hohenheims zum *Gewinn*, auch auf die bestehenden wirtschaftlichen Verhältnisse übertragen. «So einer ist ein wucherer, ein großer schazsammler, einer der da gewinnt, es hätten 10, 20 oder 30 gnug daran — und wenn auch alles gerecht zugehet — und andere müssen gepresten darinnen tragen, daß einer, der alles allein gewinnt und an sich ziet, so müssen die armen darumb armut leiden, betteln usw. Das ist eines andern guts begert, denn es ist den armen gleich sowohl als den reichen von Gott rechtlich geben. Denn so wir den grund besehen, wer wir alle sind, und was wir sind, so mag keiner mer besizen als der ander.» Natürlich wird auch der *Zins* als arbeitsloses Einkommen verworfen: «nit zins und gült, sonder mit eigner arbeit sich selbs erhalten.»

Aus den wirtschaftlichen Anschauungen des Mittelalters heraus wendet sich Hohenheim auch grundsätzlich gegen den *Handel* treibenden Kaufmann. Während die produktive Tätigkeit der drei Stände *necessitas* ist, erscheint die der Händler und Geldleiher als *cupiditas*. Sie zerstörten den gemeinen Nutz und brächten Unordnung in die gesellschaftliche Ordnung. Gegen diese Störenfriede richtet er eine maßlose Philippika, wie er früher schon gegen den «betrug der kaufleuten, kremern, vor-

käufern usw.» (2 : 4) gewettert hatte. «Außerhalb diser monarchia seindt etlich rotten mit eingewurzlet, die außerhalb der vier jr besondere narung haben, aber im weg der unselikeit, als die kauffleut, tuchleut, zynnsmacher, geltleyer, fürkäufer, grympler, merzler und dergleichen vil andere mer.» Es gibt keine Schandtat, welche er ihnen nicht zuschiebt. Soweit es sich um den Handel mit landwirtschaftlichen Produkten und Handwerkswaren handelt, weist er diesen den Produzenten zu. Für den *Importhandel* jedoch sieht er staatlich besoldete Beamten vor, wie es etwa zeitgenössisch auch der bedeutende Bauernkriegsführer Michel Gaismair in seiner Landesordnung (1526) gefordert hatte⁷. «Bedürft jr eins andern und fremden guts aus fremden landen, beschikts aus dem seckel (der Staatskasse), sezt einen landsdiener, der euch das für seinen lon in andern fremden ländern fertige, nit verhängt den wucherern, räubern, grümplern», sagt Hohenheim.

Im Mittelpunkt der paracelsischen Gesellschaftsordnung steht das Grundgesetz der *Arbeit*. Er nennt dieses Thema die «ersam uffrecht narung⁸», worin sich nocheinmal seine gesamten sozialwirtschaftlichen Anschauungen spiegeln. «So nun der selig weg der narung allein in der arbeit — labores manuum tuarum — stet und nit in müßig geen oder finantzerey, sonder zur arbeit erkent, so werden hierinen all die narung, so nit mit arbeit gewonnen werden, verworfen und entsetzt. Was ist nun die arbeit, so us den henden gewonnen wird? Die ist's, daß sie gewonnen werd dem nechsten zu nuz und on sein schaden, wie dir selbs. Das ist die narung darinnen kein reichthumb ist, allein die notdurft.» Im einzelnen werden dann die verschiedenen Stände an-

⁷ Punkt 21 der Landesordnung: «Und was im land als gewürz und ander nicht erlang werden mag, das soll außerhalb bestellt werden. Darauf an etlichen orten, der gelegenheit nach, im land laden gehalten, darin allerlei feil gehalt und soll auf nichts kein gewinn darauf geschlagen, sondern allein der costung; so darüber geht, darauf gerechnet werden. Damit würd verhüt aller betrug und falsch und man möcht alle ding im rechten wert haben und bleibt das geld im land und käm dem gmainen man zu gar grossem nuz. Diesem amtmann über den handel und seinen dienern gäb man bestimmte besoldung.»

⁸ Aus «*Liber de honestis*», handschriftlich in Leiden, Heidelberg und Breslau (H : 379, 454, 537). Vgl. M : 239 ff.

gesprochen, um diese Thesen praktisch zu erläutern. Jeder treibe nicht mehr, als er zum Lebensbedarf notwendig habe, wobei er sich auch gegen die Erbschaft wendet. «So soll kein vatter sein kinden reichtumb verlassen zum müssig gang, am letzten werden dein kind müssig geer, edelleuten und juncker.» Man soll seine Kinder so erziehen, daß «sie freid haben in der arbeit». In dieser Weise werden noch eine ganze Reihe von Fragen des Wirtschaftslebens, der sozialen Gemeinschaft, der Hilfe gegenüber den Armen und Kranken abgehandelt, ausklingend in das schöne Bekenntnis, wie es uns ähnlich auch anderwärts in paracelsischen Schriften begegnet: «Dan nit in rue, nit in wollust, nit in reichtumb, nit im maul, nit im bauch stet die selikeit, sonder in arbeit und schweiß ein jeglicher sein gab verbring.» Von letzter Konsequenz ist seine Forderung, daß, wer nicht arbeitet, auch nicht essen soll: «unser arbeit soll gewonnen sein, je eins dem andern, und dem so nit arbeitet, dem sol auch genomen werden was er hat, uff daß er arbeite.»

Damit haben wir in kurzen Strichen die soziale Lehre und das soziale Programm des großen Revolutionärs der Medizin vor mehr als 400 Jahren, an einer gewaltigen Wende der Zeiten, kennengelernt. Daß er für sich selbst aus dieser sozialen Weltanschauung alle persönlichen Konsequenzen gezogen hat, ist bei der kategorischen Strenge, die er all seinen Handlungen zugrunde legt, selbstverständlich. Sein soziales Arzttum ist bekannt. Daß seine Volksheilkunde stark sozial bestimmt war, ist in der Paracelsusbiographie schon weniger deutlich gewesen. Aber daß dem allem so tiefbewußte soziale Überzeugung und Gesinnung zugrunde lag, und sich bis in wirtschaftliche und staatliche Forderungen gesteigert hat, bringt uns einen guten Gewinn für die allmähliche Erhellung seines historischen Lebensbildes. Nur ganz allmählich, Stück um Stück, läßt sich heute die totale geistige Erscheinung dieser seiner Zeit unbekannt und von seinen Zeitgenossen völlig verkannten universalen Gestalt erfassen. Wie sehr erstaunt war schon 1618 Johann Staricius: «Wenn ein gescheuter Mensch dem ein wenig nachsinnet, der muß ja über diesen hocherleuchteten Mann Theophrastus sich verwundern, daß er so große, unmögliche scientias und artes zu meditieren gewußt habe.» *Dr. K. Bittel, Überlingen.*

PARACELSUS BEI SCHOPENHAUER

Wenn zwei große Menschen, wie Paracelsus und Schopenhauer, sich über die Jahrhunderte hinweg in der Sphäre des Geistes die Hände reichen, so können wir aus dieser Erscheinung Trost und Zuversicht gewinnen. Durch die Wirren und Schrecknisse unserer Zeit ist in uns der Glaube erschüttert worden an eine ewige und unzerstörbare geistige Gemeinschaft, an eine «Koinonia», die erhaben ist ob Raum und Zeit. Da kann uns nun das Symphilosophie von Schopenhauer und Paracelsus, über das ich zu Ihnen reden möchte, eine Bürgschaft sein für die Möglichkeit und Tatsächlichkeit jener geistigen Koinonia, ohne die wir nicht leben möchten, weil ohne sie für den geistigen Menschen das Leben keinen Wert hat.

«Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch ist» — sagt Fichte. Paracelsus und Schopenhauer waren nun als Menschen grundverschieden. Paracelsus der Naturforscher mit kampffrohem Forscheroptimismus, wurzelhafter Ablehnung aller Skepsis, der Philosoph, der zwar auch die Hoffnungslosigkeit alles Daseins oft, fast verzweifelnd, erlebte, sich dadurch aber vom Urewigen nicht abgetrieben, sondern im Gegenteil zu ihm hingetrieben fühlte. Schopenhauer der abgrundtiefe Pessimist, der von der Nichtigkeit des Daseins überzeugt ist und den Optimismus als eine absurde, ja ruchlose Denkungsart bezeichnet, als bitteren Hohn auf die unabwendbaren Leiden der Menschheit. So «wählten» denn auch in der Tat Paracelsus und Schopenhauer verschiedene Philosophien, weil und insofern sie verschiedene Menschen waren. Aber dies war nur eine Verschiedenheit im Vorletzten. Hinter ihr steht eine Gleichheit im Letzten. Nämlich in der gemeinsamen inneren Haltung, die diese beiden Denker, selbst als Menschen so verschieden, gleichwohl der *Idee* und dem *Problem* des Existentiell-Menschlichen gegenüber einnahmen. Was ist mit dieser scheinbaren Paradoxie gemeint? Ein tiefes Wort Demokrits kann unserem Verständnis hier wegleitend sein. Es lautet: „λέγω τὰδε περὶ τῶν ξυμπάντων... ἄνθρωπος ἐστὶν ὃ πάντες ἴδμεν.“
 «Ich behaupte folgendes über das All... Mensch ist, was wir

alle wissen.» Wir geben diesem berühmten Fragment eine existentiell-ontologische Deutung.

Der Sinn des Daseins gründet im Existentiell-Menschlichen, hat in ihm seinen Maßstab. Im Geiste dieses Demokrit-Ausspruches begegnen sich nun im tiefsten und letzten Paracelsus und Schopenhauer. «Mensch ist, was wir alle wissen.» Dies ist die wesenhafte Koinonia dieser beiden, im «Gegenständlichen» so verschiedenen Denker. Dies ist — auf kürzeste Formel gebracht — der Paracelsus *«bei»* Schopenhauer. Ildelfons Betschart hat in seinem Paracelsus-Buch mit Recht unterstrichen, daß Paracelsus «eine Universalerfassung des Menschen im hochmodernen Sinne erstrebte.» Und folgende Aussprüche des Hohenheimers haben in der Tat einen hochmodernen Klang: «Im Menschen sind alle Eigenschaften der Welt in eins» (Astronomia magna). «Die Welt ist nach dem Bilde des Menschen. Nicht der Mensch braucht die Welt, sondern die Welt braucht den Menschen, als ihren Vollender.» — «In jedem Menschen ist ein besonderer Himmel, ganz und unzerbrochen.» «Der gestirnte Himmel ist der homo maximus» usw. Die Zitate ließen sich beliebig mehrer. In ihnen allen klingt die innere Haltung des Existentialphilosophen an, dem «Mensch» welthafte Totalität bedeutet: «Das Seiende, dessen Analyse zur Aufgabe steht, sind wir ja selbst» — sagt Heidegger und ich könnte mir denken, daß Paracelsus dem Sinne nach, wenn auch mit anderen — sozusagen «gegenständlich-derberer» — Worten, dasselbe gesagt hätte! Seinen Ausspruch: «Ein jeder bleib' wie ein Fels in seinem Wesen» fasse ich so auf, also *existentiell*. In deutlichem Gegensatz zu anderen Sprüchen, die charakterologisch zu deuten sind, wie «Alterius non sit, qui suus esse potest». Daß sich nun Schopenhauer in derselben inneren Haltung gegenüber dem Problem des Mensch-Weltbezuges und gegenüber der Idee und dem Problem des Daseins als Menschseins befand, wollen wir an der Hand der Stellungnahme beider Denker zur Magie, Mystik und Mythologie zu zeigen versuchen. War Paracelsus ein Magier? Es ist oft genug betont worden, daß das lange Zeit herrschende Bild des Hohenheimers, das ihn *nur* als einen Abenteurer, Zauberer, Schwarzkünstler, Gaukler und magischen Wundertäter, kurz: einen Wirrkopf darstellt, ein Zerrbild ist. Aber gleichwohl war

Paracelsus ein Magier. Seine Magie gründet im festen Glauben an das ewige Geschehen im Sein. Und dieses Geschehen wiederum gründet im Menschen. Paracelsus war Magier aus der Tiefe und Erfahrung der Existenz. Er wußte, daß die magische Handlung immer der handelnde Mensch selbst ist, auf den Höhepunkten seines Naturerlebnisses, seines Welterlebnisses. Paracelsus war — mit einem Wort — existentieller Magier! Also nicht etwa nur Magier im Sinne des sogenannten magischen Idealismus eines Novalis, der Traum und Welt in eins setzt, Gedanken zu Dingen und Dinge zu Gedanken macht. Paracelsus hielt vielmehr Dinge und Gedanken, experientia und ratio wohl auseinander. Aber er schreibt in seinen «Defensionen»: «Es ist eine große Erkenntnis im Menschen, weil er so viel versteht, daß er die Gaben Gottes sieht, wo sie sind.» Und diese Gaben sind uns nicht nur im äußerlich Sichtbaren geschenkt, sondern auch im innerlich Sichtbaren, äußerlich Unsichtbaren. Ja, Paracelsus preist sogar den Menschen glücklich, daß er nicht allein nur auf die äußerlich sichtbaren Gaben Gottes angewiesen ist. «Und laß' dich das nit betrüben, daß die Dinge nit alle an der Sonne liegen.» Paracelsus kennt und erlebt ein Arrheton, ein Unbekanntes, Ungesagtes und Unsagbares, kurz ein *Geheimnis*, wie vor ihm Platon. Und er hat volles Verständnis für das herrliche Platonwort: «Das Höchste verschwindet im Geheimnis.» Man hat mit Recht von einem «mirakelreichen» Platonismus des Paracelsus gesprochen, der ihm auf dem Umweg über Plotin und den Neuplatonismus zugeflossen ist. Man hat einen Einfluß der florentinischen Akademie und insbesondere der Marsiglio Ficino auf ihn annehmen wollen. Man hat mit Recht den «doctor mirabilis» Roger Baron seinen Vorläufer genannt, den Agrippa von Nettesheim seinen Geistesverwandten. Und man hat endlich auch auf die Wertschätzung hingewiesen, deren sich die Kabbala durch Paracelsus erfreute, wie übrigens auch durch Schopenhauer. Aber Paracelsus unterscheidet eine göttliche Kabbala, in der «durch Menschen aus göttlicher Kraft große Dinge geschehen und erfunden werden», von einer teuflischen Kabbala oder «Geomantia», einer Kabbala des Unglaubens und der Dämonie. Und wenn später gewisse Laien sich — unter Paracelsischem Schild — mit mystischer Medizin, Magie und kab-

balistischen Künsten zu beschäftigen begannen, wenn insbesondere die Rosenkreuzer den Namen des Paracelsus zu ihrem Lösungswort erhoben, dann hätte Paracelsus gewiß solche Nachfolgerschaft mit grimmigem Schelten abgelehnt und sie der falschen Magie und falschen Kabbalistik geziehen. Nur das bedeutet ihm echte Magie, was zur tiefsten Erkenntnis des Menschenseins, das heißt des Daseins führt. Der «Magus vom Etzel» war nicht «gegenständlicher Magier», sondern Magier in existentieller Haltung und hierin eben begegnet ihm innerlich Schopenhauer. Wir besitzen von diesem den hoch bedeutsamen Ausspruch: «Paracelsus gibt über das innere Wesen der Magie mehr Aufschluß als wohl irgend ein anderer!» Und er führt an gleicher Stelle (es ist in der Schrift «über den Willen in der Natur») zahlreiche Paracelsus-Zitate an, die dies beweisen sollen.

Wenn wir uns nun klar machen wollen, daß Schopenhauer mit Paracelsus gleich war in der innern Haltung gegenüber der Idee und dem Problem der Magie, so kann uns hier der Begriff der Individuation und des principii individuationis als Schlüsselbegriff dienen. Es gibt nach Schopenhauer zwei verschiedene und sogar einander widersprechende Erkenntnisweisen, die eine «von außen her», dem «principio individuationis» verhaftet und die andere «von innen her», die die Täuschung des principii individuationis im «Tat-twam-asi», im «Das bist du» aufhebt. Der Magier aber ist es, der diese Täuschung aufhebt, der den Schleier der Maja lüftet. Und in diesem Sinne ist jeder echte Philosoph ein Magier. Steht dies nun nicht in grundlegendem Gegensatz zu Paracelsus? Bekannt ist doch dessen schrankenlose, ich möchte fast sagen hemmungslose Neigung zur Individualisierung. Krankheit, Tod, Heilung, ja selbst die wahren Heilmittel, die arcana, alles ist ihm Individuum. Und eben in dieser schrankenlosen Individualisierung und Persönlichung — so hat man gemeint — besteht ja gerade seine Magie, und sie ist deshalb eine schlechte Magie. Nichts kann falscher sein, als diese Auffassung. Wo Paracelsus individualisiert, ist er gerade nicht — noch nicht — Magier. Er wird es erst da, wo er, ganz im Sinne des späteren Schopenhauer, zeigt, daß im individuellen Wesen der Dinge sozusagen deren Irrtum liegt. Dieser Irrtum wird aber gerade durch den Magier aufgehoben, der die Schran-

ken der Individuation durchbricht. Dieser Durchbruch führt aber vor allem dazu, daß das Magische im Menschen (nach Schopenhauer ist dies bekanntlich der metaphysische Urwille) über den eigenen Leib hinaus auch auf andere Körper zu wirken vermag. Schopenhauer schreibt: «Hierzu den Weg zu finden, die Isolation in welcher der Wille sich in jedem Individuo befindet, aufzuheben, eine Vergrößerung der unmittelbaren Willenssphäre über den eigenen Leib des Wollenden hinaus zu gewinnen — das war die Aufgabe der Magie.» Paracelsus kennt, wie Schopenhauer, diese, die Individualität durchbrechende, ausstrahlende magische Kraft im Menschen, wenn er sie auch nicht als metaphysischen Urwillen faßt. Dagegen sind in der Auffassung des alleinigen Mediums, Werkzeuges und sozusagen Vehikels dieser magischen Kraft unsere beiden Denker in vollständiger Übereinstimmung. Beide sehen nämlich die Imagination als dieses Vehikel an. Schopenhauer zitiert daher begeistert folgende Aussprüche des Paracelsus: «Euch ist genugsam wissend, was die strenge Imagination tut, welche ein Anfang ist aller magischen Werke. Mein Gedanke ist Zusehen auf einen Zweck, (aber) meine Imagination kehrt mein Auge dahin, wohin ich begehre.» Freilich muß die Imagination festgläubig und zweifelsfrei sein, wenn sie dem magischen Werk dienen soll. «Jeder Zweifel bricht das Werk!» — spricht Paracelsus. Zweifelsfreie Imagination aber ist in ihren Leistungen fast allmächtig. Sie kann z. B. nach Paracelsus auch den sogenannten «Bildzauber» zustande bringen, also die alte, schon von den indischen, chaldäischen, griechischen und römischen Magiern geübte Zauberei, bei der der Magier mittelst eines Bildes auf das in der Ferne weilende Original dieses Bildes oder auf ein anderes Bild zu wirken vermag. Schopenhauer zitiert mit sichtlicher Zustimmung die Stellen, in denen sich Paracelsus zugunsten der Allmacht der Imagination im Bildzauber ausspricht. Auch die übrigen magischen Zeremonien, Akte, Zeichen und Beschwörungsformen dienen nur dazu, das Vehikel der magischen Willenskraft, also die Imagination, in Bewegung zu setzen. «Durch sie erhält der Wille ein corpus» — sagt Paracelsus und zitiert Schopenhauer.

Der Grundgedanke aller Magie ist nach Schopenhauer die Überzeugung, daß es «außer der regelrechten Art, Veränderun-

gen in der Welt hervorzubringen — mittelst des Kausalnexus der Körper — noch eine andere, von jener ganz verschiedene Art geben müsse, die gar nicht auf dem Kausalnexus beruhe. Es gibt außer dem «nexus physicus» und dem Wirken der Dinge aufeinander von außen her noch einen «nexus metaphysicus» und ein Wirken der Dinge aufeinander von innen her. Auch Paracelsus ist tief von der Existenz eines solchen «nexus metaphysicus» überzeugt. Der existentielle Magier aber nimmt diesen nexus metaphysicus ins Dasein, das heißt ins Menschsein hinein. Das Sein dieses verborgenen, geheimnisvollen Daseins aber, in dem der nexus metaphysicus gründet, ist je meines! So hat Paracelsus als Magier das Geheimnis, das Platonische Arrheton, in des Menschen Raum hineingeholt! Freudig kann Schopenhauer des Hohenheimers Worte zitieren: «Die Magika ist eine große verborgene Weisheit, so die Vernunft eine öffentliche große Torheit ist.»

Wir kommen nun zur Mystik. Die oft behandelte und verschieden beantwortete Frage, ob Paracelsus ein Mystiker war, ob Schopenhauer ein solcher war, beantworten wir mit nein. Was man bei beiden für Mystizismus gehalten hat, ist in Wahrheit jener von Schopenhauer so genannte «Illuminismus», der dem doktrinären Rationalismus entgegentritt und ihm sagt, daß es mehr Ding' im Himmel und auf Erden gibt, als seine Schulweisheit sich träumen läßt. Der Illuminismus ist wesentlich nach innen gerichtet und hat zum Organ jene innere Erleuchtung, die Paracelsus das «Licht der Natur» nennt. Der Illuminismus ist nach Schopenhauer ein an sich berechtigter Versuch zur Ergründung der Wahrheit. Er selbst hat das Gebiet des Illuminismus nicht betreten, aber er hat den Weg dahin frei gelassen. Und Paracelsus ist schon vor ihm diesen Weg gegangen. Beide sehen ein, daß die Erleuchtungen des Illuministen nicht mitteilbar sind. «Warum kann der lebendige Geist dem Geist nicht erscheinen? *Spricht* die Seele, so spricht, ach, schon die *Seele* nicht mehr!»

Aber das ist für Paracelsus kein Grund für eine Absage an den Illuminismus. Denn — so sagt er — «der Geist geistet wie er will und ist niemandes eigen». Das Paragranumbuch redet diesem eigenwilligen Geist und seinen Illuminationen durch das Licht der Natur das Wort. «Hierinnen» — so heißt es — liegt

aller gründlichen Weisheit Anfang, wie der Schein der Sonne über alle Dinge geht, und wie gut und böses durch die Sonnen wachset, also wachsen sie auch durch das Licht der Natur.» Eine Vernunft, die sich diesen Illuminationen durch das Licht der Natur verschließt, ist keine menschliche, sondern nur eine «viehische Vernunft». Vergleichbar dem Nus apathes des Aristoteles, der das «Theion Meros», der göttliche Seelenteil im Menschen ist, der «thyrathen» von außen her zu ihm kommt und ihn wieder verläßt, ist auch der illuminative Geist des Paracelsus nicht dem Individuum als solchem eigen. Das Individuum hat diesen Geist nicht, sondern es wird von ihm gehabt. Er ist sein Genius und sein Fatum. Überaus tief sinnig — so schreibt Schopenhauer — hat Theophrastus Paracelsus diesen Gedanken gefaßt, da er sagt: «Damit aber das Fatum wohl erkannt werde, ist es also, daß jeglicher Mensch einen Geist hat, der außerhalb ihm wohnt und setzt seinen Stuhl in die obern Sterne. Derselbige gebraucht die Bossen (d. i. fixe Typen) seines Meisters. Derselbige ist der, der da die praesagia demselben vorzeigt und nachzeigt. Denn sie bleiben *nach* diesem. Diese Geister (aber) heißen Fatum!» Hiermit aber haben wir den Übergang gefunden vom Mystizismus bezüglich Illuminismus des Paracelsus zu seinem Mythizismus. Wir sahen, daß nach Paracelsus der illuminative Geist, das «Licht der Natur», dem Menschen die Praesagia vorzeigt. Er macht ihn also zum Visionär. Und die Visionen waren für die Alten der Hauptanlaß zu ihrem Mythos von dem jedem Menschen beigegebenen Genius und von dem ihm bestimmten Fatum. Illuministisches Denken ist mythisches Denken. Paracelsus hat mythisch gedacht, und daher hat er auch mythisch geredet. Seine Terminologie wurzelt im Menschen und im Mythologischen. Von hier nimmt er seine Bilder und Vergleiche, die aber für ihn mehr als bloße Bilder und Vergleiche sind. Wie Paracelsus existentieller Magier ist, so ist er auch existentieller Mythologe. Wegleitend für das Verständnis dieser existentiell mythologischen inneren Haltung des Paracelsus mag uns jenes Paracelsus-Zitat sein, das Schopenhauer da als treffend anführt, wo er zur Ewigkeit des Menschen, das heißt zur Unentstehbarkeit und Unvernichtbarkeit seines Wesens Stellung nimmt, im Sinne des Spinozistischen: «sentimus ex-

perimurque nos aeternos esse.» «Die Seel in mir» — so lautet das Paracelsus-Zitat — «ist aus etwas geworden; darum sie nicht zu nichts kommt: denn aus etwas kommt sie.» In der Tat: ex nihilo nihil fit, et in nihilum nihil potest reverti. Die Unsterblichkeit, das heißt Ewigkeit des Menschen a parte post, bedingt seine Ewigkeit a parte ante. Die Ewigkeit des Menschen? Aber gewiß nicht des Einzelmenschen, des Individuums. Dieses ist gemacht aus limus terrae et «umbra et pulvis». Sondern des Existentiell-Menschlichen. Wenn Schopenhauer schreibt, daß Paracelsus mit jenem, außerhalb jeglichen Menschens wohnendem Geist, der seinen Stuhl in die oberen Sterne setzt, den Genius und das Fatum als Astralgeister erkläre, so ist dies richtig zu verstehen. Paracelsus spricht hier nicht als Astrologe, sondern als Illuminist, der sich eines astrologischen Mythos bedient. Was aber im Mythologischen wurzelt, das wurzelt — nach Paracelsus — im Existentiell-Menschlichen. Seine Mythologie legt eine existential-ontologische Auffassung nahe. Für diese Auffassung sind mythologische Bilder, wie z. B. das vom Geiste, der seinen Stuhl in die oberen Sterne setzt, immer mehr als Bilder. Sie müssen, sozusagen, existentiell ernst genommen werden. Sie sind immer Bilder, in denen sich das Geheimnis des Daseins offenbart. Sie enthüllen den Sinn des Seins des Daseins. Und dieser Sinn ist: Dasein ist Menschsein, und zwar Menschsein in seiner Fundamentalstruktur des In-der-Welt-Seins! Damit kommen wir zum Schluß. Schon Aristoteles hat darauf hingewiesen, daß dem Menschen, der über die Rätsel des Daseins staunt, zwei Wege offen stehen, auf denen er versuchen kann, diesem quälenden Zustand der Verduztheit und des Nichtverstehens Abhilfe zu verschaffen: der Weg des Mythos und der Weg der Philosophie. Und es hat von jeher Menschen gegeben, die diese beiden Wege weder auseinander halten konnten, noch wollten. Ja, denen hier überhaupt nur *ein* Weg gegeben zu sein schien. Klassische Beispiele für solche Menschen bieten Paracelsus und Schopenhauer. Hierin besteht ihre Koinonia, ihr Symphilosophiein. Beide Denker wußten, ja sie erlebten es, daß die sogenannte Subjekt-Objektspaltung, in der wir zur Welt in der Kommunikationsweise des «Gegenüber» stehen, kein letztes ist. Für den Philosophen kein letztes sein kann, sein darf. Der Phi-

losoph legt vielmehr am Dasein eine Fundamentalstruktur frei: das «In-der-Welt-Sein». Paracelsus war als Forscher, als Arzt, als Naturforscher ein Mann der Erfahrung, des Experimentes. Hier steht er der Welt «gegenüber»! Aber dieser Landfahrer mit seiner frischen Erdwitterung wollte der Natur auch von innen begegnen. Er wollte herabsteigen «zu den Müttern». Und gerade auf dieser Hodos kato erlebte er es, in plötzlicher Umkipfung, daß er sich plötzlich nicht mehr der Welt gegenüber, sondern in der Welt fand. Nicht sich selbst, als Individuum, denn das ist «pulvis et umbra». Aber das Existentiell-Menschliche in ihm, dasjenige also, von dem Kierkegaard gesagt hat, daß es das Zentrale sei, auf das die ganze Welt hinstrebe. Und so hätte auch sein letztes Wort sein können — genau so wie das des ihm wahlverwandten Schopenhauer — das herrliche Wort des Demokrit: «Ich behaupte aber folgendes über das All . . . Mensch ist, was wir alle wissen!»

Prof. Dr. R. Herbertz, Bern.

PLOTIN UND PARACELSUS ÜBER HOROSKOPIE UND SCHICKSAL

Paracelsus erwähnt 1527 im Brief an Christoph Clauer, Stadtarzt in Zürich, ehemaliger Mitsstudent in Ferrara, den Neuplatoniker Marsilius Ficinus als «besten unter den italienischen Ärzten»: *optimus omnium Italiae medicorum* (s. unsern Band I, S. 261). Marsilius Ficinus (1433—1499) ist als Neuplatoniker mitbestimmend geworden für die paracelsische Philosophie, so daß es sich verlohnt kurz auf ihn einzutreten. Jöchers Gelehrten-Lexikon notiert über Ficino: «Ein platonischer Philosophus & Theologus, gebohren 3. Okt. 1433 zu Florentz, wurde durch Cosmi Medici's Freygebigkeit erzogen, legte sich auf die Medicin & Muse, wie er dann eine feine Cyther spielte, gab in seinem 24. Jahr das Buch *de voluptate* heraus, wurde ein Canonicus zu Florentz, predigte auch, trieb aber manchmal aus Armut die Medicin. Er lehrete die Philosophie zu Florentz, war ein unmäßiger Liebhaber der platonischen Philosophie, lehrte: in Platonis Dialogo *Crito* genannt, ständen die Grundsätze der christlichen Religion, führte eine sehr dunkle Sprache, wollte Platonis Philosophie in der Kirche gelehrt wissen, nennete die Liebhaber derselben seine Brüder in Platone, & hieng in der Cammer bei Platonis Bilde eine immerbrennende Lampe auf. Er schrieb . . . welche Werke zu Venedig 1516, zu Basel 1561 & 1576, zu Paris 1641 zusammengedruckt wurden (Jöchers Lexikon erschien 1751). Seine Gestalt war so klein, daß er andern Leuten kaum bis an die Hüften reichte. Er war von den Meynungen der Astrologorum eingenommen, dabey sehr arbeitsam, allzeit lustig & niemals traurig, liebte eine gute Gesellschaft nebst einem Glas Wein. Er starb auf einem Landgut bei Florentz 1499 & soll nach dem Tode Michael Mercato, einem Philosopho, mit welchem er sich oft wegen der Unsterblichkeit der Seelen unterredete, erschienen seyn & seine Meynung nochmals behauptet haben.» Ficinus war der erste Leiter der platonischen «Akademie» in Florenz und geschmackvolle Übersetzer der platonischen und plotinischen Schriften ins Lateinische. An den Hof des Cosimo von Medici kam nämlich 1438 aus Kon-

stantinopel der enthusiastisch für Platon begeisterte Georgios Gemistos Plethon (um 1355—1450) und gewann ihn für die Stiftung einer platonischen Akademie, die ihre Blüte unter Cosimos Nachfolgern Lorenzo Magnifico und Juliano erreichte und das Studium Platons über das gesamte gebildete Europa verbreitete. Paracelsi Vorgänger, Nikolaus Cusanus (1401 bis 1464) trug zu ihrer Verbreitung in Deutschland und den Niederlanden bei und brachte selbst griechische Manuskripte von seiner Orientreise nach Rom. Zu Plethons einflußreichsten Schülern gehörten der gemäßigtere Kardinal Bessarion (1403 bis 1472) und vor allem Ficino. All diesen Platonikern haftet ein sehr starker Zug zum Neuplatonismus an, der noch schärfer bei dem stark synkretistischen Grafen Pico von Mirandola (1463—1494), dem deutschen Humanisten Reuchlin (1455 bis 1522) und dem abenteuerlichen Agrippa von Nettesheim (1486 bis 1535) hervortritt, ja sich bei ihnen wie bei Paracelsus mit kabbalistischen Elementen verschmilzt.

Marsilio Ficino, Sohn eines Arztes und selber Arzt, der florentinische Plato oder vielmehr Neuplatoniker, den Paracelsus ausdrücklich als besten der italienischen Ärzte preist, ihm also wohlbekannt sein mußte, schreibt, daß ihn der heilige Augustinus einst zu Plato gebracht habe. Tatsächlich führte das abendländische Christentum, von keinem andern als von Augustinus bestimmt, mit dessen Geist platonischen Geist in neuplatonischer Form ein. Es ist bekannt, wie viel bei Augustin von Plato her erlebt und gewachsen ist. Im 9. Jahrhundert hat Scotus Eriugena den Areopagiten übersetzt und der abendländischen Kirche die neuplatonische Lehre des *Proklos* übermacht, der mit Jamblichos den Begriff der Archonten oder Stoffwechsel-Dämonen einführte, von denen aus Paracelsus seinen Begriff Archeus geprägt hat in völlig neuplatonischem Sinne.

Ein Platonismus neuplatonischer Gestalt formte das frühe Mittelalter, von dem Baeumker mit Recht erklärte: Das mittelalterliche Weltbegreifen ist metaphysisch. Wo Plato lebendig ist, entstehen die gotischen Dome. In Chartres erneuert Bernhard von Chartres in freier Form die platonische Ideenlehre, Bernhard Sylvestre in Vers und Prosa im Anschluß an den Timaios und Makrobios die Bildung der Welt und des Men-

schen. In ihren Werken sehen wir das verklärte Bild des gottentstammten, von Geistesgewalt durchfluteten Universums, die zum göttlichen Nous aufschauende Natur. Alles ist wie durch die goldene Kette verbunden, die Aurea Catena Homeri . . ., wo das Höhere im Niederen widerstrahlt und alles sympathisch miteinander verbunden ist. Platonismus war hier Vorhalle zum Christentum. Einem Augustinus gibt der platonische und neuplatonische Spiritualismus die Gewißheit einer geistigen Welt. Nach der bekannten Stelle der Konfessionen öffnete er dem noch im Sinnlich-Anschaulichen Befangenen wenigstens das Auge für den unsichtbaren ungeteilten Gott, das *Hen*, und sein ewiges Wort, den Logos. So zeigt auch das tiefste Gedicht des Mittelalters, der gotische Bau deutscher Dichtung, Wolframs Roman von Parzifal, Einflüsse neuplatonisch-mystischen Denkens. Mystik und Rationalismus: Plato und Aristoteles. Auf wessen Seite Paracelsus stand, ist klar ersichtlich, wenn er Aristoteles den *Caco-Aristoteles* nennt in Anlehnung an den Basler Schimpf des *Cacophrastus*. Trotzdem gelang es Paracelsus, beide zu einer Synthese zu verschmelzen. Als induktiver Naturforscher vor Baco von Verulam und als neuplatonischer Mystiker ist er Synkretist wie viele Neuplatoniker. Wenn Aristoteles als Antipode Platons und des platonisierenden Augustinismus das Dogma von der Schöpfung bestritt und die göttliche Vorsehung durch den Einfluß, den die Sterne auszuüben vermögen, ersetzte, so wurde er dadurch zum Gegner des Hauptes der Neuplatoniker, des geistesgewaltigen Plotinos und damit des Paracelsus, wie ich hier einläßlich dartun will anhand beider Originalschriften.

Vorerst sind jedoch noch einige Weiterungen und Klärungen notwendig. Nicht nur ein Albertus Magnus, sondern die deutsche Mystik des Mittelalters war gleich der jüdischen und islamischen wie auch die christliche Mystik der Syrer und Byzantiner, ganz vom Neuplatonismus durchtränkt.

Ficino, den Paracelsus studiert hat, erkannte frühzeitig beim Studium der platonischen Schriften, daß sie eine Erklärung nötig hätten, nämlich die neuplatonische. So läßt er seiner Übersetzung Platons die von Plotins Werken folgen und diesen 1485 die *Vita Plotini* von Porphyrius. So führt der florentinische Platonismus von Plato weg zu Plotin.

Wer waren Plotinos und die Neuplatoniker, was lehrten sie? Erst nach Beantwortung dieser Fragen können wir die Philosophie Paracelsi richtig verstehen lernen.

Über Leben und Schriften des Plotinos, des Hauptes der Neuplatoniker, sind wir dank der Lebensbeschreibung seines Schülers *Porphyrios* gut unterrichtet. Zwar verschwieg Plotin selbst Geburtsort und Abstammung, denn «er schien sich zu schämen, daß sein Geist in einen Körperleib verbannt war», wie es in der *Vita Plotini* heißt. Aus demselben Grunde erlaubte er keinem Maler seine äußere Erscheinung, das Eidolon, abzubilden, weil das Porträt nur ein Abbild des Abbildes darstelle. Rückschließend vom Todesdatum 270 p. Chr. und damals 66 Jahre zählend, muß er 204 p. Chr. geboren sein. Sein Geburtsort wird von Spätern als Lykopolis, das jetzige Assiut, in Mittelägypten, bezeichnet. In Alexandria studierte er unter Ammonios Sakkas, begab sich 243 nach Persien, um die Philosophie der Perser und Inder kennen zu lernen. *Jetzt werden uns ohne weiteres die merkwürdigen Übereinstimmungen neuplatonischer und indischer Gedanken klar, die wir bei Plotin und seinen Schülern Ficino und Paracelsus finden.* In zahlreichen Büchern über Paracelsus findet man die Angabe, daß er die indische Philosophie gekannt habe. Hier ist erstmalig der Weg aufgezeigt, wie er zu dieser Kenntnis kam. Frühere Paracelsisten gingen irrümllicherweise so weit, daß sie Paracelsus als Schüler indischer Gelehrter darstellten. Aus innerer Verwandtschaft, nicht aus historischer Anhängigkeit, sind diese Studien Plotins, Ficanos und Paracelsi zu erklären. In Rom hielt Plotin 244—269 philosophische Vorträge. Hier wurde der demütige und zu stiller Zurückgezogenheit neigende Mann zu einer gefeierten Größe, zumal der Kaiser Gallienus und dessen Gemahlin Salonina, eine energische und intelligente Frau, ihm ihre Gunst zuwandten. Welch große Verehrung der Philosoph beim Volke genoß, erzählt die *Vita Plotini*, verdeutscht in Bd. V von Plotins Schriften von Richard Harder. Ein ägyptischer Priester wollte eine Probe seines Könnens ablegen und bot sich dem Plotinos an, den ihm innewohnenden angeborenen Dämon durch Beschwörung sichtbar zu machen. Plotin fand sich dazu bereit. Die Beschwörung fand im Isistempel statt, denn in ganz Rom war dies der

einzig reiner Ort, den der ägyptische Landsmann finden konnte! Als nun der Dämon beschworen wurde sich von Angesicht zu zeigen, da sei ein strahlender Gott erschienen, der nicht zur Klasse der Dämonen gehörte. Da habe der Ägypter ausgerufen: Hochselig bist du, der du einen Gott als Dämon innewohnen hast und keinen Dämon der niederen Klasse! (Archeus des Paracelsus!) Aus solchem Anlaß hat er eine Schrift verfaßt: Über den Dämon, der uns erlöst, wo er versucht Gründe anzugeben über den Unterschied der innewohnenden Dämonen oder Archonten, die auch Stoffwechselchymisten sind, einen eigenen Astralleib besitzen, vom Gestirn herstammen, im Gestirn verschwinden usw. Plotins Schüler, *Jamblichos* in Syrien und *Proklos* in Athen, zu denen neben *Porphyrios*, dem Biographen, auch *Julianus Apostata* gehörte, haben die *Dämonenlehre*, auch *Lehre von den Archonten* genannt, weiter ausgebaut, und speziell über die Stoffwechseldämonen geschrieben, die in alchymistischer Purgatzarbeit sich selbst purgieren und zum Genius emporläutern, was symbolisch dargetan wird durch das paracelsische Verzehren des Astralleibes oder Corpus sidereum im Gestirn. Erst durch das Studium dieser Neuplatoniker kann Paracelsus verstanden werden. Kein Wunder, daß er in Basel 1527 wegen seinem Archeus ausgelacht wurde als Vappa, Windbeutel und Narr, denn niemand hatte dort die Neuplatoniker studiert wie Paracelsus in Italien bei Ficino u. a. und den Wahrheitsgehalt ihrer Schriften auf langen Reisen bei Magiern, Kabbalisten und Mystikern geprüft und für wahr befunden. Auch die beiden Origenes, der heidnische und der christliche, der das gewaltige Fragment *Peri Archoon* hinterlassen hat, waren initiierte Neuplatoniker.

Hier dürfen uns nicht weiter die Schriften Plotins oder die Unterschiede von Platons und Plotins Kategorien des Obersten Prinzips, genannt das Eine und Unteilbare oder Hen, ihre Ideenwelten des Nous und der Ideen als Emanationen oder Strahlungen des Hen, ihre Erscheinungswelten mit Psyche und Hyle interessieren. Denn wir wollen hier nur ein Spezialkapitel, das mit paracelsischer Gedankenwelt zusammenhängt oder vielmehr eine Emanation der neuplatonischen ist, herausschneiden und analysieren, die Zusammenhänge und Identitäten aufdek-

ken. Einer umfassenderen Arbeit seien später die Paracelsus beeinflussenden Philosophen mitsamt Besprechung ihrer Philosophie vorbehalten, analog der reichverschlungenen Arbeit von W. E. Peuckert in seiner «Pansophie», so benannt nach Comenius. Trotzdem Paracelsus in der Vorrede seiner Geheimphilosophie ausdrücklich Agrippa von Nettesheim ablehnt, auch Petrus von Abano, sogar seinen früheren Lehrmeister (in scriptis) Thrithemius, der 1533 dem Nettesheimer einen Vorwortbrief zu seiner *Philosophia Occulta* beisteuerte, ist ihm Paracelsus doch verpflichtet, auch in bezug auf die Dämonologie, die der kaiserliche Geheimrat Agrippa in kompendiöser und minutiöser Breite unter Berücksichtigung aller Quellen, aber ohne Eigenerfahrung im Gegensatz zu Paracelsus, abhandelt. Agrippa schreibt seine Geheimphilosophie in reich dotierter Bibliothek als Systematiker, Paracelsus hingegen umreißt sie mit fliegender Feder in farbigen Fetzen unter Betonung seiner Experienz auch auf diesem Gebiete, was ihn ermächtigt, auf die Stubengelehrten eines Agrippa, Abano, selbst eines Tritemius, herunterzuschauen und zu schreiben: die heymlichen verborgnen ding / die vor mir weder Henricus Cornelius Agrippa / noch Petrus de Abano / oder auch Trithemius verstanden noch beschriben haben / (Husser, T. IX, p. 330). Stolze Worte, die nur einer mit Eigenerfahrung auch auf diesem Gebiete solchen Kennern der Geheimwissenschaft entgegenhalten konnte. Der Nettesheimer schreibt denn auch meistens im Gegensatz zu Paracelsus: *Cabalistae putant . . . etiam daemones nonnullos salvandos, quod etiam sensisse constat Originem (Agrippae Liber III Occultae Phil., pag. CCXLVI)*. Diese interessante Stelle zeigt einerseits klar die Schnittpunkte mit den Neuplatonikern, andererseits die Geheimratsschriftstellerei des Agrippa im Gegensatz zur paracelsischen «Erfahrenheit» auch auf diesem Gebiete. Wenn schon der vorsichtige Geheimrat Agrippa, Freund des Abtes Tritemius, derartig und noch viel gewagter schreiben konnte, begreift man die allesumfassende Erklärung des christlichen Originis in bezug auf die «Wiederherstellung des Ganzen (*Apokatastasis ton panton*), die in häretischer Weise nicht nur die dem Menschen inwohnenden Archonten, Archeites oder Stoffwechsel- und andere Dämonen einschloß, sondern gleich in pansophischer und

-sophistischer Weise das ganze — Inferno nach dem panhumanistischen oder vielmehr panspiritualistisch-äonischen Rezept: Seid umschlungen, Millionen . . ., denn nach diesem Aeon kommen neue Aeonen, mit neuem Abfall, Aufstieg usw., ein Traum, den Nietzsche auch geträumt hat, woran er zerschellte.

Doch kehren wir zurück zu der uns gestellten Aufgabe, die wenn sie auch nur ein kleines Segment aus dem ungeheuren Gedankenkreise der Neuplatoniker analysiert, doch klar die Zusammenhänge von Ficino, Plotin und Paracelsus aufdeckt. Der ruhende Punkt dieses Kreises heißt Neuplatonismus, der allerdings bei Paracelsus noch tangiert wird von den Kreisen der Alchymie und des Hermetismus, wodurch der Hohenheimer zu etwas ganz Neuem, Einmaligem emporwächst und sein Leibspruch Gültigkeit erhält: Wer in sich selbst kann bestan, gehöre keinem Andern an. W. E. Peuckert hat letzteren Gedanken in seiner tiefeschürfenden «Pansophie» folgerichtig entwickelt.

Die Quellen zu vorliegender analytisch-vergleichenden Betrachtung sind in Plotins Schriften und den paracelsischen Gesamtwerken zu finden. Plotins Schüler *Porphyrius* faßte mit pythagoreisierender Vorliebe für Zahlenspielerei sämtliche Stücke in sechs Gruppen zu je neun zusammen, indem er diese sechs Enneaden nicht chronologisch, sondern systematisch ordnete, daß er vom Mikrokosmos zum Makrakosmos, von diesem zum Psychischen, dann zur Ideenwelt und endlich zum Hen als dem letzten Urgrund fortschritt. In der zweiten Enneade behandelt er den Einfluß der Gestirne, über Potentialität und Aktualität (Thomas von Aquin hat hier angeknüpft), über perspektivisches Sehen usw. Die dritte Enneade handelt über das Fatum oder Heimarmene, die Vorsehung, den Dämon in uns usw., die vierte über das Wesen der Seele, ihre Unsterblichkeit und über ihr Herabsteigen in den Leib. Diese Kapitel benutzt unsere Untersuchung in der Übersetzung von R. Harder (Der Phil. Bibl. V. Bände, 1930/37). Bevor wir auf die uns hier interessierenden Einzelkapitel eingehen, sei noch eine Stelle aus des Porphyrius Vita Plotini zitiert, die über die Stellung Plotins zur Horoskopie guten Aufschluß erteilt. Porphyrius schreibt: «Plotin beschäftigte sich mit den Gestirnkatalogen, jedoch nicht gerade mathematisch, genauer dagegen mit den Katalogen der

astrologischen Wirkungen, wie sie die Nativitätsteller brauchen. Dabei deckte er das Unverbürgte ihres Leistungsanspruches auf und zögerte nicht, ihn vielfältig, auch in seinen Schriften, zu widerlegen. Auch gab es zahlreiche Christen, die Apokalypsen des Zoroaster u.a. ins Feld führten und viele verführten. Plotin gab ausführliche Widerlegungen in seinen Vorlesungen und verfaßte die Schrift «Gegen die Gnostiker». Ich, Porphyrius, wies nach, daß das Buch des Zoroaster gefälscht und jung ist, von den Begründern der Sekte fingiert, um glauben zu machen, ihre Lehren stammten vom alten Zoroaster.»

Im Kapitel Peri Heimarmenes oder über das Schicksal philosophiert Plotin folgendermaßen über Schicksal und Himmelslauf oder über die Astrologie. Man sehe doch, sagen die Leute, wie Tier und Pflanzen infolge des sympathischen Einflusses der Gestirne so wachsen wie abnehmen, wie sonst unter ihrer Einwirkung stehen; die Gegenden der Erde seien verschieden gemäß ihrer Lage zum Weltall, insbesondere zur Sonne; von der Erdgegend aber seien abhängig nicht nur Tiere und Pflanzen, sondern auch die Menschen in Gestalt, Größe, Farbe, Energie und Begierden, Lebensführung und Charakter. Somit sei die Himmelsbewegung Herr über alles. Plotin erhebt gegen diese extreme Auffassung den Einwand, daß dieser Betrachter uns eine Existenz als «geschleuderte Steine» gibt, nicht als Menschen mit eigener Wirksamkeit. Wirken und Erleiden sind grundverschieden. Wenn die Astrologen sagen, argumentiert Plotin weiter, daß er von edler Herkunft sei und angesehenen Eltern, wie könne man dann behaupten, daß die Gestirne das bewirkten, was ja bei den Eltern schon vorher vorhanden ist, ehe die Gestirnskonstellation eintrat, auf Grund derer sie prophezeien? Ja, sie geben auch die Schicksale der Eltern nach der Nativität der Kinder an, sogar bei noch nicht gebornen auf Grund der elterlichen Nativität ihre künftigen Charaktere und Schicksale und nach dem Horoskop eines Bruders den Tod eines andern usw. Wie kann aber die eigene Konstellation des Einzelnen das bewirken, dessen Eintreffen schon auf Grund der väterlichen Nativität prophezeit wird? Weiter bekundet die Ähnlichkeit des Aussehens mit den Eltern deutlich, daß so Schönheit wie Häßlichkeit aus der Familie kommen und nicht aus der Gestirnsbewe-

gung. Im selben Augenblick werden auch vielerlei Tiere und Menschen geboren. Alle müßten gleich sein, da sie die gleiche Konstellation haben. In Wahrheit, schreibt Plotin weiter, entstehen alle Einzelwesen nach ihrer Natur. Es mögen die Gestirne zur Körpergestaltung etliches beitragen. Unmöglich können sie Charaktere und Neigungen erzeugen. Auch darf man nicht sagen, daß diese Götter, je nachdem sie den einen oder andern «Mitgott» anblicken, in dieser oder jener Konstellation, schwächer oder stärker sind, sodaß sie uns wohlthäten oder schädeten. Grundursache der individuellen Bestimmtheit sind die Keimformen, die von einem einheitlichen Urgrund ausgehen. So ist also das Ergebnis, daß alles nur angezeigt wird durch die Gestirne, daß aber alles nach innern seelischen Ursachen geschieht und nach äußern. Wenn die Seelen der wahren Vernunft folgen, ist ihr Handeln selbstbestimmt, wenn nicht, erleiden sie mehr als sie handeln. Viele nennen das dann schicksalbestimmt.

Bei Plotin findet sich also der gleiche kritisch-wache Geist wie bei Paracelsus auch inbezug auf die Horoskopie. Beide kommen zum Schluß, daß die Konstellation der Erbgene wichtiger ist als die akzidentelle Konstellation der Gestirne, was Mörike einseitig betonte in den Versen an Kepler:

Ihr Sterne berührt nimmer ein Menschengeschick:
Ihr geht über dem Haupte des Weisen oder des Toren
Euren seligen Weg ewig gelassen dahin.

In Kapitel 52 schreibt Plotin weiter über die Frage: Ob die Sterne wirken, und kommt zu gleichen Schlüssen wie Paracelsus. Plotin geht allerdings im Gegensatz zum sprunghaften Expressionisten P. in mathematisch exakter Weise vor bei seinen Deduktionen. Er stellt die Vorfrage: Hat man die Wesen, die ihre Bahn ziehen, für beseelt oder unbeseelt zu halten? Sind sie unbeseelt, so bieten sie nur Wärme oder Kälte. Wie sollten sie dann das Schicksal der Menschen bestimmen können? Sind sie aber beseelt, was haben wir ihnen getan, daß sie uns Böses tun usw. Sie sollen das tun unter dem Zwang der Orte und Figuren. Es ist aber kindisch, daß ein Stern je nach dem Zeichen, an dem er vorbeigeht, ein anderer werden soll und andere Gaben verleihen, ob er aufgeht, abweicht, im Hauptpunkt steht usw. Der einzelne Stern ist für die einen Menschen im Hauptpunkt, wenn

er für andere abweicht, und umgekehrt, und er kann wohl kaum gleichzeitig fröhlich und traurig und zornig und sanft sein! Warum verhält er sich, wenn er dreiwinklig anblickt anders, als wenn er es vierwinklig tut? Wenn man aber den einen Stern Ares, den andern Venus nennt und behauptet, daß sie Buhlschaft bewirken, wenn sie in bestimmter Konstellation stehen, so ist das barer Unsinn. Ebenso unsinnig ist die Behauptung, daß die Gestirne die Aszendenz der Tierzeichen abwarten und erst dann wirken usw. Als ob nicht ein Eines regierte, von dem das All abstammt, das jedem Einzelwesen freie Entfaltung gewährt. Die Astrologen lösen das Wesen des Kosmos auf und wissen nichts von ihm, der eine erste Grundursache hat, welche sich über alle Dinge ausbreitet.

Freilich sind vom Weltall die Gestirne Teile und auch wir Menschen. So erkennen wir mit einem Teil des Alls den andern. Alle Dinge sind miteinander verknüpft und ein einheitlich verbindender Hauch muß durchziehen das Einzelwesen und das All. Ein einheitlicher Urgrund macht aus dem All den (Makrokosmos) Organismus, welcher Eines-Vieles ist und aus-Allen-Eines. Jedes Einzelne geht aus dem Urgrund hervor, tut sein eigenes Geschäft, entspricht aber auch dem Andern. Sie steuern einander bei gleich den Lichtstrahlen und sind nicht getrennt vom Ganzen. So hat die Seele ihr eigen Geschäft. Sie bringt alle Dinge hervor, denn sie vertritt den Urgrund und die Vernunftseele den Daimon, der uns erlöst (den Archeus, würde P. schreiben). Was sie im All begeht, muß sie büßen, wenn anders das All nicht aufgelöst werden soll. Das All hat aber ewigen Bestand, weil das Ganze gelenkt wird durch die ordnende Kraft des Herrschers. Mitwirkend sind die Gestirne tätig mit ihren Seelen. Die Gestirne bewirken ihre Taten, die Seelen die ihr gemäßen. Straucheln sie, so wartet ihrer ein schlechteres Los. Tugend kommt zustande vermöge des alten Grundbestandes der Seele, des Göttlichen, Laster durch Zusammentreffen mit den Außendingen. Platons Lehren des Timaios fesseln uns eng an die Gestirne, wenn der schaffende Gott den Ursprung der Seele gibt, die Spindel der Moiren aber den Planetenhimmel und die Fixsternsphäre darstellt, wo die Moiren die Spindel drehen. Gott gab uns aber die Tugend, um darüber zu stehen. Denn je-

der Mensch ist ein Zwiefacher, aus Höherem und Niederem. Rechnet man die Seele ein, so ist das Weltall Gott, der Rest aber nur ein großer Daimon und die Geschehnisse in ihm sind dämonisch. Es entsprechen alle Wesen im All den Teilen im Menschen.

Wie aber steht es mit Reichtum und Armut, Geltung und Ämtern? Wenn der Reichtum von den Eltern stammt, so zeigen die Sterne den Reichen an so wie sie den Adeligen anzeigen. Stammt er aus Tüchtigkeit, so sind die Erzeuger daran schuld. Stammt der Reichtum aus Mühe und Arbeit, z. B. dem Ackerbau, so ist der Ackerbauer die Ursache, wobei aber das Klima zum Helfer wird usw. Alle Geschehnisse stehen ausnahmslos in Folge zueinander, lassen sich auch anzeigen. Was das Heiraten betrifft, so ist ihre Ursache die Willenswahl oder zufälliges Zusammentreffen und Einwirkung aus dem Weltall. Die Zeugung ist deren Folgeerscheinung. Die Formung des Kindes vollzieht sich entweder der rationalen Form entsprechend, wenn kein Hindernis im Wege steht, oder sie fällt bei Hemmung von innen oder außen geringer aus.

Platon und Plotin läßt die Seele vor ihrem Umlauf losen und gibt ihr die Entscheidung. Nachher aber gibt er ihr zu Helfern die Wesen an der Himmelsspindel, die unbedingt das von ihr Gewählte zur Durchführung bringen werden. Auch der Daimon dient als Helfer zu dessen Erfüllung. Die Lose bedeuten den Zeitzustand des Alls, die Elternwahl usw. Lachesis oder die Loserin und Atropos oder die Unabwendbare halten die Spinnerin Klotho an, daß alle Dinge ineinander versponnen werden. Von den Menschen sind viele im magischen Bann der Einwirkungen aus dem Weltall und der Außendinge. Andere werden ihrer Herr, ragen mit dem Haupt über sie hinaus und retten ihrer Seele Höchstes, das Ursprüngliche der Seelensubstanz. Ohne Gegensätze ist die Welt nicht Kosmos. Das Bessere ist das, was durch die rationale Form bezwungen und gestaltet ist. Was nicht gut ausfiel, ist doch als Besseres potentiell in den rationalen Formen enthalten und nur in der aktuellen Verwirklichung schlechter ausgefallen. Diese formgestaltende Kraft stammt vom Urgeist, zu dem die Seele streben muß.

Den gleichen rationalistischen Standpunkt wider den Ster-

nenaberglauben wie Plotin nimmt Paracelsus ein. Zur Argumentation beschränken wir uns hier — um nicht uferlos zu werden — auf die Belegstellen speziell der *Philosophia Magna*, wie sie der II. Band der Schweiz. P.-Ausgabe bringt.

Schon in der ersten Abhandlung *De Inventione Artium* schreibt P. gegen den Mißbrauch der Astrologie: Viele glauben, daß die Erfindung der Künste dem Menschen mit Hilfe der Gestirne geglückt sei. Da aber der Mensch ein Erbe des Reiches Gottes ist, wie kann er dann ein Sohn des Gestirns sein, das altert und auch vergeht? Weisheit und Gnade stammen von Gott, wie Salomo bezeugt, der Gott anrief, nicht die Gestirne. Wem ist je vom Gestirn etwas gegeben worden, daß bezeugt werden könnte, es stamme wirklich von ihm? Jeder soll dem Sterne nachgeraten, unter dessen Zeichen er geboren ist? Solche Weisheit ist Narrheit vor Gott. Freilich wissen Gottes Geister alle Dinge und Künste und können sie vermitteln (was ich als *Astrosophie* bezeichnet habe). Nach Gottes Ratschluß empfangen wir aber öfter Begabung und Künste als Erbgut. Die aber behaupten, daß das mit dem Gestirn zu tun habe, sind in grobem Irrtum. Gott verteilt Künste und Erfindungen zu gemäßer Zeit als Schätze unter die Menschen. Wenn Notdurft vorhanden, sät Gott seinen Samen. Gott gebührt bei allen Fortschritten die Ehre, die man nicht dem Teufel zuschanzen soll. So wurde das Senfkorn zum mächtigen Baum, in dem die Handwerker und Künstler wie Vögel nisten und werken. Gott sät die Ordnung; das Feuer der Konstellation verdirbt mehr als es nützt. So entstehen Irrtum und Krieg, die einer Läuterung rufen. Unter Christi Stern sind noch viele andere Kinder geboren worden ohne Christusse zu werden. Drum ist es falsch, daß die Astrologen den Himmel auf seine Geburt stellen. Ja, es wurden mehr Narren daraus als witzige Köpfe. Drum ist es läppisch, die Dinge unter dem Aspekt der Gestirne zu betrachten. Von oben fließe alles herab, sonst ist es umsonst. Von oben wurde auch Christus gelehrt. Freilich gibt es eine Weisheit, Vorsicht und Kunst, die von den Geistern stammt und im viehischen Leib regiert. Von oben herab führt und unterweist der Heilige Geist. Von unten herauf führt und verführt aber auch der Teufel und sein Anhang die listigen Füchse. Das Jus ist ein Wolf. Ist einer

ein Wolf, so schlüfft der Teufel in ihn und hilft ihm, daß er an den Platz kommt, wo es zu reißen und fressen gibt nach Wolfsart. Einen Geist müssen alle Menschen haben, entweder von oben oder von unten. Lasset uns anklopfen und beten um den seligen Geist und durch Fasten zu erlangen suchen, daß wir wiedergeboren werden im seligen Heiligen Geiste, daß unsere Weisheit aus ihm fließe und nicht aus dem Ungeiste!

Vollends das II. Kapitel der Philosophia Magna: De vera influenza rerum ist das Hauptkapitel wider den Sternenaberglauben, das ich denn auch in der Schweizer Edition deutlich als solches bezeichnet habe. Wir entnehmen ihm noch folgende Belegstellen.

Die wahre Influenz stammt von Gott, nicht vom Gestirn oder von den Gestirns-Ungeistern, je nach Anteil des tierisch-viehischen Verstandes im Menschen oder des englischen. Wenn man sagt, das Gestirn läßt seine Influenz walten, so ist die Lüge da. Denn das Gestirn im Himmel hat nichts von den Dingen in sich. Gott allein hat in den Samen der Kräuter usw. sein Mysterium gelegt. Kochen und sieden zeugt kein Siedfleisch, es bereitet nur zu wie die Sonne die Pflanzen. Was gehen also den Himmel und die Gestirne die Kräfte der Kräuter an? Nicht aus den Planeten stammt die Kraft des Krautes noch aus den andern Sternen, sondern von Gott. Von ihm stammen alle Kräfte. Weder durch Sterne noch Planeten sind sie dahingegossen worden. Bei Gott liegt ihre Verteilung, nicht bei den Sternen. Gott ist der Schmied, der keinen Statthalter einsetzt, wie die Sternguckerei vermeint: sie sähe, wie Mars, Saturnus usw. den Menschen gestalten. Wir Kinder Adams haben mit dem Gestirn nichts zu schaffen, denn Adam war ein Geschöpf Gottes und nicht des Gestirns. Hat Gott seine Altväter und Propheten nach den Sternen ausgewählt? Nein. Auch Christus nicht, der seinen Jüngern die Macht über Geister und Krankheiten gab. Welcher Stern hat da mitgeholfen oder seine Influenz geltend gemacht? Keiner. Von Gott stammten Kraft und Gnade Apostel zu sein, nicht aus den Sternen. Nicht Gestirn oder Planeten wirkten als Helfer der Apostel. Ebenso wenig wirken sie in den natürlichen Dingen. Der Mensch ist also ein Sohn des Menschen, Adams und Gottes und nicht der Sterne. Sie haben mit den Menschen so viel

oder wenig Zusammenhang wie ein Feuer mit dem Ofen oder ein Zimmermann, der ein Haus baute, mit den Insaßen. Wie verhält es sich aber mit der Konstellation? Nicht das Gestirn treibt den Hurentreiber zu seinen Untaten, sondern der Ungeist, der auf ihm haust. Wird ein Mensch zu Gold und Silber und Reichtum geführt, so tut das nicht die Kohle im Himmel, sondern die Geister bewirken es, welche die falschen Weissager für Planeten halten. So richten sie dem Teufel die Möglichkeit zur Inklinatation und Influenz (Konstellation) auf zum Verderben der Menschen. Die wahre Weisheit stammt von Gottes Geist, nicht vom Gestirn oder seinen Ungeistern. Dem Himmel ist zuzuerkennen, daß er allein ein Element wie Feuer sei, aber kein Schöpfer. Brenn-, Kalk-, Schmelz-Öfen destillieren, brennen, schmelzen, scheiden usw. Gleicherweise tut der Himmel. Daß er aber deshalb in seiner Konstellation eine Inklinatation hat auf das, was im Menschen gekocht wird, ist nicht der Fall. Wie kann ich dann sagen: Die Sterne (die doch nur kochen) inklinieren das? Ist das nicht schon inkliniert, was darinnen liegt? Ist nicht derjenige, der es hineingelegt hat, der Inklinator? Ist nicht das Hineingelegte die Influenz selbst. Ja. Ist das denn die Konstellation? Nein. Was ist sie? Ein Feuer bloß, mit dem gekocht wird. Soll deswegen das Feuer den Menschen machen und er ein Sohn des Mondes, des Mars, des Saturn, des Jupiter, der Sonne oder des Merkur heißen? Das geschähe mit dem gleichen Unrecht, wie wenn ich ein Stück Fleisch im Topfe, den ich mit Wacholderholz siede, einen Sohn des Juniperus, der Buche usw. hieße! Kann der Alchimist bei seinem Feuer einen Fehler machen, so auch der Himmel, so daß einer besser gerät als der andere. Gott hat die Macht, seine Werke ohne Konstellation zu zeigen. Mit den Erzvätern hat er geredet, damit man nicht glaube, er habe alle Gewalt den Sternegeistern als seinen Knechten anvertraut. Gott hat die Magnalia in seiner Hand. Gott kann ohne Konstellation Menschen bereiten und sie besser machen ohne Gestirnseinflüsse. Aber auch dem Himmel läßt er freien Lauf, nachdem er seine Gesetze hineinverlegte. Aber wo Gottes Perlen sind, da schießt der Teufel seinen Dreck darzu und sucht die gute Konstellation zu verstärken. Denn er will Gottes Dinge in Verachtung bringen. Dann weicht Gottes Influenz wie die

Sonne in der Nacht. Auch teuflische Influenzen schaffen oft große Werke und Reiche, welche die Dinge verdunkeln und klarlautere Augen mit einem Starfell überziehen. Sollten wirklich die Sterne gebären, so wäre es gut und hübsch nach den besten Umschau zu halten und nur an diesem Ort die Geburt zu vollziehen. So ist Albertus Magnus zu Lauringen geboren. Hat er seine Weisheit vom Sternfeuer, so brennt es noch. Wie kommt es aber, daß keiner ihm nachgeraten will? Gott allein gibt eben die Influenz. Das Feuer kocht sie nur, wozu noch dies und anderes kommt. Oft verdirbt der Schulmeister, was die Konstellation nicht verdorben hat. Oft verdirbt der Wein, die Hurerei, das Streiten und Kriegen, dann der Geiz, die Hochfahrt usw., wodurch eine gute Influenz vergiftet wird. So werden Kreaturen brestig. So kommen viele Fehler zustande bei Ärzten, Philosophen, Sekten usw. Selig aber, wer die Dinge, die seiner Influenz widrig, nicht herrschen läßt. Daraus kann Gott einen guten Baum pflanzen mit reichen Früchten. Aber allen Influenzen bereitet Gott ein Ende, auch denen des Teufels. Doch sei der Mensch sich selbst Hüter und Wächter in Gott allein.»

Wie im II. Band der N.A.P. ausgeführt wurde, unterscheidet P. zwischen Astrologie, die er mit rationellen und theologischen Gründen bekämpft, und Astrosophie, die er als guter Kenner auch der geistigen Welten bejahen muß. Weitere Belege hierfür aus andern Schriften sollen folgen.

Dr. J. Strebel

PARACELSUS UND DIE ROSENKREUZER

*Mit Beiträgen zur Abklärung des Geburtsjahres
und des Gestaltwandels der sogenannten authentischen
Hirschvogel-Porträts von Paracelsus sowie zur
Entstehungsgeschichte der Rosenkreuzer.*

Im II. Band der Schweizerischen Paracelsusausgabe ist S. 60 das Titelblatt der Erstausgabe der Philosophia Magna reproduziert mit der Bilderklärung: Im linken oberen Rechteck sind Rosenkreuzersymbole und ihr Signet. Da ich oft über die Interpretation dieses Signets und die Beziehungen Hohenheims zu den Rosenkreuzern befragt wurde, schulde ich hierüber einige Aufklärungen, die ich umso williger gebe, weil zahlreiche andere Fragen, z. B. die über den Gestaltwandel des authentischen Hirschvogelstiches von Paracelsus erörtert werden müssen.

Logischerweise müssen wir zuerst den Ursprungsort, die Entstehungszeit sowie den Formwandel des Paracelsusporträts aus der Hirschvogel-Radierung analysieren. Aus der vergleichenden Betrachtung ergeben sich nebenbei auch wichtige Schlüsse über die Paracelsusbildnisse des Monogrammisten A. H., der mit Augustin Hirsfogel (1503—1553) identifiziert wird.

Unsere Reproduktion des «Rosenkreuzerporträts» Paracelsi, wie wir es nennen wollen (v. II. Bd. p. 60) ist dem originalen Erstdruck der Kölner Offizin «Erben Arnoldi Byrckmanni, Anno 1567», entnommen, wie auch die beiden Facsimilia des I. Bandes p. 79 und p. 140. Letzteres ist einem Byrckmannschen Vordruck des Jahres 1564 entnommen. Diese Byrckmanndrucke gehören wie die Nürnberger Syphilisdrucke und die Ulmer und Augsburger Wundarznei zu den «Inkunabeln der Paracelsusdrucke» und sind für den Forscher von unschätzbarem Wert, zumal alles darauf deutet, daß die Byrckmannsche Druckerei in Köln auf Drängen der Rosenkreuzer, die viel älter sind als gewöhnlich notiert wird, Paracelsusschriften edierte. Daß die Rosenkreuzer älter sind als ihre Geschichtsschreiber angeben, beweist gerade der Kölner Byrckmanndruck

mit dem typischen Rosenkreuzersignet auf Paracelsi Bildnis 1567.

Im I. Band der schweiz. Paracelsusedition ist p. 142 folgendes über die Erstausgabe des sogenannten Kärtner-Trios (Defensiones, Irrgang der Ärzte, Tartarische Krankheiten mit Kärtner Chronik) anni 1564 vermerkt: Auch die zweite Heimat, wie Hohenheim Kärnten nannte, hatte ihm nicht Treue gehalten und die den Kärtner Ständen am 24. August 1538 zu S. Veit gewidmeten Schriften entgegen ihrem Versprechen nicht veröffentlicht. Erst als sich im August 1563 Dr. med. Theodor Byrckmann, Mitbesitzer der Kölner Druckerei, wahrscheinlich mit Beihilfe des Erzbischofs von Köln, durch die Kanzlei der Landesregierung in Wien diese paracelsischen Originalmanuskripte, die unter Landschaftsakten fast rettungslos verlegt waren, zum Erstdruck nach Köln erhalten hatte, erfolgte ihre Gesamtdrucklegung, nachdem die Einzelschrift vom Irrgang der Ärzte bereits 1553 in Nürnberg ediert worden war. Das interessante Titelbild dieser deutschen Einzelerst-edition des Labyrinth ist in unserem I. Band, p. 140, faksimiliert. Jeder Kenner der authentischen Paracelsus-Darstellungen ersieht daraus, daß es sich um einen sogenannten Gegenstich der Hirschvogelradierung handelt. Charakteristisch für Hirschvogel ist auch bei dieser Porträtanalyse die typische Mundmaske und die immer vorhandene Verzeichnung der Hände. Neu an diesem Nürnberger Holzschnittporträt ist die falsch gezeichnete Frontalnaht des Schädels, worüber die Jahrzahl 1552 eingeschnitten ist. Der Holzschneider D. Jenichen muß nach dem Monogrammist-Radierer von 1540 gearbeitet haben. Neu und signaturnhaft für den Inhalt des Labyrinths ist der architektonische Hintergrund des Nürnberger Bildes mit dem ornamentalen Ausgang aus dem Labyrinth, den die darunter gesetzten Verse erklären: Wer dem Genie Theophrastens folgt, ist gefeit vor deinen Tücken, o Labyrinth.

Professor K. Sudhoff orientiert in seinem II. Band einleitend über Dr. med. Birckmann folgendermaßen: Der Kärtner Schatz von Paracelsuswerken schief seit 1538 in Klagenfurt den Dornröschenschlaf, bis 1563 aus Niederdeutschland her der Schatz gehoben und von Köln aus bekanntgegeben wurde

durch den offenkundigen Anhänger der Paracelsischen Medizin, den Kölner Arzt Dr. Theodor Birckmann, der in der tüchtigen väterlichen Druckerei von Arnold Birckmann auch die Publikationsmöglichkeit aus erster Hand hatte. Aus dieser Kölner Offizin ist eine ganze Reihe wichtiger Paracelsusausgaben hervorgegangen. Dr. med. Birckmann mußte bei der Landesregierung in Wien einflußreiche Freunde (Rosenkreuzer?) gehabt haben, sonst wäre er nie in den Besitz des unter den Landschaftsakten fast rettungslos verlegten paracelsischen Schriftenbündels gelangt. Professor Sudhoff bemerkt dazu: «Daß man aus Paracelsistenkreisen an so hohe Stelle gelangen mußte, wollte man Erfolg haben, ist bezeichnend». Am k. k. Hofe mußte aber doch wohl jemand sein, der nicht nur 1536 den König Ferdinand bestimmt hatte, die Widmung der Großen Wundarznei anzunehmen, sondern sich auch 1563 dafür verwandte, daß der von Köln ergangenen Anregung die nötige Folge gegeben wurde.

Die beiden «Inkunabelbände» paracelsischer Schriften, gedruckt zu Köln durch die «bey Arnoldi Byrckmanns Erben 1564 und 1566», zu denen auch der offenbare Rosenkreuzer Dr. med. Theodor Byrckmann gehörte, stehen mir zur Verfügung. Der erste Band, 1564, 23 Jahre nach Paracelsi Tod gedruckt, umfaßt in der ersten Hälfte in der genauen Ordnungsfolge von Hohenheim die Widmung an die Kärntner Stände in prunkvollem Letternsatz, Chronica und Ursprungs des Lands Kärnten (als captatio benevolentiae, die auch hier fruchtlos vertan war), hernach die Schutz- und Trutzreden oder Defensiones, wiederum im schönsten Letternsatz, den sie je erlebt haben. Hernach folgt das «ander Buch / von dem Irrgang vnd Labyrinth der Arzten». Sodann folgt das / dritt Buch / von dem Ursprung vnd Herkommen der Tartarischen Krankheiten», ein Lieblingsthema von Paracelsus, der damit die Stoffwechselkrankheiten begründete, über die er schon in der Basler Lektur 1527 dozierte und worüber er schon früher mehrfach geschrieben, um 1538 eine letzte Formulierung zu finden, die er auf der Reise zum «Böhmischen Marschalk nach Mährisch Kromau, 1538 / Herren Johan von Brandt / der Rechten Doctorn / vnd Pfarrhern zu Eferdingen / meinem günstigen Herrn und Freundt

gewidmet hat, der auch in der Kunst Adeptae Philosophiae erfahren war, deren Kennern Paracelsus «ein langen Weg nachgereiset». Adepta Philosophia dürfte, wie wir aus der *Astronomia Magna* oder *Ph. Sagax* ersehen, identisch sein mit dem heutigen Begriff der Anthro- und Theo-sophie und der Mystik der Rosenkreuzer. Wichtig ist gerade deshalb das Bekenntnis Paracelsi in der Vorrede des Buches über die Tartarischen Krankheiten an den ehemaligen Rechtsgelehrten Dr. jur. Johannes von Brandt, der Alchimist war und Theologe und Mystiker wurde: «Ich hab je und je gelehrt erfahren Leut in der Kunst adeptae Philosophiae gesucht und bin ihnen ein langen Weg nachgereiset / Aber nit minder ist zu diesen Zeiten die Jugend adeptae Philosophiae nit anhängig und sind die alten Adepten mehrern teils zu den Vorvätern gefahren und seind der Alten nur noch eine kleine Zahl in Erfahrungheit der Experienz und des Experimentes, deren E. E. einer ist der Erfahrensten» (Byrckmanndruck 1564, p. 136/37). Daraus geht unzweideutig *eines der Hauptmotive der Wanderschaften Hoheneims* hervor: Experienz auch in der höhern Alchimie zu erwerben, die identisch war mit okkultem Wissen und Mystik. In der nämlichen Vorrede erwähnt Paracelsus, daß er das Dritte Buch von den Tartarischen Krankheiten schrieb, «als ich von Eferdingen zum Böhmischem Marschalk zogen bin», wo er auf dessen Schloß Muße fand, die *Philosophia Adepta* in den Rahmen der *Ph. Sagax* zu spannen, das große Unternehmen aber leider nicht zu Ende führte, aus Mißmut, weil ihm die kärntnerischen Stände ihr Versprechen der Drucklegung dieser drei Bücher der *Defensiones*, des *Labyrinths* und der *Tartarischen Krankheiten* nicht gehalten haben, obwohl er sich für diese erhoffte Drucklegung von Augustin Hirschvogel hatte stechen lassen. Interessanterweise läßt Dr. med. Theodor Birckmann in Köln im gleichen Jahr 1564 einen zweiten Band folgen, dessen Titelblatt in meinem II. Paracelsus-Band, p. 429, faksimiliert ist. Er umfaßt merkwürdigerweise die unechte *Philosophia ad Athenienses*, das Traktat über Epilepsie oder «des Hinfallenden Siechtagen / vor in Truck nie aussgangen / Item / Vom Ursprung / Cur oder Heilung der contracten gliedern / auss des Theophrasti selbsteigner Handtschrift trewlich

antag geben». Während also das letzte Traktat ausdrücklich Theophrasti eigene Handschrift betont, kann Birckmann das Gleiche nicht von den andern erstedierten Arbeiten behaupten. S. 428 unseres II. Bandes ist die Unechtheit der sogenannten *Philosophia ad Athenienses* betont und als Auszug aus der *Sagax* erkannt, verfaßt von einem Arztchemiker wahrscheinlich schlesischen Ursprungs. Von Köln gehen also die Verbindungsfäden Birckmanns nach Wien und zweifellos auch nach Schlesien, wo von jeher Jünger der *Philosophia Adepta* waren, denen Paracelsus nach eigenem Geständnis «lange Wege nachgereiset ist».

Während der erste Byrckmannband noch keine Signaturen der Jünger der *Philosophia Adepta* zeigt, lüftet der II. Inkunabelband plötzlich die Maske an verschiedenen Stellen und beweist, daß echte Jünger derselben am Werke waren, die zum Bund der Rosenkreuzer gehörten. Bis heute existiert keine Arbeit über diese auch zeitlich wichtigen Zusammenhänge, obwohl W. E. Peuckert uns in seinem unverarbeiteten Torso der «Pansophie» (1936) einen ganzen Marmorbruch unbehauener Steine in einem von ihm selbst als «Versuch zur Geschichte der weißen und schwarzen Magie» bezeichneten Buch darbietet. Dieser Versuch Peuckerts, der sich im hermetisch-alchemistischen Wissen auskennt wie C. G. Jung, ist trotzdem sehr wertvoll, auch als Bestätigung der folgenden Darlegungen.

Während der erste Byrckmannband des Jahres 1564 keine Porträts Paracelsi aufweist, findet sich im zweiten anni 1566, der das Buch *Meteorum*, item *Liber quartus Paramiri de Matrice*, «vor nie in Truck aussgangen», enthält, der bekannte Profilstich des Monogrammisten A. H. mit der Jahrzahl 1538 und der Unterschrift: *Aureoli Theophrasti ab Hohenhaim. Effigies Suae Aetatis 45*. Diese wichtige Edition, nur 25 Jahre nach dem Ableben *Hohenhaims*, bezeugt also erneut das Geburtsdatum des Jahres 1493 und nicht 94, wie Prof. K. Bittel glauben machen will, weil z. B. ein völlig überarbeitetes Stichblatt des 17. Jahrhunderts, das ich 1941 in der Schweiz. Medizinischen Wochenschrift veröffentlichte und sich auch Seite 30 des betreffenden Sonderdruckes (*Paracelsus-Studien III*, Benno

Schwabe, Basel, 1941) findet, ebenfalls die falsche Jahrzahl 94 angibt: Nat. 1494, ??

Jedermann muß mit mir einig gehen, daß solche Spätstiche aus dem 17. Jahrhundert kein Beweismaterial darstellen, zumal sie im Stil der Zeit stark überarbeitet sind sowohl im Gesichtsausdruck und in der Kleidung, wie vergleichende Studien ergeben. Im Gegensatz dazu hat der Byrckmannausgabe des Jahres 1566 die Originalradierung des Monogrammisten A. H. zur Verfügung gestanden. Folgende Gedankengänge sprechen dafür: Wie oben nachgewiesen wurde, gelang es erst dem Kölner Dr. med. Th. Byrckmann, wahrscheinlich mit Hilfe hoher Gönner, durch die Wiener Reichskanzlei das Kärntner Schriftenbündel Hohenheims ausfindig zu machen und erstmalig zum Druck zu bringen, 1564. Die gleichen Wiener (Rosenkreuzer) Freunde dürften ihm die Originalplatte oder Radierung zur Verfügung gestellt haben. Vergleicht man den Profilstich in der Byrckmannausgabe mit demjenigen des 11. Bandes von Sudhoff oder dem gleichen authentischen in der Spezialarbeit des Heidelberger Kunsthistorikers G. F. Hartlaub (*Kunst-Rundschau*, 1941, Heft 10, Abb. 5), so fallen sofort folgende differenzierende Eigentümlichkeiten auf: Byrckmann bringt einen Gegenstich von Sudhoff und Hartlaub, deren Platte keinen Nasensprung aufweist. Ferner hat Dr. med. Byrckmann in seiner väterlichen Druckerei, deren Miterbe er war, «Aureoli Theophrasti ab Hohenhaim, Effigies Suae Aetatis 45» neu schneiden und in einen pseudofestgeschraubten Rahmen einsetzen lassen. Hochinteressant ist nun *der Gestaltwechsel des Monogramms des Stechers*. Auch über dieses Thema existiert bis anhin keine Arbeit, obwohl uns allein systematische Untersuchungen hierüber aufklären können, ob der Autor der sogenannten authentischen Paracelsusstiche von 1538 und 1540 wirklich Augustin Hirschvogel ist, wie Sudhoff ohne weitere kritische Bedenken annimmt, oder ein unbekannter Monogrammist A. H., wie der Kunsthistoriker Hartlaub behauptet. Tatsächlich zeichnet Augustin Hirschvogel ganz anders: mit einem breiten H, dessen Querbalken verlängert ist, um das angeschlossene F, nicht V, deutlicher zu markieren, indes die H-Balken das A einschließen, dessen Spitze mit einem

Schnörkelkruz gekrönt ist. Während die Sudhoffreproduktion im 11. Band das Monogramm des A. H. doppelt gestrichelt, also überarbeitet, wiedergibt und der auf Hirschvogel negativistisch eingestellte Heidelberger Kunsthistoriker G. F. Hartlaub die Unterschrift mit Monogramm wohlweislich wegschneidet, ist es, ebenfalls überarbeitet, in das Byrckmann-Porträt eingefügt, und zwar in einem eigenen Ausschnitt der Namenstafel, eingerahmt im Stil von Hirschvogel mit den Jahreszahlen 15 AH 38 und versehen mit einem typischen Hirschvogelschnörkel vor Aureolus. Die oben erwähnte These von der Verwendung der Originalplatte durch Byrckmann muß dahin ergänzt werden, daß in der bestausgerüsteten Kölner Druckerei Holzschneider nach der Wiener Originalplatte gearbeitet haben, die auch das später zu analysierende Rosenkreuzerporträt herstellten. In diesem Falle beträfe der nasale Plattensprung wahrscheinlich nur den Kölner Bildstock. Frühauflagen wären diesbezüglich mit späteren zu vergleichen, was noch nie geschehen ist. Unsere Annahme wird durch die Legende von Professor Sudhoff zum Titelbild des 11. Bandes bestätigt, wenn er schreibt: «Das Titelbild des 11. Bandes ist eines der allerauthentischsten, die wir besitzen. Es ist die Wiedergabe eines Originalstiches nach dem Leben vom Jahre 1538, hergestellt durch den Plastiker und Zeichner Augustin Hirschvogel (Hirzfoegel), der sein Monogramm AH darunter gesetzt hat. Der Originalstich ist in Quart und war offenbar von Hohenheim als Druckbeigabe zu seinem Labyrinthus oder den Defensiones oder zu beiden gedacht, deren baldiges Erscheinen er im Spätsommer dieses Jahres 1538 mit Bestimmtheit annahm. Er hat dem Bilde darum sein trotzig selbstbewußtes Motto: «Alterius non sit qui suus esse potest» beisetzen lassen. Dr. Theodor Birckmann zu Köln hat das Bild, von dem er einen Abzug der Kupferplatte in Kärnten, vielleicht in Klagenfurt, zu erlangen vermochte, mehreren seiner Paracelsus-Einzelausgaben eingefügt, zuerst den beiden Büchern *De Causa et Origine Morborum* 1565 (Bibl. P. No. 70). Fügen wir hinzu: zweimalig ist es in der Birckmannschen Offizin 1566 im Buch *Meteorum* und *Liber quartus de Matrice*, drittmalig 1567 in *Astronomica et Astrologica* erschienen als Nachblatt, wäh-

rend das Vorblatt unser zu analysierendes Rosenkreuzerpor-
trät bringt, das auch wiederum das Vorblatt zu der 1567 erst-
malig editierten Philosophia Magna bildet.

Die immer noch magistralste Arbeit über die Abbildungen
(auch über Grabdenkmal und Schädel) des Theophrastus Para-
celsus findet sich in den Beiträgen des emerit. Anatomiepro-
fessors Dr. Carl Aberle der Mitteilungen der Gesellschaft für
Salzburger Landeskunde, 1888, 1889 und 1891. L. c., 1888, p.
317, findet sich auch eine Angabe zugunsten Hirschvogels: «Da
H. nach Naglers und Bermanns Angabe Oesterreich, Ungarn
und Siebenbürgen durchwanderte, so gewinnt die in S. 70 er-
wähnte Nachricht in Hellers Bericht über eine handschriftliche
Bemerkung eines *Baysius* auf einem Abdrucke des Stiches von
Paracelsus, daß sein Bildnis vom Jahre 1540 von Augustin
Hirschvogel nach dem Leben gemacht sei, an Glaubwürdig-
keit. Ein weiterer Beweis für die Möglichkeit ist ein dritter
Stich von Hirschvogel auf dem *gleichen* Blatt der k. k. Hof-
bibliothek, der das gleiche Monogramm und Jahr nach der
Unterschrift aufweist, nämlich das in der Note 43 erwähnte
Porträt des salzburgischen Arztes Dr. Johannes Fabricius. Der
Aufenthalt Paracelsi in Kärnten, 1538/40 ist erwiesen. Hirsch-
vogels beide Stiche 1538 und 1540 scheinen keiner Druck-
schrift beigegeben gewesen und *selten* zu sein. Einer unver-
änderten derben Copie derselben begegnen wir 1589—1591 als
Holzschnitt in der Huserschen Quartausgabe bei C. Waldkirch
in Basel. Die allererste Nachbildung des zweiten Hirschvogel-
stiches vom Jahre 1540 (fast Vollgesicht im Alter vom 47
Jahren), jedoch in verkehrter Gesichtsrichtung (heute als Ge-
genstich bezeichnet), mit spitzerem Kinn und dadurch geän-
dertem Gesichtsausdruck findet sich im «Labyrinthus medi-
corum errantium Noribergae apud Neuberum MDLIII (repro-
duziert in unserem I. Band, Seite 140). Eine verkehrte Nach-
bildung (Gegenstich) des Hirschvogelstiches mit der Jahres-
zahl 1538 erschien in der Cölner Ausgabe der Lib. II De Causa
et Origine Morborum bei Arnold Byrckmanns Erben. Weitere
folgten in den beiden nächsten Jahren im gleichen Verlage.
Sicherlich sind die Holzschnitte, welche das gleiche Porträt in
verkehrter Richtung, mit dem erstmalig auftauchenden Azoth

auf dem Schwertknauf, zu beiden Seiten des Kopfes mit den beiden Abbildungen aus der Prognosticatio und dem Wappen darstellen, eine Nachbildung nach dem geätzten Bilde Jenichens (Prof. Aberle ist hier entgangen, daß auf diesem «Rosenkreuzerbildnis» die oberen Eckbilder aus der Prognosticatio mit dem Signet der Rosenkreuzer versehen und in ihrem Sinne modifiziert wurden). Aberle fährt Seite 320 weiter: Ob die Form dieses Schnittes von Jenichen oder in seiner Kunstanstalt für Köln gearbeitet wurde, muß unentschieden bleiben. Dieser (Rosenkreuzer) Holzschnitt erschien zuerst im Verlage von Arnold Byrckmanns Erben in Köln 1567 in *Astronomica et Astrologica*, und zwar mit der falschen Jahreszahl 1451 statt 1541. In einzelnen später ausgegebenen Exemplaren ward das Porträt mit der berichtigten Jahreszahl und geänderten Lettern der Unterschrift nebst drei Gedichten beigebunden. Eine getreue, also nicht verkehrte Kopie nach dem geätzten Bilde des Paracelsus von Balthasar Jenichen in Großfolio mit Beigabe zweier cabalistischer Tafeln, von Sprüchen und Bibelstellen, zeigt einen späteren Charakter. Von einigen wird sie dem Franz oder Hanns oder Abraham Hoogenbergh (auch Hoghenberg) zugeschrieben. Franz starb schon 1590 in Köln. Der Bruder Hans lebte noch um 1600 in Köln, Abraham starb 1633 in Köln. Die Ähnlichkeit der Schrift und der Schraffierung des Gesichtes mit einem Stiche in der Albertina, der die Jahreszahl und den Namen Abraham Hoogenbergh trägt, spricht für diesen als den Verfertiger dieses Flugblattes, jedoch vor 1606. Soweit Aberle (l. c. 321), der in Fig. 12, p. 356 unser Rosenkreuzerbildnis verschnitten reproduziert, das heißt ohne die korrigierte Jahrzahl, jedoch mit seiner interessanten Legende: «Nach einem Holzschnitt vom Jahre 1567 nach Abraham *Hoogenbergh*.» Laut Aberle ist dieser Abraham Hoogenbergh 1633 in Köln gestorben, müßte also mindestens ein Alter von 90 Jahren erreicht haben, so daß die Angaben von Aberle über den Zeichner des Rosenkreuzerporträts sehr zweifelhaft sind.

In der Folgezeit wurden die Hirschvogel zugeschriebenen Stiche von den allen Stichsammlern bekannten Stechern kopiert und variiert wie von Christoph van Sichem, Nicolaus Solis, die hauptsächlich nach der Vorlage von Balz Jenichen

vorgingen. Jenichens Stich wurde als Holzschnitt in der seltenen St. Galler Ausgabe des «Aureum vellus» anni 1599 benützt. Neben anonymen Holzschnitten tauchen wieder berühmte Stechernamen auf wie Tobias Stimmer, deren Vorlage die Straßburger Zetznerdrucke 1603 und 1616 benutzten. In der kleinen Hand- und Denkbibel bei Luppius in Nimmagen 1684 findet sich das geätzte Bild des berühmten Stechers Wenzel Hollar, den ich nach meinem Original im Paragranumband mit einem ganz raren neugefundenen Ölbild von Leonicensio veröffentlichen werde. Auch der bekannte Stecher Joan. de Sandrart lieferte 1683 eine Paracelsus-Radierung, sowie der unermüdliche Winterthurer Jost Ammann.

Noch wenige Angaben über diese Stecher aus Naglers Lexikon. Balthasar Jenichen begann seine Tätigkeit als Kupferstecher, Radierer, Formschneider und Kunstdrucker in Nürnberg um das Jahr 1560, also 19 Jahre nach Paracelsi Tod. Er starb 1590. Seine Stiche zeigen einen häufigen Wechsel der Namensunterschrift und der Form der Monogramme, was ich diejenigen, welche das AH Monogramm nicht dem Augustin Hirschvogel vindizieren, hier zu beherzigen bitte. Unter einem Stich, signiert mit B. J., also von Jenichen, in der Wiener Hofbibliothek hat der Stecher folgenden Spruch über Hohenheim angebracht, der hier nicht vorenthalten sei:

Gleich wie Dürer in der Molerei,
 Also Dieser in der Erczeney
 Vor ihn und nach in niemand drad,
 In ihrer Kunst gegleichen hat.
 Mußt es darum vom Teufel sein?
 Das sei ferne. Ach nein, ach nein!

Erstmalig fand ich bei Aberle (l. c. 1888, 356) die Angabe, daß der Holzschnitt, den der Kölner Byrckmannndruck 1567 der Edition der «Astronomica et Astrologica» als Titelblatt vorsetzt, nach Abraham Hoogenbergh in Köln angefertigt sei. Schon oben habe ich auf den Widerspruch aufmerksam gemacht, daß dieser Holzschneider 1633 in Köln gestorben sei, also ein außergewöhnlich hohes Alter hätte erreichen müssen, wenn er der wirkliche Verfertiger wäre. Zudem bemerkt das Künstlerlexikon über diesen Abraham Hoogenbergh, daß er

«geschmacklos, steif und unkorrekt in der Zeichnung» sei, was für unser Rosenkreuzerporträt nicht zutrifft. Also muß es ein anderer Kölner Formschneider sein, worüber Nagler Auskunft gibt. Um 1500 wanderte ein Hans Hoogenbergh als Radierer, Formschneider usw. von München nach Mecheln. Er hatte drei Söhne: Johann, Franz und Abraham. Das Todesjahr des Vaters ist in Köln mit 1554 bezeugt. Um 1570 ist Franz nachweisbar in Köln als Formschneider tätig. Er starb dort 1590. Er zeichnete und stach in Kupfer, war als guter Kartographe und Porträtist bekannt. Sein Hauptwerk ist die Stichfolge der Fabel von Amor und Psyche, angeblich nach Raffael, die ich in meiner Stichsammlung habe. Vergleichende Untersuchungen dieses Hauptwerkes mit dem Rosenkreuzerbild ergeben die gleiche Hand, so daß hier erstmals der richtige Zeichner dieses Bildes mit Franz *Hoogenbergh* angegeben werden kann. Damit kommen wir endlich zur hochinteressanten Analyse dieses von Kölner Rosenkreuzern inspirierten Holzschnittes, der 1567 dem Erstdruck der in unserem II. Bande veröffentlichten *Philosophia Magna* gleich nach der Vorrede des Balthasar Floeter Saganus folgt, nachdem er schon als Titelblatt der auch Anno 1567 edierten *Astronomica et Astrologica* mit korrigierter Jahrzahl: 1451 falsch, darüber 1541 richtig, vorgesetzt war. Beiden Bänden ist als Maxime der Kölner Rosenkreuzer aufgedruckt: *Optima sunt: Pietas, Modus et Cognose teipsum!* Zu ihnen gehörte neben den Byrckmann noch Balthasar Flöter und ein Philalethes, der sich als *Frater R. C.* kundgibt und dem letzteren Band ein entsprechendes Poem mitgibt. Flöter bezeichnet in der «Vorred» zur *Philosophia Magna* den «Theophrastus verus» (Gottredner, der seinen Namen verdient) als «von Gott dem Allmächtigen Hochbegnadeten und Erläuchten / Catholischen vn Euangelischen Artzet / Theodidactus ac Theosophus / der sich keiner leichtfärtiger Phantastischer Erfindung / keiner wurmstichiger sophistischer Proberung / mit nichten nicht / sondern zu jederzeit gesunder / frischer / volkstümlicher Vernunnfft / täglicher vielfältiger Erfahrung / bedient. Flöter bezeichnet schon 1567 Paracelsus tamquam alter Aesculapius und / berümeten Monarchen / des Schuchriemen kaum aufzulösen / oder das minste seiner Werck zu lesen / sie nicht

wirdig sind». Interessant ist die Stelle Flöters, die Paracelsus in Schutz nimmt, weil er erstmalig seine Werke in Deutsch geschrieben hat, weswegen ihm seine Gegner Sprachkenntnisse vorwarfen: «dem Autori, auch was Linguae earumque Idiomatica belangend / kein Punctlein hat gemanglet». Flöter nimmt ihn auch in Schutz wegen der Kürze seines Lebens, die prädestiniert sei, wogegen keine Arzneien helfen, zudem äußerlich bedingt durch ein armseliges Wanderleben ohne Hilfe und Protektion. Trotzdem habe Paracelsus «bei 375 Monumenta scripta» hinterlassen. Der Index der hier erstmals edierten *Philosophia Magna* folgt interessanterweise weder dem aus Zetzners Gesamtausgabe 1603 «wie jhn Theophrastus verzeichnet» noch dem der Huseredition 1591 (II. Bd. 79 und 133). Daraus geht hervor, daß die Kölner Rosenkreuzer ein eigenes Manuskript besaßen. Interessanterweise folgt die Schweizeredition ziemlich genau der Kölner Rosenkreuzerausgabe, obwohl ich sie damals nur für die Reproduktion des zweiten Abdruckes des Rosenkreuzerbildes und der ersten Seite benutzte (II 60. 61). Die Rosenkreuzerporträts des zweiten und dritten Byrckmannbandes unterscheiden sich, wie erwähnt, voneinander, indem die Unterschrift des ersten eine Korrektur der Jahrzahl aufweist, die dem zweiten fehlt. Das zweite Bild ist reproduziert in unserem II. Bande, Seite 60. Das erste Bild druckt als Geburtszahl 1493. Diese ausdrückliche Angabe nat. an. 1493 mit der nachfolgenden Korrektur des Todesdatums, wo die 4 und 5 verstellt sind, ist für mich beweisend für die Richtigkeit des Geburtsdatums 1493, entgegen der Bittelschen Anschauung, die einen Stich des späten 17. Jahrhunderts als Argument für 1494 benutzt oder mißbraucht (reproduziert in unseren Paracelsus-Studien III, 29). Weil sich das Geburtsdatum nur im Porträt des 2. Byrckmannbandes findet, soll es im III. Paracelsus-Band reproduziert werden.

Dieses Bildnis ist aus verschiedenen Gründen außerordentlich wichtig:

1. gibt es uns sicherlich das genaueste Geburtsdatum an, weil es nur 26 Jahre nach Paracelsi Tod ediert wurde.
2. gibt es uns Aufschlüsse über den ersten Formwandel des Paracelsusbildnisses und des Monogramms von Hirschvogel,

das im ersten Birckmannband in abgeänderter Form noch vorhanden ist, jedoch beim vorliegenden Holzschnitt überhaupt nicht mehr vorkommt, weil die Birckmanndruckerei einen eigenen Stecher und Holzschneider oder mehrere, die Hoogenberghs, beschäftigte, der (Franz) dieses Porträt nach Angaben der Rosenkreuzer Dr. med. Theodor Birckmann und des B. Flöter symbolhaft umgestalten mußte, was 1566 geschah. Dr. Birckmann vertraute die Edition des II. und III. Bandes B. Flöter an, der identisch sein dürfte mit dem Verfasser des *Carmen in Paracelsi Icona* und signierte mit Philaletes f. dh. frater Rosae Crucis. Damit kommen wir zur

3. *Symbolerklärung dieses Rosenkreuzerporträts von Paracelsus.*

Der Holzschnitt ist ein Gegenbild der authentischen Hirschvogelradierung des Jahres 1540, jedoch nicht monogrammiert. Oben ist er umrahmt vom bekannten Wahlspruch Paracelsi, linksseitig vom Grabspruch in Salzburg *Laus Deo* etc., rechtsseitig vom Sagaxpruch: *Alles Vollkommene stammt von Gott, das Unvollkommene vom Teufel*, während unten die Randleiste die Namen Aureolus Philippus Theophrastus enthält und darunter, also unterhalb des Holzschnittes, die wichtige Notiz des Geburts- und Todesjahres vermerkt ist, unter Anbringung der oben erwähnten Korrektur des Todesjahres. Die beiden oberen Drittel des Schnittes sind nach Angaben der Kölner Rosenkreuzer Byrckmann und Flöter Saganus anstelle der von Hirschvogel links hineinkomponierten Säule (Anspielung auf das Paragranum oder Viersäulenbuch) mit typischen Rosenkreuzersymbolen verziert, die bis anhin noch nie bemerkt, geschweige denn gedeutet wurden. Man vergleiche auch Seite 60 unseres II. Bandes der schweizerischen Paracelsus-Edition. Zuerst sei das vom Beschauer linksseitige Rechteck kurz erklärt. Fast inmitten zeigt sich eine schwarze Spalte, aus der ein Kinderkopf herauschaut bzw. auftaucht als Zeichen der Geburt zum natürlichen Licht dieses Planeten, der geologisch, botanisch und meteorologisch charakterisiert ist. Der Adept oder Eingeweihte muß aber wiedergeboren werden. Deshalb muß sich der Kopf den Rollen und Büchern der Bibel (R. X)

und der Rosenkreuzer zuwenden, die vor ihm deutlich als solche gekennzeichnet sind. Die Wichtigkeit der sogenannten Wiedergeburt betont Hohenheim immer wieder in der *Philosophia Magna*: Erweckung tut not im Sinne des übernatürlichen Lichtes seines Meisters Christi. Denn zwei Lichter leuchten in der Finsternis: das natürliche und das übernatürliche, das Licht der Natur und das hellere der Gnadenwelt von oben, wie ja Ficino, den Paracelsus im Brief an den Zürcher Stadtarzt Klauser ausdrücklich erwähnt, zwei Schwingen zur Welt und zu Gott unterschieden hat. Der Weg im Lichte der Natur heißt Erkennen durch Ratio, Experimenta, um zur Experienz zu kommen. Das Licht der Gnade bedeutet für Ficino die *Unio mystica* mit Gott, für Paracelsus den Alchymisten jedoch wiederum Erkennen auf anderer Ebene, die nur durch Wiedergeburt im Geiste zum Schauen auf der geistigen Astralebene gewonnen werden kann analog wie es Rudolf Steiner in unseren Tagen angestrebt hat. Hierin unterscheiden sich der Mystiker und der Alchymist. Beide suchen hinter der Erscheinungen Flucht nicht nur die ewigen Ideen, sondern die Geistwesen selbst. Während der Mystiker unter Hintansetzung und Verachtung des Elementisch-Sinnlichen sich in die direkte Gottschau zu begeben oder stürzen versucht, durchschreitet der echte Alchymist die ganze Sinnenwelt, um sich doch von ihr unabhängig zu machen, um das außerhalb des Menschen vorhandene und in ihm selbst wirkende geistig Wesenhafte von Klein- und Großwelt zu schauen, das von der Sinneswahrnehmung verdeckt wird. Somit liegen die Forschungswege des Mystikers und des Alchymisten nach entgegengesetzten Richtungen. Der Mystiker geht unmittelbar in das eigene Geistwesen des Menschen hinein. Sein Ziel ist die «Mystische Hochzeit», das *sposalizio mystico* z. B. der Santa Caterina. Der Alchymist aber will zuvor das Geistgebiet der Natur durchwandeln, um hernach mit den in diesem Gebiet erworbenen Erkenntniskräften das Geistwesen des Menschen zu schauen. Sein Ziel ist die «Chymische Hochzeit» des Christian Rosenkreuz, die Vereinigung mit dem Geistgebiet der Natur, wie es Goethe vorgelebt hat. Es ist deshalb kein Zufall, daß Rudolf Steiner über Goethe zur Theosophie kam. Sein Weg war der der Al-

chymisten, nicht der der Mystiker. Es ist auch kein Zufall, daß wir gerade R. Steiner die Neuedition eines der Hauptwerke der Rosenkreuzer «Die Chymische Hochzeit des Christian Rosenkreuz» verdanken mit gehaltvollen Erläuterungen. Es dünkt mich auch kein Zufall, wenn die Adepten Steiners ihre Kreuzdarstellung in den Schauspielen stets mit Rosen schmücken, wie es schon der Alchymist Christian Rosenkreuz tat in seiner Gewandung, der im sechsten Tag seiner «Chymischen Hochzeit» sich ausdrücklich auf Paracelsus von Hohenheim, Doktor der Medizin beruft, den er für die Rosenkreuzer kenntlich macht mit dem Signum $\pi \text{ } \text{H} \text{ } \text{H} \text{ } \text{H} \text{ } \text{H}$, obgleich er ihm die falsche Jahrzahl des Vaters der Rosenkreuzer unterschiebt, des Kardinals Nikolaus von Cusanus: 1459. Doch schweifen wir nicht allzusehr von unserer Bilderklärung ab.

Wie erwähnt, sind die oberen Randbildnisse des Rosenkreuzerholzschnittes nicht frei von den Kölner Rosenkreuzern erfunden, sondern nur in ihrem Sinne modifiziert worden. Die Originale finden sich im X. Huserband, in der «Prognostication auff XXIII Jahr, App. p. 208 und 217» als Fig. XVI und XXV, die in meinem Sagaxband zur Verifikation reproduziert sind. Nun haben die Kölner Rosenkreuzer zum großen Unterschied der Original-Basler-Waldkirchholzstöcke ihre unmißverständlichen Rosenkreuzersignets in die im Vordergrund aufliegenden Blätter einschneiden lassen. Während das Buch der rationalen Weisheit geschlossen daliegt, weil es seinen Dienst erfüllt hat, ist im Vordergrund die Rolle der Initiationsurkunde der Rosenkreuzer dargeboten, signiert mit einem deutlichen R, dessen Fuß ein X im Sinn des Doppeldreiecks enthält, welches Wissen von unten und oben bedeutet, also schwarze und weiße Magie umfaßt. Rosenkreuzerisch bedeutet X auch Kreuz und Licht und wurde oft bildlich folgendermaßen dargestellt: Im Andreaskreuz des X ist das Menschenwesen festgenagelt, während über ihm im obern Dreieck die Taube mit ausgebreiteten Flügeln schwebt und im untern Dreieck sich die Archeus-Schlange aufbäumt. R X bedeutet auch Regnum Christi. Dem Kennzeichen R X folgt die unmißverständliche offene Bezeichnung: ROSA. Auch die obere Schriftrolle ist deutlich mit R und X bezeichnet. Nahe dem Paracelsuskopf findet sich ein

aufgeschlagenes Buch, dessen linke Seite wiederum ein Doppeldreieck aufweist in Form eines halb beschriebenen, halb unbeschriebenen Blattes. Völlig beweisend für unsere Vermutung, daß Rosenkreuzer am Werke waren, die Verständnis für das hermetische Wissen Hohenheims hatten, ist das breit hingelegte Blatt im Vordergrund, das einen breiten Riß von oben aufweist, zum Zeichen, daß hier die gewöhnliche Wissenschaft nicht mehr gilt, sondern die im unzerissenen Teil deutlich bezeichnete der C— R X ROSA. Auch das obere Sigill kann als Rosensymbol gelten. Damit haben sich die Kölner Paracelsisten als typische Rosenkreuzer schon 1566/67 signiert und zu erkennen gegeben, was der Geschichte der Rosenkreuzer bis anhin unbekannt war, die fälschlicherweise nur in die Anfänge des 17. Jahrhunderts zurückdatiert wird, obwohl ihr unbekannter Ahnherr, wie hier auch erstmals nachgewiesen wird, der Kardinal Nikolaus von Kues ist, der eine Vereinigung aller Religionen plante mit seinem Freund, dem Humanistenpapst Aeneas Silvio Piccolomini, Pius II., dem Gründer der Basler Universität († 1464).

Noch viel interessanter ist das Fensterbild in der rechten obern Ecke. Während das linke Eckbild den Ausblick in eine Erdenlandschaft mit Gewölk freigibt, gewährt das linke einen Einblick in ein Interieur mit zurückgeschlagenen Vorhängen als Zeichen der Enthüllung (Apokalypse heißt Enthüllung), hinter denen eine vielstufige Treppe, die sogenannte Jakobsleiter in steile Höhen (zur Astralebene) hinaufführt. Den Vordergrund füllt eine Männergestalt in reifem Alter im Gelehrtentalar, die in einen Schlangenkreis gebannt bez. im Originalbild von Stricken umwunden ist. Die indische Geheimwissenschaft würde von der offenen Lotosblume der Chakra Kundalini oder Schlangenkönigin sprechen. Trotzdem der Adept im Dornenkranz der Prüfungen steht, ist seine Seele laut Handhaltung in völligem Gleichgewicht, weil er das Prinzip der Kölner Rosenkreuzer befolgt: Pietas, dargestellt durch den Rosenkranz, Modus, dargestellt durch die Einschränkung der Fesseln. Damit kann er zu ihrem letzten Prinzip hochsteigen, das die Kölner Rosenkreuzer auf dem Titelblatt mit *Cognoscere teipsum* bezeichnen. Die Gebetshaltung

verschafft dem Prüfling, der noch kein Adept oder Eingeweihter ist, die feste innere Gleichgewichtshaltung, die auch die Buddhastatuen auszeichnet.

Hochinteressant aber ist die symbolhafte Darstellung der Augen des Prüflings, der doch schon einen bestimmten Reifegrad erlangt hat: das linke Auge ist gar nicht gezeichnet bzw. mit einem schwarzen Klecks verdeckt, während das rechte Auge die Umwelt besichtigt. Wohl die wenigsten dürften hier die richtige Erklärung finden, obwohl aus der germanischen Sagenwelt z. B. bekannt ist, daß Wuotan, der auch in Kolbenheyers Paracelsustrilogie die Rolle der kagastrischen übersinnlichen Macht gegenüber Christus vertritt, einäugig war. Eine restlose Erklärung hierfür gibt uns W. E. Peuckerts Pansophie, Seite 419/420: «Schweighardts Pansophis schreibt, daß die geschaffene Seel des Menschen zwei geistliche Augen hat; das rechte (iliastrische) hat die Möglichkeit zu sehen in die Ewigkeit, das kagastrische zu sehen in die Zeit und Kreaturen. Soll die Seel mit dem rechten (= richtigen) Aug in die Ewigkeit sehen, so muß sich das kagastrische oder irdische Auge all seiner Werk verzeihen, d. h. nicht nach den Kreaturen schielen *und sich halten, als ob es tot sei* — Siehe mit dem ersten Aug in die Ewigkeit, erkenn deinen Schöpfer und — dich selber. Zu diesem Ergon und vornehmsten Werk mußst du das eine Auge zuhalten und mit dem andern Aug sehen in die Zeit und hinein in die Kreaturen.» Weiteres hierüber schrieb Peuckert in seinem Werk über die «Rosenkreutzer», 1928 bei Diederichs, das mir nicht zugänglich war. Wie Hohenheim immer zwei Lichter und Lichtwege der Erkenntnis unterscheidet, das natürliche und das übersinnliche, so unterscheidet er auch das iliastrische Auge oder das Geistauge, das bei den meisten unerweckten Menschen den bekannten Dornröschenschlaf schläft, und das kagastrische Auge der Sinneswahrnehmung. Die zurückgeschlagenen Vorhänge mit der Jakobsleiter der höheren Erkenntnis im Hintergrund unseres Rosenkreuzerbildnisses symbolisieren das den Geistwelten geöffnete Auge des Adepten. Gott selbst schließt ihm das Fenster auf und offenbart, was dunkel ist. Auch das Auge wird sagax, hellsehend. Durch Schöpfers Gnadenlicht hellen sich die Dunkelheiten auf, schaut das geöffnete Geist-

auge die geistigen Strahlungen und Wesenheiten, so daß der Glaube wie beim ungläubigen Thomas zu kristallklarem Wissen wird und der Adept fortan den Stein der Weisen in Händen hält. Der Lapis Philosophorum ist hiefür eine Symbolbezeichnung. Den Weg hiezu weist die *Philosophia Adepta*, auf den die gezeichneten Bücher hinweisen, der Paracelsus «einen weiten Weg nachgereiset ist», wie er 1538 in der Vorred zu den Tartarischen Krankheiten an seinen Adeptenfreund Dr. jur. Johannes Brandt, Pfarrer von Eferding, schrieb.

Dieses bis jetzt nie erkannte und gewürdigte Rosenkreuzerbildnis Paracelsi aus der Inkunabelzeit paracelsischer Frühdrucke beweist, daß Kölner Rosenkreuzer sich zuerst der paracelsischen Schriften angenommen und ihn als ihren Meister anerkannt haben, was noch genauer auszuführen ist. Diese Tatsachen weisen auch neue Gesichtspunkte historischer Wertung für die Rosenkreuzer selbst auf. Doch möge vorerst noch das Gedicht des Philaletes f., *Frater Rosae Crucis* aus Köln, untersucht werden nebst den Vorreden des B. Flöter, der mit Philaletes identisch sein dürfte.

Das noch nie übersetzte lateinische Gedicht des *Frater Rosae* zeugt von der Kenntnis fast sämtlicher Werke Hohenheims. Einige charakteristische Stellen seien hier festgehalten: *Hermes divum novit fundere Azoth* (welches Wort erstmalig auf dem Schwertknauf unseres Rosenkreuzerbildnisses auftaucht). Ferner: *Paracelsus arte medendi doctissimus, post insigne notat tacito multa abdita sensu per triplicem mundi spaerulam et octo cruces*. Damit ist nicht bloß eine Andeutung auf das Wappen der Hohenheimer mit den drei Kugeln und den acht umrahmenden Kreuzen gemacht, sondern hieraus spricht auch der Rosenkreuzer, der die *octo Cruces* später um das Wappen gruppierte. Von Paracelsi biblischen Schriften schreibt der *Frater R. C.* als von *Monumenta piae mentis, sub quorum aethereis perspexit cortice fructus, qui oculus non latuere suos*: die aetherischen Früchte waren also Paracelsi Geistaugen nicht verschlossen. *Naturae penetralia novit alumnae de Alazoth, Sale et Sulphure*. Diese Stelle zitiere ich wegen der ungewohnten Form des Azoth, das nach dieser Version arabischen Alchymisten entnommen wäre. Eine eigene Arbeit soll über Azoth

berichten. Sehr treffend ist der Ausspruch: *Pharmaca nulla fide, sed sensu vera probavit*. Sehr schön ist auch die alle Verleumder widerlegende Stelle: *Doctor Doctorum doctissimus, im Gegensatz zum sinister Doctorculus gemmas aurumque gerens, verax minimeque superbus, Pauperibus gratam ferre paratus opem, Candidus et justus, tum castis moribus, almae integrum vitae rite peregit iter*. Sehr schön sind die Schlußsätze des Philaletes: Man solle einen solch integren Mann von höchstem Wissen nicht mit viperhaftem Munde begehren, nachdem er untadelig gelebt als Leuchte der Medizin und Astro-nomey. Höchstes Lob gebühre dem Genie des Theophrastus!

In den Vorreden erweist sich B. Flöter wiederum als bester Kenner fast aller Werke Paracelsi. Seine Astronomie bezeichnet er als «Natürliche Theology», analysiert speziell auch die *Sagax*, die ihm vorlag, ohne daß er sie leider edierte. In der zweiten Vorrede zum III. Band bezeichnet Flöter den Hohenheimer als «Hochbegnadet und Erleuchten», als *Theosophus et Theodidactus* (von Gott selbst unterwiesen usw.), der «auss eigner langwieriger Erfarenheit / auss beiderley Liechte der Natur vnd der Geschriff des Menschen vnd des Geists Gottes / von Elementischen vnd Aetherischen Geschöpfen / alle seine Monumenta / derer überall bey 375 beschrieben vnd contextiert hat».

Bevor auf das Wesen und die Bedeutung der Rosenkreuzer und ihre Beziehungen zu Hohenheim eingegangen sei, mögen noch wenige Nachträge als Ergänzungen folgen. Zu dem Treppenaufstieg oder der Jakobsleiter, die auf die astrale Bewußtseinsebene hinaufführen soll, machte mein Paracelsusmitforscher B. de Telepnef, dem ich die Anregung zum Rosenkreuzerteil der Arbeit verdanke, die Fußnote: *Seen through the so-called «Rosicrucian Arch»*. B. de Telepnef verdanken wir ein ungedrucktes, englisch geschriebenes Manuskript über die Illuminati und die Rosenkreuzer, das 300 Seiten stark auf Quellenstudien in fast ganz Europa beruht. Ihm verdanke ich einige Aufklärungen sowie dem Initiationenbuch meines alten Freundes Baron Woldemar von Uexküll (Einweihung im alten Aegypten).

Oswald Croll gab 1623 zur Zeit der Blüte der Rosenkreuzer

im Büchlein «Von den innerlichen Signaturen der Dinge» folgende Erklärung zur Jakobsleiter, wie ich sie bezeichne (zitiert nach Peuckerts Pansophie, Seite 548): Das Aufsteigen geschieht / wann ich durch die Leyter Jakobs von den untersten biss zu den obersten werde erhoben vnd auss dem empfindlichen zu den intellectualischen / vnd auss den Creaturen zu dem Schöpfer / hinauff steige: der Hebreer Cabalisten nennen es die fünffzig Pforten der intelligentiarum: die Staffeln oder Zweck aller Dinge werden auss dem I. Cap. dess Buchs Moyssis genommen.

Auf unserem Rosenkreuzerbildnis trägt der Schwertknauf des adeligen Hohenheimers erstmalig das Wort Azoth. Hier sei auf die Bilder des Arbor Philosophiae im III. Paracelsus-Band verwiesen, welche Azoth pansophistisch als Quintessenz erklären, während es pansophisch identisch ist mit Urgeist, Urlicht, Jahwe, aus deren Natura naturans die Mütterelemente als Natura naturata hervorgehen als Omnia ab Uno, um abzusinken in das Materielle. Der Einhüllung und Degradation des Geistes durch die Materie folgt die Enthüllung durch das apokalyptische Omnia ad Unum. Als Archetypus (den Begriff kannten schon die Rosenkreuzer) des Ens ultimum gilt das Ens primum der Gottheit. Auch über dem Ens ultimum des sogenannten Spiritus e vino, der als flüchtiger Ungeist sogar zum Menscheng Geist Affinitäten hat, um ihn zum Ungeist zu degradieren, schwebt das Azoth der johanneischen Apokatastasiston pantoon. Weiteres hierüber in der Arbeit über Azoth.

Welches sind nun die Beziehungen der Rosenkreuzer zu Paracelsus? Oben haben wir nachgewiesen, daß sich die Rosenkreuzer der Rheingegend wenige Jahrzehnte nach seinem Tod seiner Schriften angenommen und sie zuerst zum Druck befördert haben¹⁾. Peuckerts Pansophie gibt uns aus der berühmten

¹⁾ Der Spezialliste 133 von L'ART ANCIEN, Zürich, entnehme ich folgende bedeutungsvolle Angaben: 6/Andrae J. V.: Chymische Hochzeit Christiani Rosencreutz. Anno 1469. Erstlich gedruckt zu Straßburg bei ZETZNER 1616. Ebenso sind No. 5 und No. 8 als Werke der Rosenkreuzer bei Zetzner gedruckt. Jeder Paracelsist kennt den Zetzner Verlag als Zweitherausgeber der Gesammelten Werke Hohenheims: 1603 und 1616 edierte er die heute noch am meisten verbreitete Folioausgabe als Nach-

«Fama fraternitatis» der Rosenkreuzer fernere wichtige Aufschlüsse Seite 413: Ein solcher ist auch in seiner Vocation gewesen / Theophrastus, so gleichwohl in unsere Fraternitet nicht getretten / (weiterer Beweis, daß das Rosenkruzertum nicht nur ins 16., sondern ins 14. Jahrhundert hinunterreicht) aber doch den Librum M. fleißig gelesen / vnd sein scharffes ingenium dardurch angezündet: Aber diesen Mann hat der Gelehrten vnd Nassweysen Vbertrang / auch in dem besten Lauff gehindert / daß er sein Bedencken von der Natur nimmer friedlichen mit andern conferieren / als daß er sich gantz sehen lassen / doch ist die gedachte Harmonia gründlich bey jhme zu finden / die er ohn zweiffel den Gelehrten mitgetheilte hette / da er sie (die Gelehrten) größerer Kunst / dann subtiles vexierens würdiger befunden / wie er dann auch mit freyen vnachtsamen Leben seine Zeit verlohren / vnd der Welt jhre törichte Freude gelassen /.

Peuckert glossiert: Gegen dies zögernd gesprochene Ja folgt ein paar Seiten später ein volles: da werden im Grabe Rosenkreutz', also dem heiligsten Ort der Gesellschaft, «all vnser Bücher, sampt deme Vocabulario Theophrastus Paracelsus ab Hohenheim gefunden», also ein Schriftwerk Hohenheims. Findet sich das am heiligsten Ort, dann steht die Schrift im hohen Wert und damit der Verfasser der Schrift. Im Sechsten Tag der Seelentransmutation des Christian Rosenkreuzes Chymischer Hochzeit ist folgende Inschrift verzeichnet, die Paracelsus betrifft: Was Feuer, Luft, Wasser, Erde Unserer Könige und Königinnen Heiligen Aschen nicht zu entreißen vermochten, Hat die treue Schar der Alchymisten in diese Urne gesammelt im Jahre des Herrn 1459 Paracelsus von Hohenheim, Doktor der Medizin oder in der Originalausgabe 1616: Quod Ignis, Terra, Aër, Aqua Sanctis Regum et Reginarum Nostr. Cineribus eripere non potuerunt. Fidelis Chymicorum Turba in hanc urnam contulit ad 1459 π ϩ η^o (= P. Hohenhei-

druck der Huserschen Basler-Waldkirch-Quart-Edition. Also weisen die Wege der Rosenkreuzer des 16. Jahrhunderts die alte «Pfaffenstraße» der Rheinlande hinunter von Köln nach Straßburg, (Basel?) nach Wien und Schlesien, wie oben dargetan wurde.

mentis, Med. Doctor). Unter Königen und Königinnen sind die Erkenntnis- und Geistkräfte des Seelenwesens zu verstehen, die in der Chymischen Hochzeit sterben und wieder auferstehen müssen oder metamorphosiert und transmutiert werden. Dadurch erst werden die toten Erkenntniskräfte, die der Organismus auf dem gewöhnlichen Wege seines Lebenslaufes ausbildet, in die übersinnlich anschauenden umgewandelt. Dieses Wesen der Seelenumwandlung als individuelles Erlebnis schildert Johann Valentin Andreae als Geist-Sucher und Finder in der übersinnlichen Welt in der «Chymischen Hochzeit des Christian Rosenkreuz» 1616, verlegt das Aufzeichnungsdatum jedoch in die Zeit des Kusaners 1459 zurück²⁾. Die «Fama Fraternitatis» edierte Andreae zwei Jahre vorher, 1614: F. Fr. R. C. Zweifellos stellt sie eine bis ins 15. Jahrhundert zurückreichende Strömung in Europa dar, welche der 30jährige Krieg fast vernichtet hat, wenigstens auf dem Kontinent, während das Rosenkreuzertum in England Bestand hatte und — wie mir B. de Telepnef mitteilte — heute noch existiert. B. de Telepnef, dem wir eine unedierte Geschichte der Rosenkreuzer und Illuminaten verdanken, ergänzte meine obigen Ausführungen in höchst interessanter Weise folgendermaßen: In dem Empfangszimmer oder der Bibliothek der Societas Rosicruciana in Anglia (London) befindet sich das angebliche Porträt des Christian Rosenkreuz, das unter dieser Bezeichnung auch in verschiedenen Schriften der Londoner Rosenkreuzer abgebildet ist. Merkwürdigerweise stellt dieses «Porträt» augenscheinlich nur eine ziemlich schlecht gelungene Kopie des Porträts von Nicolaus Cusanus dar, das im Besitz von Dr. J. Strebel und in seinem II. Paracelsus-Band, Seite 322, abgebildet ist. Nur sind die Inschriften leicht geändert. Am auffälligsten ist, daß die Evangelium-Inschrift, die auf Cusanus deutet, auf dem Londoner Bild nicht mehr vorhanden ist. Noch wenige interessante Daten: Nicolaus Cusanus lebte von 1401—1464, der angebliche Christian Rosenkreuz angeblich von 1378—1484. Die Lebensdaten stehen also nicht weit voneinander, nur daß man den Träger der mystischen

²⁾ Ausgezeichnet erklärt im letzten Werk unseres verehrten Vorstandsmitgliedes Prof. Dr. C. G. Jung: Die Psychologie der Übertragung.

Rose mit einem patriarchalischen Alter auszeichnete, weil er eben Ritter vom güldenen Stein oder Lapis Philosophorum war.

Die folgenden Notizen verdanke ich ebenfalls B. de Telepnef. Der Rosenkreuzer Elias Ashmole in Oxford, nach dem das von ihm gegründete Museum benannt ist (1617—1692), gründete 1646 mit dem Astrologen William Lilly und andern einen «Weisheitsbund», der den rosenkreuzerischen Ideen Robert Fludds nachfolgte (Robertus de Fluctibus: 1574—1637). Diese Rosenkreuzer versammelten sich in der Londoner Freimaurerhalle. Von diesem Zeitpunkt, 1646, als Ashmole Freimaurer wurde, datiert die gegenseitige Durchdringung von den Rosenkreuzern und Freimaurern, wenn von einer solchen gesprochen werden kann.

Der angesehene belgische Schriftsteller Wittemans, der Forscher der Rosenkreuzer Geschichte in Holland, behauptet u. a., daß Paracelsus es war, aus dessen Lehren die neueren Ideen der alten Rosenkreuzer-Geheimgesellschaften entwickelt wären. Mittelpunkt von Peuckerts Pansophie und Rosenkreuzern ist wiederum der Hohenheimer, worauf ich hier nochmals verweise und worüber ich in einer speziellen Arbeit berichten möchte.

Der ehemalige Londoner Hygiene-Professor Leopold Katscher schenkte mir wenige Jahre vor seinem Tode seine autorisierte deutsche Ausgabe des bekannten englischen Werkes über «Geheime Gesellschaften, Geheimbünde und Geheimlehren» von Charles William Heckethorn. Darin werden im 7. Buch die «Mystiker» und im 11. Buch die Freimaurer behandelt. Von letzteren werden die Mystiker scharf getrennt als: Alchymisten, Böhme, Swedenborg, Martinisten, Asiatische Brüder und die Rosenkreuzer. Interessenten verweise ich hiemit auf Heckethorn und Peuckert.

Dr. J. Strebel.

IST AUGUSTIN HIRSCHVOGEL
DER MONOGRAMMIST DER
AUTHENTISCHEN BILDNISSTICHE
VON PARACELSUS?

Prof. Karl Sudhoff schreibt Seite 151 seiner Paracelsus-Biographie: «Für die in Aussicht gestellte Drucklegung seiner wichtigen drei Bücher (Defensiones, Labyrinth der irrenden Ärzte, Tartarische Krankheiten mit der Widmung der Kärntnischen Chronik an die Kärntner Stände. Siehe unsern I. Band) ließ er ein Kupferstichbildnis von einem durch Zufall ihm in den Weg gekommenen Porträtisten, Augustin Hirschvogel aus Nürnberg, herstellen. Hirschvogel zeichnete auch 1538 ein recht eindrucksvolles Profilbild von der rechten Seite auf eine Kupferplatte, die heute noch auf der Albertina in Wien verwahrt wird (reproduziert als Titelblatt des XI. Sudhoffbandes). In der langen Wartezeit, die ihm die Lässigkeit der Kärntner Standesgenossen auferlegte, ist aber Hohenheim dazu gekommen, noch eine zweite Aufnahme von sich stechen zu lassen, die dem XII. Bande meiner Ausgabe als Titelbild vorangestellt ist. Dieses trotzige Bild mit dem stolzen Motto: *Alterius non sit, qui suus esse potest*, zeigt einen stark gealterten Mann, hat aber bei der Nachwelt ein besonderes Glück gehabt, die es offenbar der Vorstellung von Hohenheim als besonders entsprechend empfand. Weit über 50 Bildnisse Hohenheims sind im Stile dieses zweiten Bildes von 1540 (das auch im Paracelsusbüchlein von B. de Telepnef reproduziert ist) erhalten.»

Prof. K. Sudhoff zweifelt also nicht an der Tatsache, daß der Monogrammist A. H. identisch ist mit Augustin Hirschvogel. Im Gegensatz dazu schreibt der Kunsthistoriker G. F. Hartlaub (Heidelberg) in Nr. 10 der Kunst-Rundschau 1941, Seite 164, folgendes: «Über die beiden bekannten — nach Sudhoff in oder bei Klagenfurt entstandenen — Stiche des Monogrammisten A. H., die ja allgemein als authentisch gelten, können wir uns kurz fassen. Da Augustin Hirschvogel fast durchweg anders signiert — sein Zeichen setzt sich aus den Buch-

staben A, H und F zusammen — ist die Beziehung auf diesen bekannten Nachzügler des Donaustils leider ganz ungewiß, ja eigentlich unwahrscheinlich». Damit ist die affirmative These von Sudhoff in Frage gestellt. Auffällig ist auch, daß die einzige Hirschvogel-Monographie von *Karl Schwarz*, 1917, überhaupt keine Paracelsusstiche erwähnt, so daß auch dieser beste Kenner von Hirschvogel die Sudhoffsche Annahme, daß der Monogrammist A. H. identisch mit Augustin Hirschvogel sei, damit indirekt ablehnt. Eine Klärung dieser Frage soll hier versucht werden anhand des Lebensbildes von Augustin Hirschvogel, seiner Signaturen und zeichnerischen Eigentümlichkeiten. Denn wenn nachgewiesen werden kann, daß der Zeichner in den Jahren 1538—40 überhaupt nicht in Klagenfurt oder Umgebung sich aufhielt, so fällt damit die These Sudhoffs als un- wahr dahin und müßte ein bis jetzt unbekannter Monogram- mist vermutet werden. Läßt sich aber ein Gestaltwandel der Signaturen nachweisen, so hat der Kunsthistoriker Hartlaub Unrecht. Harmonisieren beide Indizenbeweise: Ortidentität und Signetwandel, so besteht die Annahme von Prof. Sudhoff zu Recht.

Untersuchen wir deshalb zuerst kurz mit Hilfe der Mono- graphie von *Karl Schwarz*: Augustin Hirschvogel. Ein deut- scher Meister der Renaissance (Berlin, 1917), die Hauptdaten von Augustin Hirschvogels Leben.

Augustin Hirschvogel entstammt einer Nürnberger Künst- lerbefamie. Sein Vater spielt in der Geschichte der Nürnberger Glasmaler eine gewichtige Rolle, sein Onkel und einer seiner Brüder, ein Neffe und einige spätere Träger desselben Familien- namens waren Kunsthandwerker. Veit Hirschvogel der Jüngere folgte seinem 1525 verstorbenen Vater als Stadtglaser und Glasmaler von Nürnberg und war wie sein Bruder Augustin vom Vater nicht nur im Glasmalen, sondern auch im Gama- liren, Reißen und Kupferstechen unterrichtet worden. Augu- stin wurde 1503 in Nürnberg geboren und starb im gleichen Jahr wie sein Bruder Veit 1553. Mit A. Dürer ist die Familie Hirschvogel, wie sie sich zuerst schrieb, in persönlicher Bezie- hung gestanden. Vollendete doch 1515 Veit Hirschvogel das Pfinzingsche Fenster in der Sebalduskirche zu Nürnberg, des-

sen Entwurf von Dürer stammte. Nürnberg stand damals auf dem Höhepunkt seiner Entwicklung. Im Oktober 1522 kam Peter Flötner nach Nürnberg. 1531 übernimmt Georg Pencz, der bekannte Kleinmeisterkupferstecher, eine Bürgerschaft für Hirschvogel, der oft in Geldnöten war. Nach dem Tode des Vaters 1525 scheint es zu Erbstreitigkeiten zwischen den Brüdern gekommen zu sein. Auch der ältere Veit konnte das Grundstück des Vaters nicht halten, das 1528, dem Todesjahr Dürers, um 500 fl. verkauft wurde. Mit dem ererbten Geld scheint Augustin Hirschvogel 1528—1542, also in der paracelsischen Zeit, weite Reisen unternommen zu haben, die wir genauer verfolgen müssen bis zum Schnittpunkt des Kupferstechers mit Paracelsus. Dieser Lebensabschnitt zeigt uns «ein ruheloses, vielbewegtes Leben eines auf den mannigfaltigsten Gebieten begabten Künstlers, eine Universalbegabung von der Art, wie sie nur die Zeit des emporblühenden 16. Jahrhunderts hervorbringen konnte, einen Mann, den es rastlos weitertrieb von den Wissenschaften zur Kunst, von der Kunst zu den praktischen Berufen des Lebens, aus der Heimat in ferne Lande, von der betriebsamen Werkstatt des Handwerkers und der stillen Stube des Gelehrten in den Kreis der Diplomaten, Fürsten und Könige, dem es aber trotz Anerkennung und allen Fleißes nicht vergönnt gewesen, sich aus den materiellen Sorgen des Lebens zu retten, der abgemattet und krank in den besten Jahren geendet hat», schreibt Karl Schwarz in seiner Monographie, Seiten 6/7. Paracelsuskenner würden hinzutügen: *Vita vera paracelsica*.

1547 schrieb der Nürnberger Schreibmeister Neudörffer seine Nachrichten von Künstlern und Werkleuten, worin über Augustin Hirschvogel steht: Als Glasmaler war er dem Vater und Bruder bald überlegen, erfand eine sonderliche Tuschierung darin, im Reißen war er gewaltig, im Glasbrennen erfand er sonderlichen Vorteil, der Musica war er verständig, des Gama-lirens war dieser Zeit keiner über ihm. Er ließ aber alles fahren und ging auf die Wanderschaft, wurde Wappensteinschneider, ließ solches auch stehen, begab sich auf die Cosmography, durchwanderte Königs Ferdinandi Erbländer, auch Siebenbirgen und Ungarn, ließ davon Tafeln im Druck ausgehen und

schickts der Königl. Mayl. zu, der verehrete ihn groß. Dess Circuls und Perspectivs war er so gegründet und fertig, daß er ein eigenes Büchlein liess ausgehen, dess Ezens (Ätzens) war er so fertig und frey, dass er viel künstliche Stuck selbstem gerissen, darzu getruckt und ausgehen lassen. Diese Notizen des Nürnberger Schreib- und Rechenmeisters Johann Neudörffer charakterisieren Augustin Hirschvogel vorzüglich.

Urkundlich ist Augustin Hirschvogel 1536, im August, in Laibach, dem heutigen Ljubana, nachweisbar, nachdem er sich vorher wie Dürer in Venedig mit Hafnern und Schmelzen «auf Antiquitetische Art» befaßt hatte: «Machte also welsche Oeffen, Krueg und Bilder auf Antiquitetische Ahrt, alss weren sie von Model gegossen». Auch heute noch kennt die Keramikgeschichte sogenannte Hirschvogelkrüge, die birnenförmig gestaltet mit biblischen Figuren unter Rundbogen geziert sind, während von seiner Steinschneidekunst nichts erhalten blieb oder unbekannt ist. Vor seiner Abreise nach der Hauptstadt von Krain, wo Paracelsus mehrfach weilte, ersuchte Augustin Hirschvogel den Rat von Nürnberg, ihm sein Bürgerrecht zu belassen und wiederholt diese Bitte nach dreijähriger Abwesenheit. Damit ist festgestellt, daß Augustin Hirschvogel von 1536 bis 1540 sich in den Kronländern Ferdinands I. aufhielt wie Paracelsus. Eine feste Anstellung als Keramikmeister bei Peter Reicher in Laibach bzw. als Majolikamaler dürfte den Grund des Wegzuges gebildet haben. Doch war ihm dort keine lange Bleibe beschieden: «Begab sich auf die Cosmography, durchwanderte Königs Ferdinandi Erbländer, auch Siebenbirgen und Ungarn, liess davon Taffeln inm Truck ausgehn», berichtet Neudörffer. Die Kartographie bzw. Cosmography muß ihn weit herumgeführt haben. 1539 sandte er seiner Vaterstadt Nürnberg eine Landkarte der türkischen Grenze. Als Kartograph hat er sich schnell einen Namen gemacht und die Aufmerksamkeit weiter, auch hoher Kreise auf sich gezogen. Hofkammerrat Khevenhüller verschaffte ihm zahlreiche Arbeiten für den Kaiser, so daß er sich später in Wien niederließ, wo er starb. Für Ferdinand I., der Paracelsus Audienzen gewährte, fertigte Augustin Hirschvogel anno 1542 die Karte von Österreich ob der Enns, die von Kärnten, Krain, Slawonien, Kroa-

ten, Istrien und Bosnien an, die später in Ortels Atlas erschienen, die er wohl selbst der königlichen Majestät überreichte wie Paracelsus seine Wundarznei.

Die Kartographie führte ihn zum Studium der Mathematik, das er so tiefgründig betrieb, daß er selbst ein Lehrbüchlein der Geometrie verfaßte (wie Dürer eines über Perspektive), zu dem er eine Reihe von figuralen Tafeln schuf in Radierungstechnik. Auch ein Vorlagebuch für Goldschmiede plante er, denn die vielen Radierungen von Pokalen, phantastischen Gefäßen und Ornamenten, wie sie auch Holbein d. J. und viele Radierer dieser Zeit überliefert haben, rechtfertigen diese Vermutung von Schwarz.

Hirschvogels Rückreise von Laibach nach Nürnberg wird sicher über Wien gegangen sein, wo er Wappen radierte. Damit beginnt seine Hinneigung zur Radierung, die ihn bald zu einem der feinfühligsten und interessantesten deutschen Landschaftsgraphiker im Geiste von Lautensack, Altdorfer werden ließ. Mit König Ferdinand I., der seit 1543 sein Hoflager in Nürnberg hielt, begab er sich wieder nach Wien zurück, wo er zahlreiche Aufträge, auch als Münzstempelschneider, Stadt- und Festungskartograph usw. erhielt. Porträts, Wappen, Genredarstellungen schuf er dort neben Landschaften. Zehn Jahre bis zum Tod 1553 entwickelte er in Wien eine ungemein rege und vielseitige Tätigkeit.

Nun obliegt uns in systematischer Weise möglichst alle Werke von Augustin Hirschvogel auf das Signet bzw. seine Formwandlungen zu studieren und es mit dem der Paracelsusradierungen von 1538 und 1540 zu vergleichen, nachdem aus den biographischen Daten klar und eindeutig hervorging, daß sich Hirschvogel zu dieser Zeit in den Stammlanden Hohensheims aufgehalten und sicher dort seine Wege gekreuzt hat. Zu diesem Zweck durchgehen wir die bereits erwähnte Monographie über Augustin Hirschvogel von Karl Schwarz, die ein Selbstbildnis Hirschvogels in Handpressenkupferdruck und 77 Abbildungen in Tonätzung enthält. Ebenso vergleiche ich dazu meine eigene Privatsammlung von Radierungen, Holzschnitten usw. von Dürer und seinem Kreis, speziell der Nürnberger Kleinmeister aus der Zeit Paracelsi und Hirschvogels, die ich

nach dem ersten Weltkrieg größtenteils von der «Albertina» Wien erworben habe, von denen auch ein Teil im Luzerner Kunsthause anlässlich der Paracelsusausstellung im Herbst 1941 ausgestellt war.

Im April 1543 gab Hirschvogel in Nürnberg seine *Geometria* heraus, die hauptsächlich das «Perspecktiff» behandelte, das schon ein Lieblingsthema des 1528 verstorbenen Albrecht Dürer gewesen war, der es drei Jahre vor seinem Tod, 1525, theoretisch bearbeitet hatte. Leider versagt die Monographie, indem sie kein Bild aus der *Geometria* reproduziert und nur angibt, daß das Monogramm des Künstlers mit der Jahrzahl 1543 auf dem Titelblatt stehe. Doch ist dies für unsere Untersuchung irrelevant, weil hier nur das bekannte Spätsignet mit dem Kreuz in Frage kommt.

Zu analysieren ist sodann Herberstains *Moscovia*, illustriert von Hirschvogel. Sigmund Freiherr von Herberstein, aus Krain gebürtig, Gesandter auch in Moskau, gab 1549 seine Erinnerungen an das Moskoviterreich heraus. Die Blätter, welche Augustin Hirschvogel für dieses Memoirenwerk fertigte, sind fast alle 1546 datiert und fallen in die Zeit des ersten Wiener Aufenthaltes 1544—1546. Alle Blätter, von denen Schwarz etliche reproduziert, zeigen das typische Altersignet von Hirschvogel: zwischen der aufgeteilten Jahrzahl 15 und 46 findet sich ein senkrechtes H, dessen Längsbalken ein A einschließen, das nach oben in ein Kreuz verlängert ist, während der rechte H-Balken oben zu einem F ausgezogen ist. Hirschvogel schrieb sich oft: Hirs-Fogel und hatte im Wappen einen Vogel, der Hirse fütterte. Bei früheren Signaturen fehlt die Aufwärtsführung der von den H-Balken eingeschlossenen A-Spitze zu einem Kreuz, wie dies auch bei den Paracelsusradierungen 1538 und 1540 der Fall ist. Typisch für das Signet Hirschvogels ist seine Einschließung in die halbierte Jahreszahl, was wir auch bei der Paracelsusradierung finden. Ich vermute, daß der Radierer im Vorgefühl des nahen Todes seinem Spätsignet das Kreuzzeichen aufsetzte analog wie Paracelsus sein Wappen mit lauter Kreuzen einrahmte, zum Zeichen, daß er kein Schwarzbündler sei, als den ihn viele hinstellten wie auch seinen Zeitgenossen Agrippa von Nettesheim, dessen schwarzer Pudel von

seinen Zeitgenossen als inkarnierter Teufelshelfer verschrien war wie der Pudel in Goethes Faust.

Bei den ersten Hirschvogel-Radierungen, die phantastisch geformte Gefäßentwürfe betreffen, fallen oft inkorrekte Zeichnungen auf, welche auch bei Menschendarstellungen, speziell der Extremitäten, sofort in die Augen stechen. Während Hirschvogel die Köpfe gut geraten, mißraten ihm alle Extremitäten. Derartige Keulen von Unterschenkeln, wie sie das Concordanzblatt des Kreuzweges aufweist, habe ich bei keinem Kupferstecher, angefangen von Martin Schongauer bis auf unsere Zeiten, gefunden. Geradezu fürchterlich mißraten in den oberen, vor allem den unteren Extremitäten ist das figurale Blatt der nackten Kleopatra in der wundervoll radierten Donaulandschaft. K. Schwarz schreibt hierüber mit Recht: «Die Verzeichnungen übersteigen hier das Maß des Erlaubten in weitestem Umfange. Die linke Hand, welche die Schlange umfaßt, ist überhaupt kein organisches Gebilde mehr und die Wellenlinie des linken Beines, das an ganz falscher Stelle unter dem übergeschlagenen rechten Beine hervorkommt, ist durchaus unverständlich und die Zehen wirken durch die Stichel drucker wie Krallen.» Mir als Anatomen, der äußerst empfindlich auf anatomische Unregelmäßigkeiten reagiert, fällt bei Betrachtung dieser mit Doppelkreuz signierten Aktfigur sofort auf, daß die Unterschenkel keine Innervation zeigen, das heißt wie leblose, gelähmte Flossen daliegen. Das Nämliche ist bei den frühsienesischen Madonnenmalern festzustellen. So besitze ich eine sienesisische Madonna, deren Kopf wunderlieblich gemalt ist wie auch der des Kindes, so daß das Bildnis von Kennern schon dem Simone de Martino (1284 bis 1344) zugeschrieben wurde, jedoch besitzen der linke Unterarm und das linke Bein keine Innervation. Beide hängen wie erschlaft oder paralytisch herunter analog der Zeichnung von Hirschvogel. Offenbar war das Dürersche Meerwunder die figurale Vorlage, während die feingestichelte Donaulandschaft mit der hochragenden Veste an Lautensack gemahnt, wofür Dürer die Nürnberger Burg als Hintergrundmotiv verwandte.

Diese stilkritischen Betrachtungen sind sehr wichtig, um zu einem Entscheid zu kommen, wer der wirkliche Radierer von

Paracelsi echten Porträten ist. Denn neuerdings hat wiederum K. Bittel geglaubt, die von K. Sudhoff als selbstverständlich betrachtete Tatsache der Autorschaft von Hirschvogel bestreiten zu müssen, ohne aber einen andern Autor namhaft machen zu können. Bittels Negationen erwähnt auch die schöne Arbeit von P. Rudolf Henggeler im II. Band der NAP, 1945, Seite 76: «doch lehnt Bittel die Urheberschaft Hirschvogels ab, ohne indessen einen andern Autor nennen zu können». Zu berichtigen ist hiebei auch die Angabe P. R. Henggeler, daß Hirschvogel von 1506—1560 gelebt habe nach Nagler, der hierin irrt. Die richtigen Daten sind, wie oben erwähnt: 1503 bis 1553. *Stilkritisch sind also die Extremitätenverzeichnungen Hirschvogels sehr verräterische Indiziennachweise.* Jedem Betrachter der Paracelsusradierung von 1540 fällt nun sofort die viel zu klein gezeichnete und verzeichnete Hand auf, die ganz typisch für Hirschvogel ist! Typisch für Hirschvogel ist auch die Gewandvereinfachung des Oberkörpers und das Ornamentale der Säulengestaltung. Denn Hirschvogel kam von der figuralen Ornamentenzeichnung her, um sich später der Kartographie zuzuwenden. Hier besitzen wir *stilkritisch* zwei Indiziennachweise, die mich mit Sicherheit auf Hirschvogel als Autor der zwei Paracelsusstiche schließen lassen, wie dies seinerzeit schon Prof. K. Sudhoff mit Recht getan hat. Dazu kommt ferner das oben nachgewiesene Indizium, daß Augustin Hirschvogel 1538 und 1540 die Wege Hohenheims gekreuzt haben muß in Laibach oder Klagenfurt. Hirschvogel war, nach K. Schwarz, sogar mit einer Laibacherin verheiratet. Ferner kommt zu diesen positiven Indizien das negative, daß sich unter den Monogrammist-Verzeichnissen dieser Zeit überhaupt kein zweiter Monogrammist A. H. nachweisen läßt, so daß die Behauptungen Aberle-Bittel völlig in der Luft hängen.

Es bleibt noch übrig den *Gestaltwandel der Hirschvogel-Signatur* nachzuweisen oder plausibel zu machen, wozu wir die Fortsetzung der Schwarzschen Monographie benötigen mit Durchsicht sämtlicher Reproduktionen.

Den Gestaltwandel der Signatur Hirschvogels beleuchtet unter anderem die Bemerkung seines Monographen K. Schwarz,

Seite 55: «Merkwürdig und unerklärlich ist die Inschrift auf den beiden Blumenständern, die die Buchstaben I. S. P. tragen. Die Blätter deswegen einem unbekanntem Monogrammistenzuschreiben, verbietet die Handschrift des Künstlers, die unzweifelhaft auf Hirschvogel hinweist». «Die stilkritische Analyse muß aber, trotz des ungelösten Rätsels, an der Autorschaft Hirschvogels festhalten». Hiemit hätten wir ein schlagendes Analogon für die nur ganz unbedeutenden Differenzen der Signatur für die Früh- und Spätzeit der Hirschvogelschen Radierungen. Grundlegend wichtig scheint mir der hier erstmals gemachte Versuch einer Periodeneinteilung zu sein. Bekanntlich muß die Kunst mit dem Künstler immer nach Brot gehen, das dem Wandervogel Hirschvogel genau so oft mangelte als Paracelsus. Deshalb verlegte er sich wie alle Zeichner seiner Zeit — auch Dürer — auf die Wappenzeichnungen. Hierin findet Hirschvogels Nadelkunst den Höhepunkt ornamentalen Gestaltens, zumal er früher die Wappensteinschneidekunst ausgeübt hatte. Nur sechs der dreiundzwanzig Wappenblätter tragen Hirschvogels Monogramm, vier weitere sind nur datiert, die übrigen lassen sich stilkritisch und historisch auf Hirschvogel bestimmen. Also auch hier zieht Schwarz aus rein stilkritischen Erwägungen heraus den Schluß auf Hirschvogel, wie wir oben getan aus den stets wiederkehrenden Extremitätenverzeichnungen. Oft hat Hirschvogel Aufträge entgegengenommen, nicht nur Wappen, sondern auch deren Träger zu radieren (Schwartz, Beck, der Wiener Erzbischof und andere) analog wie er Paracelsus abkonterfeite. Auch auf den Wappendarstellungen sind die Helmfiguren hölzern unbelebt. Seite 59 bestätigt K. Schwarz unsere am Paracelsus- und Kleopatrabild abgeleitete Behauptung: «besonders die Extremitäten sind Hirschvogels schwache Seite». Zur Kleopatradarstellung bemerkt Schwarz: «die Verzeichnungen übersteigen das Maß des Erlaubten in weitestem Umfang (in bezug auf die Figur, nicht aber der Landschaft), die linke Hand ist kein organisches Gebilde mehr». Auch das streitende Satyrpaar weist «unglaubliche Arme und Hände» auf, genau wie bei den Paracelsusradierungen. Ferner Seite 60: «Die heroische Judith krankt ebenfalls an Händen und Füßen», ferner «die Bildnisse leiden

an einer gewissen Steifheit und Härte», «die Primitivität der Personenwiedergabe wird durch reiche Ornamentik in einen monumentalen Gesamteindruck hinübergerettet»

Auch Hirschvogels «Concordantz und Vergleichung des alten und neuen Testamentes» anni 1550 zeigt das oben analysierte Spätsignet mit dem aufgesetzten Kreuz, das aus der A-Spitze herauswächst. Anlässlich der Vermessung der Stadt Wien durch Hirschvogel, hat er sich porträtiert als Geometer und Kartographe. Der radierte Plan zeigt die Jahrzahl 1547, das Porträt kein Signet, jedoch die Jahrzahl 1548 und im Stile der Zeit den Spruch: *Circulus mensurat omnis*. Bedeutungsvoller für unsere Untersuchungen sind die Graphischen Einzelblätter Augustin Hirschvogels, die wir in der Monographie von Schwarz in bunter Fülle studieren können, was auch ein treffliches Licht auf die Darstellungen Paracelsi wirft. K. Schwarz äußert sich über Hirschvogels Graphische Einzelblätter wie folgt: Vergewenwärtigt man sich die Gesamtheit der Hirschvogelschen graphischen Blätter, so ist man erstaunt über die Fülle der Motive und die verschiedenen Gattungen der Darstellung, die sich der Künstler zum Vorwurf genommen hat. Von den einfachsten geometrischen Zeichnungen, handwerklichen Vorlagen und gewissenhaft bearbeiteten Landkarten bis zu den künstlerisch feinfühligsten Landschaften und den phantastischsten Gebilden einer regen Erfindungsgabe werden wir in diesen ungefähr anderthalbhundert Blättern geführt, die in schneller Folge entstanden sein müssen. Vor seinem Weggang von Nürnberg hatte Hirschvogel die Graphik noch nicht in sein Arbeitsprogramm aufgenommen. Er scheint erst durch seine Tätigkeit als Kosmograph auf sie gekommen zu sein, so daß die Radiierungen zur Geometrie 1543 seine ersten Radierversuche darstellen(?). Da die Kupferplatten keine größere Auflagezahl zuließen, weil der Neuling in der Nadeltechnik analog Schon-gauer zu wenig tief stichelte, um eine kräftigere Ätzung zu erzielen, folgte bald eine Holzschnittausgabe. Bei der Durchsicht der radierten Geometria bemerkt man, daß der Strich an manchen Stellen aussetzt, daß also die Wirkung des Scheidewassers keine gleichmäßige war. Aber schon im folgenden Jahr ist eine völlige Beherrschung der Nadeltechnik feststellbar. Die Radie-

rung muß ihm besonders zugesagt haben; denn er stürzte sich mit solchem Feuereifer darauf, daß schon das erste Jahr 37 Blätter aufweisen kann. In den wenigen Jahren, die dem Künstler noch beschieden waren, schuf er die erstaunliche Zahl von dreihundert Radierungen. Hirschvogel bediente sich ausschließlich des Ätzverfahrens. Nur stellenweise wandte er den Stichel an, um eine Kontur hervorzuheben. Seine Stichelführung ist ungeschickt und hart. Die Dissonanz dieser starken Linien wirkt oft beleidigend und gemahnt in ihrer Derbheit an die Schwarzlotzeichnung und Bleiverglasung von Glasscheiben, die er früher in Nürnberg praktiziert hatte. Seine Nadel dagegen gleitet leicht und zart über die Kupferplatte, so daß er — besonders in seinen Landschaftsblättchen — oft bezaubernde Wirkungen hervorbringt wie der Frühromantiker Lautensack. Auffallend sind die vielen Gegendrucke, die von Hirschvogelschen Radierungen existieren. Das Verfahren des Abklatsches von einem noch feuchten, frischen Blatte war nichts Neues. Hirschvogel hat den weitaus größten Teil seiner Radierungen signiert und datiert. Meistens steht das aus den Buchstaben A (ugustin) H (irsch) F (ogel) zusammengesetzte Monogramm zwischen je zwei Ziffern der Jahreszahl; einige Blätter tragen nur die Jahreszahl ohne das Monogramm. Die undatierten und nichtsignierten Blätter sind aber in der Strichführung derartig charakteristisch, daß sie von den Werken der Zeitgenossen streng geschieden werden können, *was auch für die Paracelsusradierungen gilt.*

Interessant ist auch das Schlußurteil von K. Schwarz über die Porträtkunst des Augustin Hirschvogel: «die Zeichnung des Selbstporträtes beweist, daß der Künstler bei einiger Konzentrierung auch auf dem Gebiete des Porträts Gutes zu leisten imstande war und Fehler nicht seinem Unvermögen, sondern einer interesselosen Flüchtigkeit zuzuschreiben sind». Offenbar hat ihn der Ruf und Kopf Paracelsi interessiert, so daß hierin eine recht gute Leistung zu erblicken ist. Das Gleiche gilt nicht, wie schon bewiesen, vom figuralen Aktzeichnen, worin er völlig versagt. Hingegen die Landschaft hat Hirschvogel zum wirklich großen Künstler gemacht. Fünfunddreißig Blättchen sind uns mit den lieblichsten und abwechslungsreichsten Natur-

darstellungen bekannt, die ihm in der Kunstgeschichte einen ehrenvollen Platz gleich Altorfer, Lautensack, Huber sichern. Hier wird seine oft ungelenke Nadel leicht und beredt, das Handwerkliche ist geschwunden und eine frei schaffende Künstlerseele spricht überzeugend zum Beschauer. Diese feinen, stimmungsvollen Blättchen im Querformat, das Hirschvogel inaugurierte, bekronen in ihrer technischen Vollkommenheit auch inhaltlich das radierte Werk des Meisters, die ihn in die Reihen der hervorragenden Graphiker des 16. Jahrhunderts weisen.

Handzeichnungen sind nur wenige von Hirschvogel erhalten. Auch sie beurteilt Schwarz wie die Radierungen: seine Menschen sind ungenau und oft fehlerhaft gezeichnet, denn auf Anatomie legte er keinen Wert und ging skrupellos über die schlimmsten Verzeichnungen hinweg. Die figürliche Darstellung war stets seine schwache Seite. Tiere glückten ihm besser und interessierten ihn mehr. Dagegen erfährt die Landschaftsdarstellung — ein von Altorfer der Kunst neuerobertes Gebiet — durch Hirschvogel eine Bereicherung und Weiterbildung in Perspektive und Tönungen. Hingegen war die Menschendarstellung Hirschvogels schwache Seite, weil dem ursprünglichen Kunsthandwerker die gründliche Schulung fehlte. Wichtig für die Paracelsusradierungen, weil absolut zutreffend und auf Hirschvogelweisend, sind die Urteile des Kunsthistorikers Schwarz: «Seine Gestalten sind klein und gedrungen, erinnern an gestellte Holzpuppen, ihre Proportion ist mehr dem Zufall überlassen als auf Grund konstruktiver Berechnung entstanden. Die bekleideten Figuren stecken meist unbeholfen und steif in ihren Gewändern, die an Schultern und Knien unordentlich herumhängen. Mit einer gewissen weisen Beschränkung verdeckt er die Hände und Füße, wo sie aber in die Erscheinung treten, müssen sie als gänzlich mißglückt angesehen werden.» Man betrachte nach dieser Definition die Hände Paracelsi, die völlig disproportioniert, zu klein, gezeichnet sind. Um Hohenheims Bildnis richtig zu werten, folge noch das Urteil von Schwarz über die Bildnisse, wo er eine gewisse Leere findet. «Der Strich ist zu hart und schwerfällig, um in die großen Flächen Leben hineinzubringen. Der Kontur

wirkt oft mit schneidender Schärfe, so zum Beispiel an Stirn und Nase». Eine Weiterbildung in Wien war ihm nicht möglich, weil die damaligen Kunstzentren Augsburg, Nürnberg und Regensburg waren. In Augsburg, das Kaiser Maximilian immer wieder aufsuchte, um Aufträge zu vergeben, waren Burgkmaier und Hopfer, in Nürnberg der Dürerkreis mit den Kleinmeistern Hans Sebald und Bartel Beham, Aldegrever, Pencz und der Meister der Landschaft: Albrecht Altdorfer, der Begründer der Stimmungslandschaft ohne figurale Staffage. Man möchte versucht sein, Hirschvogel als Schüler des Regensburger Meisters Altdorfer zu betrachten, nicht nur in technischer, sondern auch in persönlicher Beziehung. Auch Wolf Huber von Paßau mag ihm auf seinen Reisen von Nürnberg über Regensburg nach Laibach und Wien begegnet sein. Neben Altdorfer ist er mit Hirschvogel der bedeutendste Vertreter der Donauschule und wohl Altdorfers Schüler gewesen. Doch bestehen zwischen ihnen große Unterschiede: Altdorfer war ein romantischer Phantast und Huber ein Realist mit modernem Gefühl für landschaftliche Heimlichkeiten. Daraus resultiert der enge Zusammenhang der Donauschule mit der Hirschvogelschen Kunst. Hirschvogel hat oft direkt nach Zeichnungen des Paßauer Landschaftsmeisters Wolf Huber gearbeitet. Heute werden als die hervorragendsten Vertreter der sogenannten «Donauschule» Altdorfer, Huber und Hirschvogel angesehen. Lautensack wirkt kurze Zeit in Wien als Graphiker, um sich hernach nach den Niederlanden zu begeben. Virgil Solis und der Winterthurer Jost Ammann treten in die Fußstapfen von Hirschvogel, denen wir zahlreiche Überarbeitungen der Hirschvogelradierung von Paracelsus zu verdanken haben.

Alle hier zusammengetragenen Argumente sprechen für die Autorschaft von Augustin Hirschvogel der beiden Paracelsus-Radierungen von 1538 und 1540, mithin für die Richtigkeit der Sudhoffschen Annahme. Neue Untersuchungen über den Gestaltwandel des Signets von Hirschvogel sollen den letzten vollgültigen Beweis hiefür erbringen. Diese Arbeit steht noch aus. Denn weder Bartsch noch Nagler (die Monogrammisten), noch der letzte Monograph von Augustin Hirschvogel, Karl Schwarz, haben sich mit dieser Frage befaßt. Die Monographie

von Schwarz ist leider zu wenig umfassend, speziell in bezug auf die Frühwerke, um gültige Schlüsse zu ziehen. Neue Archivstudien, speziell der Kupferstichkabinette der Albertina und der alten k. k. Hofbibliothek sind notwendig. Vorgreifend möchte ich jedoch betonen, daß mehrfache Signetwandel bei verschiedenen Graphikern nachweisbar sind, angefangen von den sogenannten Nürnberger Kleinmeistern bis auf die Graphiker unserer Tage.

Dr. J. Strebel.

WANDERWEGE DES PARACELSUS

VON 1512 — 1525

Vortrag

gehalten während der Generalversammlung der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft, zur Feier des 450. Geburtstages des Paracelsus, in Einsiedeln im St. Benediktssaal des Klosters, Sonntag, den 12. Dezember 1943

Im Jahre 1512 nahm ein Schweizer Student, Philipp Theophrast von Hohenheim, später Paracelsus genannt, Abschied von seinem Vater, einem Stadtarzt in der kleinen Draustadt Villach. Der junge Student begab sich auf ferne Reisen, um die wahre Kunst der Medizin zu suchen und weitere Erfahrungen zu sammeln.

Sein Weg führt ihn durch eine andere Draustadt, Spittal, dann nach dem Bad Gastein, wo den jungen Mediziner die heute als radio-aktiv bekannten Quellen besonders interessierten; durch einen Teil des Salzburger Kreises nach Innsbruck und schließlich nach dem Brenner-Paß.

Nach dem Brenner-Paß lagen dem jungen Schweizer das Etschland und Italien, das Italien der Renaissance, weit offen.

Wir werden Hohenheim auf seiner großen Wanderung zwölf lange Jahre folgen. Vorerst möchte ich bemerken, daß beinahe alle von mir angegebenen Städte, alle von mir bezeichneten Länder, auf den Angaben der Originalschriften des Paracelsus beruhen, wie sie von Professor Karl Sudhoff herausgegeben worden sind¹. Und noch etwas: Wenn man die lange Wanderung des Paracelsus betrachtet, so wirkt es fast dramatisch, daß die markantesten Meilensteine seines Weges den jungen Studenten durch die Flammen und Greuel der Kriege führten, als ob er ein Schweizer Arzt wäre, der heutzutage im Dienste des Roten Kreuzes und der Menschlichkeit sich nach den Gegenden begeben, wo es am meisten zu helfen, aber auch zu lernen gibt.

Nach dem Brenner-Paß ritt Hohenheim durch die Städte

¹ Für die wissenschaftliche Basis mit den genauen Quellenangaben siehe Beilage I.

Brixen, Bozen, Trient, Verona, dann am Gardasee entlang, durch die Lombardei und kam anfangs 1513 nach Mailand.

Was war inzwischen auf militärpolitischem Gebiete geschehen?

Am 29. Dezember 1512 zog der Herzog Maximilian von Sforza nach Mailand ein, der Schützling der Eidgenossenschaft. Der Herzog bestieg den mailändischen Thron «dank der Schweizer Macht und Gunst». Die ganze Lombardei wurde von den Schweizern besetzt. Paracelsus spricht auch in seinen Schriften von den vielen Schweizern in Mailand, und von ihren Verbündeten, den kaiserlichen Truppen.

Von Mailand aus besuchte er Pavia, von den Schweizern besetzt, und wahrscheinlich das berühmte Karthäuserkloster, wo, wie man sagte, seit uralten Zeiten merkwürdige Medizinrezepte und Heilmittel verwahrt wurden. Dann ritt der junge Hohenheim nach Mantua, ebenfalls von den Schweizern besetzt, von da nach Padua. Die Universität von Padua war damals in einem blühenden Zustande und der Lieblingssort für das Doktorieren der deutschen Studenten. Hohenheim blieb aber in Padua nicht lange und ritt diesmal nicht weiter nach Venedig. Er kehrte nach dem Süden um und gelangte nach Ferrara. Es waren nämlich inzwischen unter den Schweizern und Venezianern Zwistigkeiten entstanden wegen des genannten Herzogs Maximilian.

In Ferrara waren verschiedene Schweizer Studenten versammelt, von denen Paracelsus schon einige in Mailand kennen gelernt hatte. Doch war dies nicht der Hauptgrund seiner Reise nach Ferrara. Diese Stadt war nämlich zu jener Zeit noch immer als ein Glanzpunkt des Humanismus und der frühen Renaissance bekannt. Unter der Führung des Herzogs Alfonso I. von Este und seiner Gemahlin, Lukrezia Borgia, blühten in Ferrara die Künste und Wissenschaften auf. An der Universität waren berühmte humanistische Professoren tätig, so z. B. Leonicino und Menardos, deren Vorlesungen Hohenheim auch genossen hatte. Er wird wohl in Ferrara Ende 1513 oder früher in demselben Jahre angekommen sein, sonst hätte er Menardos Vorlesungen nicht hören können, da, wie wir wissen, Menardos im Jahre 1514 schon in Ungarn tätig war.

In Ferrara also studierte Hohenheim und doktorierte im Jahre 1515²: «unter dem löblichen Gewölbe der Anatomie zu Ferrara».

Was war inzwischen weiter auf dem militärpolitischen Gebiete geschehen?

Im September 1515 wurde die Schlacht von Marignano geschlagen, und die politische Macht der Eidgenossenschaft, ihr Einfluß auf die groß-europäische Politik zunichte gemacht. Dafür aber wurden die Schweizer als nicht-politische, tüchtige und tapfere Menschen überall gerne gesehen, besonders die schweizerischen Söldner, Ritter und auch Ärzte. Trotz des Bündnisses mit dem französischen König, waren die Schweizer nun überall zu finden, sogar bei den kaiserlichen Truppen, aber auch in Rom, in Dänemark und ebenso auf der Insel Rhodos bei den Johanniterrittern. Dem jungen Schweizer Medicus Paracelsus stand also für seine weiten Reisen die ganze Welt offen. Er blieb auch nicht mehr lange in Ferrara. In demselben Jahre, 1515, begab er sich weiter nach dem Süden, erst nach Bologna, mit der altberühmten medizinischen Fakultät, dann nach der berühmtesten Medici-Stadt Florenz, hierauf nach der andern Universitätsstadt Siena und schließlich nach Rom.

Es ist beachtenswert, daß Paracelsus sich kein leichtsinniges Wort gegen den Papst und die Römer Geistlichen erlaubt, so z. B. schreibt er: «Wenn Du für Deinen Papst den reichen Kaufmann Fugger gewählt hast, dann brauchst Du zum Papst nach Rom nicht zu wandern.» Dagegen berichtet er über die Verhältnisse in der römischen Universität ganz schroff: «Es gibt viele deutsche Narren, die nach Rom kommen, um da mit dem Doktorhut gekrönt zu werden. Sie denken, sie würden vom Heiligen Geiste selbst gekrönt. Doch das stimmt nicht. Da (in der Universität) ist kein Heiliger Geist zu finden. Da haust der Teufel selbst.» Mit Entsetzen spricht er von der Art und Weise, in welcher in Rom die Verwundeten und Kranken behandelt werden.

Nach der römischen Universität kommt ein kleines Idyll in der ruhigeren Stadt Arpinum, dem Geburtsort des Cicero. Pa-

² Vide «Geschichte der Medizin», von Th. Meyer-Steineg und Karl Sudhoff (Jena, 1928), S. 273.

³ Vide Sudhoff: Bd. VI. 337 (Von Blattern etc., Kolmar 1528).

racelsus hat sich mit Cicero geistig verwandt gefühlt. Zuweilen spricht er von sich als einem Mitbürger des Cicero und unterschreibt sogar als «Bürger der Stadt Arpinum».

Von da, via Capua, begibt er sich nach Neapel und findet dort eine bunte Menge von Söldnern, Marketendern, den Soldatenweibern und allem möglichen Gesindel von allen Ländern des Kontinents. Unter dieser leidenschaftlichen Militärmenge beobachtet er die schreckliche Seuche der Zeit, eine besonders virulente Syphilisform. Er meinte auch, diese bösartige Krankheitserscheinung wäre durch das Zusammenprallen der unzüchtigsten Soldatenscharen gerade in Neapel entstanden.

In der Nähe liegt die Stadt Salerno, damals für das in Europa älteste Apothekerwesen bekannt, ebenso für eine gute anatomische Schule. Doch war Paracelsus von den salernischen Gelehrten und ihren Schülern scheinbar sehr enttäuscht. Für «das Richtige» hätten sie «keinen Verstand».

Sein Weg führt ihn weiter nach Süden, nach Sizilien, wo er den Feuerberg, den Ätna, beobachtete. Darüber hatte er später auch viel Interessantes zu erzählen. Von Sizilien aus, auf dem heute noch üblichen Seeweg, begab er sich nach Genua, von da, via Marseille, nach Montpellier.

Diese alte französische Stadt war für ihre berühmteste Ärzteschule des ganzen Mittelalters und ebenfalls für ein hoch entwickeltes Apothekerwesen bekannt. Sie galt dazu als der Sitz einiger «Adeptenschulen», die, wie es verlautete, geheime Medizinlehren und Heilmittel der alten Gelehrten verwahrten⁴. Von diesen geheimen Gesellschaften offenbart Paracelsus nichts⁵. Er hat sein Schweigen, was dieselben anbelangt, erst später, nach seinem Besuch in St. Gallen gebrochen. Von den MontPELLIER-

⁴ Vergl. «Das Ander Buch der großen Wundartzney. Das fünfft Capitel. Wie durch die alten Künstler / und nachtrachtung der gesundheit / etlich peinliche Kunst erfunden sind... Die Magnalia der Artzney eröffnet und erfunden» etc. (S. 6 u. 7). (Kantonsbibliothek Luzern.)

⁵ Ihre Existenz und «wunderbarliche» Entdeckungen, die er auch gelernt aber nicht erzählt hat, erwähnt Paracelsus deutlich am Anfange des ersten Kapitels des ersten Teils des dritten Traktats, «Großer Wundartzney II. Theil» (Seiten 80, 81 u. 82). (Kantonsbibliothek Luzern.)

schen Doktoren hatte er aber ziemlich viel zu sagen, vielmehr zu schimpfen. Er meinte, die Montpellierischen Doktoren bildeten sich ein, sie wüßten alles besser als alle andern Doktoren der Welt, dabei wären sie in der Tat höchst unwissend. Die Montpellierischen Apotheker gefielen ihm ebensowenig: «Die besudelten Apotheker von Montpellier bereiten ihre Rezepte aus Mist und haben von Anstand und Wissenschaft beinahe alles vergessen.»

Von Montpellier bringt ihn der alte Römerweg am Mittelmeer entlang vom französischen Midi nach Catalonien, nach Barcelona und dann weiter, der Küste entlang, nach Cartagena in Murcia. Er fand den Hafen von Cartagena in großer Bewegung. Kriegsschiffe wurden bereitgestellt, Soldaten gesammelt, Söldner gesucht und Militärärzte begehrt. In diesem Jahre, 1517, begann Spanien den Feldzug gegen Algier. Es war eine ausgezeichnete Gelegenheit für den jungen Arzt, sein Reisegeld zu verdienen und etwas Neues zu sehen und zu lernen. So fuhr er mit den spanischen Soldaten via Oran, dann noch spanisch, nach der Berberei, über welche er später auch einiges zu berichten wußte. Im Jahre 1518 wurde der Sultan von Algier gefangen genommen und enthauptet. Die meisten spanischen Truppen und mit ihnen Paracelsus kehrten zurück, der größte Teil wahrscheinlich via Almeria, von wo Paracelsus bequem seine Reise nach Granada, Cordoba und Sevilla fortsetzen konnte.

Es wurde damals gesagt, daß im spanischen Süden, noch unlängst unter arabischer Herrschaft, im Geheimen alt-rabbinische und orientalische Medizinschulen ihre verborgene Tätigkeit noch immer ausübten. Ob Paracelsus in solchen Schulen gewesen ist, ob er da einige von den geheimgehaltenen Heilmitteln erfahren hat, wie er sie später, z. B. in Paris, verwendete, wissen wir nicht. Es ist aber gut zu betonen, daß Paracelsus über die spanischen Gelehrten, Ärzte und ihre Schüler keine übliche schonungslose Kritik führt^o.

Von Sevilla auf dem Seewege begab er sich nach Lissabon⁷.

^o Obwohl er sich darüber wundert, daß man von den Griechischen Schriften in Granada (ebenso in Cartagena) beinah so viel wie von den «Evangelisten» hält. (Vide die Große Wundarznei, III. Teil; R i i j.)

Hier möchte ich einen kuriosen Umstand erwähnen. Im Jahre 1521 wurden die Philippinen von Maghellan entdeckt. Im Norden der Philippinen liegt eine Inselgruppe, die als Paracelsus Inseln benannt wurde. In den Jahren 1517 bis 1518, also zu der Zeit des paracelsischen Aufenthaltes in Spanien, war Maghellan auch da. Verwundet und krank wurde er in Spanien behandelt und geheilt. Es fragt sich nun, hat er etwa damals Paracelsus getroffen?, hat ihn vielleicht Paracelsus behandelt...?

Lissabon war zu seiner Zeit eine höchst interessante Stadt. Nach dort kamen die Entdecker der «Inseln» der Neuen Welt und auch die kühnen Entdecker der neuen Routen nach dem alten Osten. Da konnte man die Indianer aus dem Westen beobachten — die Existenz der indianischen Seele wurde in Lissabon heftig diskutiert — und auch die Inder aus Kalkutta, vor allen Dingen aber neue Gewürze, Pflanzen, Kräuter und Heilmittel. Paracelsus blieb scheinbar längere Zeit in Portugal. Er spricht von seinem «Wandern» in diesem Lande. Dieses Wandern brachte ihn schließlich nach Spanien zurück, und zwar nach Santiago de Compostela⁷. Mit Entrüstung schreibt er davon: «Nach Santiago kommen die Pilger, um unter dem Schutze des heiligen Apostelgrabes ihre schmutzigen Geschäfte abzuwickeln.»

Von Santiago begibt er sich nach León. Diese Stadt war zu jener Zeit für ihre sogenannten «kabalistischen» Gelehrten be-

⁷ Zeitbeobachtungen in Portugal. (Vide Philosophia Magna. Cöln. 1567. S. 215): «Portugalischer Montag zwölff tag nach dem orientischen» (Moskau).

⁸ Es ist bemerkenswert, daß damals eine Verbindung der Einsiedeln-Wallfahrt mit der nach Santiago de Compostela bestand; als Hermann König von Vach im Jahre 1495 «die walfart und Straß zu sant Jacob» herausgab, nahm er Einsiedeln zum Ausgangspunkte der Fahrt. Tatsächlich war Einsiedeln schon sehr frühe ein internationaler Wallfahrtsort. Ein Plan wurde sogar im Kanton Aargau gefaßt, eine Herberge für arme und kranke Einsiedeln-Pilger, die ebenso nach Jerusalem, Rom und Loreto wallfahrteten, zu gründen (siehe Beilage II). Paracelsus' Vater konnte wohl seinem Sohne vor dessen großer Reise über die sogenannten Pilgerstraßen gute Auskunft und, möglicherweise, auch Empfehlungen mitgeben.

kannt. In diesem Bezug muß es erwähnt werden, daß man damals unter der kabalistischen Weisheit, die ja Paracelsus für die Ärzte als notwendig bezeichnete, nicht nur eine hebräische Überlieferung, sondern alle von den alten Zeiten erhaltenen geheimen Wissenschaften verstand, die vor der gewöhnlichen Welt zu verbergen und nur den Würdigen zu eröffnen wären.

Von León begab er sich nach Salamanca, mit der alten berühmten Universität, dann nach Valladolid, mit einer ebenso berühmten Hochschule; weiter nach Zaragossa, auch mit einer bekannten Universität, und schließlich durch Navarra und den Pyrenäen-Mittelpaß nach Toulouse.

Toulouse war damals für ihre medizinische Fakultät bekannt und auch als der Sitz, seit dem 12. und 13. Jahrhundert, gewisser gnostischer Gesellschaften. Von diesen geheimen Versammlungen, wie überhaupt über Toulouse, hat Paracelsus wenig zu sagen.

Um so mehr spricht er aber über Paris, wo wir ihn bald nachher finden. Die Pariser Universität war *die* orthodoxe Hochschule der Zeit. Die mittelalterlichen Dogmen und Rezepte waren für die Pariser Ärzte unantastbar, heilig. Wie wir aus den Paracelsus-Schriften wissen, war er in Frankreich, also in Paris, als Mediziner tätig. Es waren ihm da auch außerordentliche Heilungen gelungen, so z. B. kurierte er einige schwere Krebsfälle, welche von den Pariser Doktoren als unheilbar erklärt worden waren. Mit welcher Medizin machte er das? Er selbst schreibt unter anderem*: «Diese Medizin ist die philosophische Tinktur, die wirkt wie ein Feuer, das alles verzehrt was es anrührt... Diese Medizin muß in einem Behälter zusammengeballt werden und in kleinsten Dosen verwendet, sonst zerstört es alles.» Es ist hier von Interesse zu bemerken, daß der andere moderne Herausgeber der Paracelsuswerke, Dr. Aschner, es scheinbar für erwiesen hält, wenigstens für ihn selbst, daß Paracelsus das Verfahren kannte und verwendete, was wir heute als Radiobestrahlung bezeichnen¹⁰. Wie dem auch

* Vide Sudhoff: Bd. XIV. 399. Vergl.: *Astronomia magna* (in Verlegung Hieronymi Feyerabends. Anno MDLXXI), Blatt 45 b.

¹⁰ Vide Aschner: Bd. III. S. XXI. und XXVI. beispielsweise. Vergl. auch: «Ander Theil der großen Wundartzney» (S. 70 b u. 71 a):

sei, waren seine Heilmittel und Methoden für Paris neu und gefielen schon deshalb den Pariser Doktoren nicht. Sie machten ihm das Leben während seines Aufenthaltes in Paris bitter. Sie verfolgten ihn während seines ganzen Lebens, sogar nach seinem Tode. So war z. B. ein Erlaß der Pariser Universität erschienen, der es verbot, unter Androhung der Zurückziehung des Doktorgrades, die paracelsischen Heilmittel und Methoden anzuwenden. Paracelsus schonte auch seinerseits die Pariser nicht. Er schimpfte über sie ungeniert, zuweilen in der größten Form. Man spürt, er war nicht nur enttäuscht, er war entrüstet und empört.

In dieser düsteren Stimmung fuhr er weiter, und zwar durch Calais, damals noch englisch, nach Dover. Zu dieser Zeit, Ende 1518 oder anfangs 1519, herrschte ja zwischen Frankreich und England Frieden und Freundschaft. Es ist wohl auf dieser Überfahrt, daß Paracelsus die üblen Wirkungen des stürmischen Seeganges erfahren hat. Er schreibt nämlich in seiner schroffen Weise: «Wenn Du auf dem hohen Meer bist und nicht kotzen willst, nimm sal peregrinorum» und hinterläßt uns ein Rezept, die erste Medizin gegen Seekrankheit¹¹.

Und so kam er an die weißen doverischen Küsten, die er auch in seinen Schriften als Kreidefelsen erwähnt, dann nach London.. Er schreibt von Anglia und seinem weitem «Wandern» in England. Nach diesem Wandern gelangt er nach Irland¹² und dann für eine kurze Zeit nach Schottland. — Hier ist etwas Merkwürdiges zu notieren. Er besucht die berühmte Oxford-Universität nicht; er spricht von den alt-schottischen Universitäten auch nicht, jedoch wird die Stadt York erwähnt, ein Zentrum des Wollhandels. Er schreibt von den englischen Gelehrten, von den englischen Doktoren und ihren Schülern überhaupt nicht, auch nicht von der Medizin. Kaum notiert er ein passant einige Beobachtungen und Heilungen, die ihm in England ge-

«Alchimistische bereitung... die funcken vom Mercurio genommen.» «So hat Gott auch unsichtbar beschaffen (Feuer) / also das ein Glid hinweg brennen / unnd gleich in derselbigen Ursache ein Wirkung ist / als hett es der Stral anzündet.»

¹¹ De Praeparationibus (Aschner; Bd. III. S. 207).

¹² Über «Hibernia» vide auch Philosophia Magna, S. 215 (Ph. M./ gedruckt zu Cöln / bey Arnoldi Byrckmans Erben. 1567).

lungen wären. Dagegen spricht er aber über die englischen Tücher. So meint er später: «Auf dem Kontinent versuche man, englische Tücher nachzuahmen, doch das gelinge ihnen nicht...» Vor kurzem wurden in St. Gallen merkwürdigerweise zwei Tuchfärberezepte in paracelsischer Handschrift gefunden. Es ist noch zu bemerken, daß der spätere Nachfolger des Paracelsus, der sogenannte Goldmacher von Berlin, Thurneysser, der die paracelsischen Schriften und Rezepte genau studiert hatte, es versuchte, in Basel eine Tuch- und Färbereigesellschaft zu gründen. Dabei sollen bei einem Brande viele Rezepte verlorengegangen sein. Und weiter: Von London begibt sich Paracelsus scheinbar direkt nach Brügge in Flandern, dem größten Woll- und Tuchhandelszentrum der damaligen Welt. In der Vorrede zu seiner großen Wundarznei schreibt er unter anderem: er wäre zu einer gewissen Zeit von der medizinischen Kunst und ihren Exponenten so enttäuscht geworden, daß er die Medizin ganz allein ließ und «in andere Händel gefallen wäre». Es fragt sich nun, ist es nicht vielleicht die Reise in England, welche er (nach der Enttäuschung seines Besuches in Paris) als diese Periode des Ablassens von der Medizin bezeichnet? Und diese «andern Händel», ist es vielleicht der englische Woll- und Tuchhandel? Möglicherweise, haben diese andern Händel ihn auch in Beziehung zur Hansa gebracht? Diese Beziehungen hätten ihm selbstredend seine folgenden Reisen, besonders auf dem Baltischen Meer, viel erleichtert. Genauer über dies alles wissen wir zurzeit noch nicht...

Hier erlaube ich mir noch einen Seitensprung: Es wird zuweilen behauptet, Paracelsus hätte die Zinngruben von Cornwall besucht. Diese Gruben waren ja seit alten phönizischen Zeiten in Spanien gut bekannt. Auch spricht Paracelsus im allgemeinen über die Zinngruben, doch nicht über die Cornwall'schen. Wie es nun geschieht, liegt mein Gut im Westen Englands, gerade in dem Distrikt, in dem sich diese Gruben befinden. Auf dem Gut selbst liegt eine alte, nicht mehr bearbeitete Zinngrube. Das Volk in der Nähe, ausgesprochen keltisch, hat eine Sage darüber zu erzählen. Vor vielen Jahrhunderten wäre nach dort aus Spanien ein kleiner Doktor gekommen, der verschiedene wunderbare Heilungen vollbracht, die Gruben ebenfalls besichtigt und ein

Verbot gelegt habe: «Die Schätze dieser Grube gehören den kleinen Waldmenschchen. Man solle die Grube nicht mehr bearbeiten. Tut man das, so befällt England ein Unglück.» — Die Grube wurde am Anfang des letzten Krieges geöffnet!

Nun, lassen wir die Vermutungen und folgen Paracelsus auf einem festern Boden. Nach Brügge in Flandern begibt er sich durch Hennegau (Mons) nach Brabant (Bruxelles), auch einem großen Woll- und Tuchhandelszentrum. Allerdings besucht er inzwischen die Universitätsstadt Louvain und kommt dann nach Antwerpen. Über Antwerpen sagt er: «Da kannst Du auf den Marktplätzen mehr lernen als in den deutschen und welschen Hochschulen.» Von Antwerpen reist er nach Zeeland, und nun ist er in Holland und in den Niederlanden.

Wir wissen nicht genau, in welchen Städten er in den Niederlanden gewesen ist. Von Haag, Leiden und Amsterdam spricht er gar nichts. Dagegen berichtet er von Geldern (Arnhem) und von Deventer, wo Erasmus zur Schule gegangen war, von Zwolle, wo in der Nähe Thomas a Kempis gepredigt hatte und gestorben war, und endlich von Friesland. Vor allen Dingen spricht er aber von den Niederländischen Kriegen, an denen er teilgenommen hätte. Was für Kriege waren das in den Niederlanden im Jahre 1519, dem Jahre der Kaiserwahl?

In diesem Jahre wurden nämlich die Gegner der sogenannten Burgundischen Erben, also Karl V., besonders rührig. Der Hauptgegner der Burgundischen Erben in den Niederlanden war der mutige Herzog von Geldern. Er zog mit seiner Reiterei gegen die den Burgundern treuen Städte, verwüstete und verbrannte alles auf seinem Wege. Mehr als das, unter seinem Einfluß wütete in diesem Jahre in Friesland auch ein Bürgerkrieg. Es sind wohl diese «niederländischen Kriege», an denen Paracelsus, selbstredend als Militärarzt, teilgenommen hat. Er mußte Holland scheinbar ziemlich rasch verlassen . . .

Auf dem kurzen Seewege kam er in die Elbemündung und besuchte dann die drei bedeutenden Hansastädte Hamburg, Lübeck und Rostock, von wo er, gleich wie heute, mit der Fähre nach Dänemark, nach Kopenhagen, fuhr. Dänemark fand Paracelsus auch «im Zeichen des Krieges», und zwar mit Schweden. Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts versuchte

Schweden sich von der Union mit Dänemark und Norwegen loszumachen. Der Bruderkrieg wütete die ganze Zeit, bis es im Jahre 1518 dem dänischen König Christian II. gelang, die Schweden vernichtend zu schlagen. Im Jahre 1519, als Paracelsus nach Dänemark kam, ging der kleine Bruderkrieg noch weiter, doch anfangs 1520 wurde Christian II. endlich von den Schweden als ihr König anerkannt. Mit seinen siegreichen Truppen zog Paracelsus nach Stockholm. Er hat am Hofe des dänischen Königs viel Glück gehabt. Zu ihm war die Mutter der königlichen Geliebten sehr wohlwollend. Er wurde zum Leibarzt ernannt und, wie man sagt, mit einer Goldkette belohnt. Er wurde auch mit der Reform der dänischen Apotheken beauftragt.

Von Stockholm aus benutzte Paracelsus die Gelegenheit, den hohen Norden zu investigieren oder, wie er schreibt, Beobachtungen in «mittnächtlichen Landen» zu machen. Damals schon erzählte man von großen Schätzen und reichen Erzgruben, die sich im hohen Norden¹³ befänden. Nach einem kurzen Besuch der Universitätsstadt Upsala und in Fallun mit den berühmten Kupfergruben, durchstriefte er schwedisches Lappland, einen Teil Norwegens bis nach Finmark, und dann durch das finnische Lappland kam er zurück nach Stockholm.

Man wird sich vielleicht fragen, wie war es denn möglich für den Doktor, eine so scheinbar lange und vielleicht gefährliche Reise binnen einer so kurzen Zeit zu machen. Doch war die Reise weder lang noch beschwerlich. Heutzutage, wie auch damals, fährt man im Norden mit den Schlitten schnell und bequem. Jetzt noch schickt der schwedische König von Zeit zu Zeit einen von ihm beauftragten Arzt nach dem hohen Norden zu den Lappen, als Zeichen seiner monarchischen Gunst¹⁴. Paracelsus hatte aber eine besonders günstige Gelegenheit zu die-

¹³ «Die Region Arcticam» etc. («Das Buch Meteororum, Gedruckt zu Cöln / bey Arnoldi Byrckmans Erben. Anno 1566.» — S. 33; über Winde.) Vergl. auch: «Also ist hie tag / am andern ort nacht» etc. (Philosophia Magna. Cöln / bey Byrckmans. Anno 1567. — S. 215. «Temporum und locorum vicifritudo.» (Mitternächtländer-Gewächse.)

¹⁴ Wie es z. B. Dr. Axel Munthe in seinem Buch von San Michele charakteristisch erzählt.

sen Reisen, da es doch die Zeit einer perfekten Union zwischen Dänemark, Norwegen, Schweden und Finnland war. Das Wort des Königs Christian, der ihn schützte, war überall Gesetz und Macht. Die Reise war also weder lang noch gefährlich.

Die Gefahren kamen nach der Rückkehr des Paracelsus nach Stockholm. Inzwischen hatte das furchtbare Stockholmer Blutbad stattgefunden. Das ganze Land war im Aufstand gegen den dänischen König. Paracelsus mußte fliehen und kam auf dem heute noch üblichen direkten Wege nach Libau in Kurland. Von da, wohl auf einem Hansaschiff, nach Pommern, nach der großen Pommerschen Insel Usedom, und nach Stettin. Dem Flusse Oder folgend, besuchte er kurz Mark Brandenburg, nicht aber Berlin, und reiste weiter von Stettin in die Danziger Bucht.

Da mußte Theophrastus natürlich sein, *da* war wieder etwas los. Spät im Jahre 1520 unternahmen nämlich die deutschen Ritter einen Feldzug nach Polen. Danzig wurde von ihnen belagert. Die Stadt gehörte dann zu Polen und wollte von den deutschen Rittern nichts wissen. Die Danziger verteidigten sich gut; die Belagerung wurde aufgehoben. Zusammen mit seinen Freunden, den deutschen Rittern, mit denen er sich wohl durch seinen Großvater, dem Ordens-Kommandanten, verwandt fühlte, zog der junge Hohenheim nach Preußen (Borussia) und Königsberg, dem Sitz des Großmeisters. Er selbst bezeugt, daß er aus Danzig «vertrieben» wurde.

Entweder in Königsberg oder in Danzig machte er eine folgenreiche Bekanntschaft, nämlich mit den Gesandten des russischen Großfürsten Wassilji III., der zu dieser Zeit ein enger, obwohl geheimer, Verbündeter der deutschen Ritter gegen Polen war. Diese Gesandten hatten aber nicht nur eine Militärmission zu erfüllen. Sie hatten von dem Großfürsten ebenfalls den Auftrag, nach Moskau die berühmtesten westlichen Wissenschaftler, Künstler, Baumeister und vor allem Ärzte und Wahrsager einzuladen. Sicherer Geleit, bequeme Reise und reiche Belohnung wurden solchen Gästen großmütig versprochen. Eine goldene Gelegenheit für einen abenteuerlichen Geist wie Paracelsus! Er fuhr auch nach Moskau durch Wilna (Litauen), wo er wieder auf Feinde stieß, und durch Smolensk, von den Russen vor kurzem erobert.

Diesen Besuch des «Sitzes der Moskowiter» hielt Paracelsus für eine wichtige Erfahrung. So schreibt er später, sich an seine Verleumder wendend: «Ihr, die Ihr mich für einen unerfahrenen Doktor hält, Ihr sollt zuerst Santiago de Compostela, Frankfurt a. M. mit der großen Messe und den Sitz der Moskowiter besuchen, dann könnt Ihr mit mir reden¹⁶.» Dieser Besuch in Moskau¹⁶ ist aber wohl nicht so abgelaufen, wie es Paracelsus vermutet hatte. Die Ausländer, die damals nach Moskau kamen, durften mit den Russen im allgemeinen nicht verkehren, obwohl am Hofe gern gesehen. Zum Wohnen wurde ihnen stets ein besonderer Vorort zugewiesen. Ich glaube, heutzutage noch ist dieser Vorort als «Deutschsiedlung» bekannt.

Und nun, was geschah in diesen Jahren 1520 und 1521?

Die Tataren machten einen starken Einfall in die Gebiete des Moskauer Großfürsten . . . Man muß sich dessen erinnern, daß zu dieser Zeit die Tataren den ganzen Süden Rußlands beherrschten, bis zur Mittelwolga im Osten, beinahe bis zum Flusse Oka im Norden und bis zum untern Dnjepr im Westen. Ihre Einfälle waren keine Seltenheit, doch dieser Einfall während der Zeit des paracelsischen Aufenthaltes am Moskauer Hofe war besonders heftig. Mit Entsetzen sprechen von diesem Ereignis die russischen Annalen jener Zeit. Die Tataren wären so weit als bis zur Hauptstadt selbst vorgedrungen, hätten die Vororte erobert, geplündert, verbrannt und mit Beute und Gefangenen wären sie in ihre Steppen zurückgekehrt. Es wird wohl bei dieser Gelegenheit gewesen sein, daß Paracelsus von den Tataren gefangen genommen wurde. Er verneint ja seine Gefangenschaft nicht. So schreibt er in der Vorrede zu seinem Buche über die podagrischen Krankheiten: «Leser, Du wirst wohl gehört haben, daß ich an vielen Kriegen teilgenommen habe, daß ich gefangengenommen wurde und vieles Schreckliche miterlebt habe. Nun, was geschehen ist, ist geschehen, vielleicht auch zum Besten . . . Laß Dich dies nicht gegen mich und meine Bücher wenden¹⁷.» An einer andern Stelle spricht er über die Men-

¹⁶ Sudhoff, Bd. VI. 350. (Von Blattern etc., 1528.)

¹⁶ Von andern Reisenden nach Rußland im 16. Jahrhundert auch als ein «Sitz der Moskowiter» bezeichnet.

¹⁷ Vide Aschner: Bd. II. 256.

schen, die zu den Tataren in Dienerschaft geraten. Vor allem aber spricht er über die wunderbaren Heilungen, die ihm unter den Tataren, «zum Ruhme des ewigen Gottes», gelungen wären. Er sagt auch, merkwürdige Dinge kommen in diesem Leben vor, so z. B. wenn «ein Schwabe Heilmittel zu den Tataren bringt¹⁸». Dies alles bestätigt, was uns van Helmont später erzählte, nämlich, daß Paracelsus von einem tatarischen Prinzen gefangen genommen wurde, dann aber als ein heilbringender Gelehrter mehr für einen Gast, nicht für einen Gefangenen, gehalten wurde. — Wie war es Paracelsus gelungen, den Tataren zu entkommen?

Ein Blick auf die europäische Karte jener Periode hilft uns bei der Lösung dieser Rätsel. Damals war Litauen ein großes aber schwaches Land mit Kiew als Hauptstadt. Polen bildete schon de facto mit Litauen ein einziges Reich. Die süd-östlichen Grenzen dieses Reiches waren gegen die Tataren unbestimmt. Die tatarischen Eingriffe geschahen da auch. So wurde z. B. am Ende des 15. Jahrhunderts sogar Kiew selbst von den Tataren heimgesucht und teilweise verbrannt. Andererseits machte die kühne polnische Reiterei auch heftige Einfälle in die tatarischen Steppen. Es wird wohl bei einem solchen Zusammentreffen gewesen sein, daß Paracelsus entkommen und, wie er schreibt, weiter durch Litauen, Polen, Ungarn, Siebenbürgen, Wallachei bis zur Donau reisen konnte, dann auf der Donau nach Slawonien, nach Kroatien mit der Stadt Zengg («die letzte Bastion des Westens»), nach Krain mit Idria (große Quecksilbergruben) und schließlich, im Jahre 1521, nach Venedig.

Wenn man diesen von mir skizzierten langen Weg genauer studiert, so ist es nichts Außerordentliches. Es war nämlich der militärische Grenzweg zwischen der christlichen und der türkischen Welt. Militärposten waren da regelmäßig zu finden, auch Pferde zum Reiten, und ein Militärarzt war beinahe überall willkommen. Paracelsus beschwert sich über diese lange Reise nicht, nur klagt er darüber, daß er besonders in Ungarn und in der Wallachei von Insekten, speziell von Läusen, geplagt wurde. Er hat uns auch ein Rezept als «Insektenpulver» zurückgelassen. So finden wir ihn munter im Jahre 1521 in Venedig.

¹⁸ Vide Sudhoff: Bd. VI. 175.

Venedig war zu jener Zeit für einen eifrigen Militärarzt doppelt interessant. In diesem verhängnisvollen Jahre begann der Kampf zwischen den zwei größten christlichen Fürsten der damaligen Welt, dem deutsch-römischen Kaiser und dem französischen König. Venedig nahm daran auch Teil, und zwar mit einigen Hilfstruppen für den französischen König. In diesen Hilfstruppen dienten viele Schweizer, und Schweizer Militärärzte waren besonders begehrt. Es war aber in Venedig noch eine andere verlockende Gelegenheit zu ergreifen.

In demselben Jahre, 1521, begann die Belagerung der Johanniterritter auf Rhodos durch eine mächtige türkische Flotte. Venedig nahm an diesem Kriege offiziell keinen Teil, doch als Erbfeind der Türken versuchte die Republik, dank ihrer großen Handelsflotte, ihren gut ausgebauten Handelswegen und Agenturen, der Insel so viel Hilfe als nur möglich zu verschaffen. Ritter, Offiziere, Soldaten, Söldner, Baumeister, Ingenieure und natürlich Ärzte wurden nach Rhodos geschmuggelt. Was für eine großartige Gelegenheit, Neues zu lernen und zu erfahren, bot sich da Paracelsus, der dazu, wie schon erwähnt, durch seinen Großvater den christlichen Rittern so nahe stand!

Hohenheim hatte über Venedig vieles zu erzählen, so unter anderem, daß er, obwohl der Göttin Venus nicht huldigend, trotzdem auf der Promenade Real venezianische Schönheiten mit Neugierde beobachtete. Auch spricht er von dem großen Graben (Canale Grande), vom Senat, San Marco usw.

Wir finden ihn jedoch bald auf der andern Seite der Apenninen, und zwar in Ancona (Loreto), in Apulien, von wo er via Tarento, nach Messenia auf dem Peloponnes, eine venezianische Besetzung, fährt. Von da begibt er sich nach Kreta, damals ebenso eine venezianische Besetzung, und weiter; der venezianischen Handelsroute folgend, kommt er nach Alexandria¹⁹.

Es ist behauptet worden, Paracelsus sei in Alexandria in einige neo-platonische Gesellschaften eingeweiht gewesen. Genau wissen wir darüber nichts. In dieser Hinsicht ist es vielleicht von Bedeutung zu betonen, daß Theophrastus ganz offen zugegab, daß er «in Ägypten einen Unterricht in magischen Künsten» genossen hätte. Er spricht übrigens von den alexandri-

¹⁹ Vide Sudhoff: «Paracelsus», S. 15.

nischen und nilischen Ärzten²⁰, auch von ihren Heilmitteln, die er lobt.

Die venezianische Handelsroute brachte ihn weiter nilaufwärts in das Mamelukenreich, in ihre Hauptstadt Kairo. Von dem Flusse Nil hat er vieles zu erzählen. Er spricht von den Strömungen, Gewässern dieses Flusses, von den Lüften, d. h. dem Klima des Nils, und von den Ungeheuern, wohl den Nilpferden, die da zu sehen wären. So schreibt er unter anderem: «Wenn Du die afrikanischen Ungeheuer sehen würdest, dann würdest Du Dich wieder unter die Schürze Deiner Mutter verkriechen wollen²¹.»

Er kam bis nach Äthiopien, nicht aber nach dem jetzigen abessinischen Reich, sondern höchstens bis Assuan, wo ja das Hauptzentrum des Handels zwischen Ägypten, Nubien und Arabien, und eine venezianische Agentur lag. Er hat von Äthiopien auch einiges zu sagen, unter anderem, daß es «in Äthiopien sehr heiß zu der Zeit wäre, wo es ‚bei uns‘ und in Deutschland schon sehr kalt ist».

Von da führte ihn wohl der übliche Handelsweg nach einer kurzen Fahrt durch das Rote Meer, den Golf von Akaba und dann mit der bequemen Karawanenroute durch das sogenannte Arabertal nach Palästina, nach Jerusalem²². So hat Paracelsus dieselbe Pilgerschaft gemacht wie sein Großvater vor langer Zeit²³. Scheinbar hielt er diese Pilgerschaft für notwendig. Mit Verachtung spricht er von denen, die nicht wissen, wo Jerusalem liegt und den Weg nach Judäa nicht kennen.

Via Akka (St. Jean d'Arc), dem üblichen Landungsort für

²⁰ Z. B. im 16. Kapitel Wundarznei, III. Teil (R i i j).

²¹ Vide Sudhoff: Bd. I. 140 etc. Vergl.: «Etliche tractaten. Cöln. Erben Arnoldi Byrckmanni. Anno 1564.» (Luzerner Kantonsbibliothek, S. 87.

²² Vide «Etliche tractaten. Gedruckt zu Cöln. Durch die Erben Arnoldi Byrckmanni. Anno 1564.» (Kantonsbibliothek Luzern), S. 129. (Nach Sudhoff, möglicherweise um 1520–22, also während der Reise entworfen.) Zeitbeobachtungen in Judäa (Philosophia Magna. Cöln. 1567. — S. 215).

²³ Anno 1468. Vide: «Vererbungsstudien an Paracelsus», von Dr. J. Strebel, Luzern. (Schw. Med. Wochenschrift, 1943, Nr. 53, S. 1582.)

christliche Pilger, kommt er nach Cypren, zu der Zeit auch venezianisch, und dann nach der Insel Rhodos.

In der belagerten Festung der Johanniterritter fand Hohenheim verschiedene tapfere Schweizer, darunter den großen Führer Baron von Waldner aus Basel, der da später seinen Tod fand. Paracelsus schätzte seine Erfahrungen auf der Insel sehr. Er schreibt, er hätte dort manche neue Fieberkrankheiten entdeckt und unbekannte Heilmittel beobachtet. Zu der Zeit galt das rhodesische Krankenhaus als ein Muster der medizinischen Pflege für die ganze christliche Welt. Von Rhodos entkam er nach der Insel Kos, dem Geburtsort des Hippokrates.

Da, nach den Greueln der Belagerung, fühlte er sich wieder wohl. Viel später, in schweren Tagen, schrieb er mit Seufzen: «Wo kannst Du einen so angenehmen Aufenthaltsort finden wie die Insel Kos?» Er kam auch auf die Insel Samos, den Geburtsort des Pythagoras; wahrscheinlich auf die Johannesinsel Patmos, und über die venezianischen Zykladen-Inseln nach Athen und Delphi. Von Athen schiffte er sich nach der Insel Lesbos, jetzt als Mythilène bekannt, ein, und dann nach Lemnos und Konstantinopel.

Von den Türken hatte Paracelsus vieles zu berichten, darunter ebenfalls von den Heilungen, die ihm unter ihnen gelungen wären — «zur Ehre des ewigen Gottes». Seine Reise ging weiter durch Thrazien, Bulgarien, Mazedonien, Albanien, Herzegowina, Dalmatien (diese letzt genannten Länder damals unter dem venezianischen Einfluß); via Istria nach Venedig im Jahre 1523 zurück²⁴.

Die Republik stand ja wieder einmal im Zeichen des Krieges. Ein passender Schluß für die große Reise! Der italo-französische Krieg wütete weiter, und die Venezianer marschierten in den Kampf, diesmal zusammen mit dem Kaiser . . .

Anfangs 1524 kam Paracelsus, durch Friaul (Udine) reisend, nach Villach zurück. Da traf er seinen Vater wie vor zwölf Jahren, unverändert und friedlich mit seinen Büchern, Kranken

²⁴ Die von Paracelsus auf dem Balkan durchkreuzten Wege entsprechen ungefähr den noch heute bleibenden und sogar meist ausgebauten Militär- und Handelsrouten.

und Experimenten beschäftigt. Später in demselben Jahre und anfangs 1525 finden wir Paracelsus schon in Salzburg.

Wenn man die große Wanderung des Paracelsus in ihren weitesten Umrissen betrachtet, so stellt sie einen Kreis oder Ring dar, der gewissermaßen dem heutigen Begriffe des sogenannten «Großeuropas» entspricht, und dieser ganze Kreis steht wieder im Zeichen des Kriegsgottes. Bezieht sich auf das Jahr 1943.

Vieles von dem was geschehen ist und geschieht, hat Paracelsus prophezeit. Nostradamus, der heute so in der Mode ist, war jünger als Paracelsus und mit seinen Schriften gewiß bekannt. Ich werde zum Schluß zusammengefaßt als Beispiel eine Prophezeiung des Paracelsus geben:

«Es wird eine mächtige zusammengesammelte deutsche Konföderation entstehen . . . Wenn Du eine Linie von Lübeck nach Genua ziehst, den Mittelpunkt nimmst und einen Kreis machst, dann etwas weiter nach Norden und dem Süden gegen Rom, da wird diese Konföderation sich mit Macht und Gewalt einwurzeln . . . Ein schwerer Auflauf gegen den Niedergang der Sonne wird vorkommen. Fürchterliche Geschehnisse . . . Am fürchterlichsten aber dann am Comersee und am Gardasee, in der Richtung gegen Rom; am fürchterlichsten²⁶ . . .»

Und auch *im Zeichen des Kriegsgottes!*

Konsul *Basilio de Telepnef.*

²⁶ Vide Sudhoff: Bd. VII. 472 (Pronosticatio) und XI. 243—244.

ZEITTADEL ZUDEN
PARACELSUSREISEN 1512 — 1524

Im Zeichen des Mars
(Siehe die beiliegende Karte)

- 1512 — Villach - Spittal - Gastein - Tauerngebirge - Pinzgau-
tal - Innsbruck - Brenner - Bozen - Etschland - Trient -
Verona - Lombardei.
- 1513 — Mailand (Schweizer) - Pavia - Padua.
- 1513/15 — Ferrara (Dr. med.) - durch ganz Italien.
- 1516 — Neapel - Salerno - Aetna - Seefahrt.
- 1517 — Montpellier (Universität) - Barcelona.
- 1518 — Durch Spanien - Barberei - Portugal - Wallfahrtsort
Santiago - Mittelpyrenäen.
- 1518/19 — Toulouse - Paris (Universität) - Calais - Durch
England - Hibernia-Schottland; nach London - «In an-
dere Händel gefallen».
- 1519 — Holland - Friesland - Hansastädte.
- 1519/20 — Dänemark und Nordländer - Libau - Mark Bran-
denburg.
- 1520 — Durch Ostpreußen.
- 1521 — In Moskau und bei den Tataren.
Litauen - Polen - Ungarn - Siebenbürgen - Wallachei -
Kroatien - Windisch Mark - Idria - Venedig rüstet - Kreta.
Nilländer - Palästina.
- 1521/22 — Cypern - Rhodos (zur Erinnerung an Georg von
Hohenheim)² - Aegäis - Athen und Orakel zu Delphi.
Konstantinopel³ - Durch die Türkei - Von Dalmatien
nach Venedig.
- 1523 — Udine in Friaul.
- 1524 — Heimkehr zum Vater in der Stadt Villach - Salz-
burg.
- 1525 — Praxis in Salzburg und Schriftstellerei.

² Siehe darüber Dr. J. Strebel: «Vererbungsstudien an Para-
celsus».

³ 1522 — nach van Helmonts Berichten (Tartari Historia, § 3).

Kriegerische Ereignisse

- 1512/13 — Mailand und Lombardei durch die Schweizer für die Sforzas erobert.
- 1515 — Marignano-Schlacht (Niederlage der Schweizer).
- 1517/18 — Spanisch-Algerischer Feldzug.
- 1519 — Herzog von Geldern gegen die burgundischen Erben in den Niederlanden (Kaiserwahl; Karl V.).
- 1519/20 — Dänische Kriege (Schwedische Aufstände. Stockholmer-Blutbad).
- spät 1520 — Versuch des Deutschen Ordens Danzig zu erobern (Großmeister mit Wassily III. von Moskau heimlich verbündet).
- 1520/21 — Tatarenangriffe gegen Moskau.
- 1521 — Franco-Italienischer Krieg (Venedigs Hilfstruppen, darunter viele Schweizer).
- 1521/22 — Rhodos-Belagerung durch die türkische Flotte.
- 1523 — Franco-Italienischer Krieg (Venedig mit den Kaiserlichen).
- 1524/25 — Bauernaufstände.

B. de Telepnef.

BEILAGE

Wilhelm von Hohenheim konnte zweifellos seinem Sohne vor dem Anfange dessen ausgedehnter Reisen bei den letzten Besprechungen in der Stille des Villacher Laboratoriums weitgehende Auskünfte über die verschiedenen fernen «Pilgerstraßen» und wahrscheinlich dazu noch Empfehlungen an hochstehende Persönlichkeiten geben. In dem Sinne hat also der Vater seinen fahrenden Sohn auch während der großen Wanderung, mit Paracelsus' eigenen Worten, «nie verlassen». Daß Wilhelm von Hohenheim, ein ärztlicher Versorger der Einsiedlerpilger, in der besten Lage war, dies zu tun, zeigen die nachfolgenden Nachweise aus der hochinteressanten «Geschichte des fürstlichen Benediktinerstiftes U.L.F. von Einsiedeln», bis zum Jahre 1526 (I. Band. P. Odilo Ringholz O. S. B. — Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln, 1904).

Seite 481: «Über die Herkunft der Pilger gibt uns das Empfehlungsschreiben der Eidgenossen vom 10. Januar 1471 für Albrecht von Bonstetten willkommenen Aufschluß. Es wurde dort gesagt, daß Pilger beider Geschlechter aus der ganzen Christenheit, von Ungarn, Flandern und andern sehr entlegenen Gegenden kommen . . .

Einsiedeln war schon sehr frühe ein internationaler Wallfahrtsort, wo es nicht auffiel, wenn Leute von hoher Stellung aus verschiedenen Ländern zusammenkamen.

Von den Pilgerwegen erscheint zirka 1480 die Straße über den Schnabelsberg nördlich vom Dorfe Einsiedeln. Auf dieser Straße kamen hauptsächlich die Pilger aus Burgund, Elsaß, Lothringen, den Niederlanden, Mittel- und Südwestdeutschland und der nordwestlichen Schweiz.»

Seite 327: «Schon lange Zeit waren Wallfahrten aus den Niederlanden und den Hansestädten, besonders von Lübeck, im Gebrauche. Im 1416 übernahmen die Gesandten von Lübeck u. a. die Verpflichtung zu einer Wallfahrt nach Einsiedeln, planten aber statt derselben eine solche nach Santiago de Compostela.

Auf großen Wallfahrtsverkehr deutet hin, daß die Straßen und Wege, auf denen die Einsiedlerpilger häufig

waren, den Namen Pilgerstraße, Pilgerwege, erhielten... schon im Jahre 1415.»

Seite 419: «An den bedeutendsten Pilgerwegen und Bergübergängen hausten fromme Waldbrüder, welche die Wege im guten Zustande erhielten, und deren Hütten den Wallern als Zufluchtsorte dienten.»

Seite 400 und 441: «Die Verbindung der Einsiedeln-Wallfahrt mit der nach Santiago de Compostela in Spanien. Offenbar war damals dieser Brauch ganz allgemein; denn als Hermann König von Vach im Jahre 1945 ‚die walfahrt und Straß zu sant Jacob‘ herausgab, nahm er Einsiedeln zum Ausgangspunkte der Fahrt. Die ‚Jakobsbrüder‘, Pilger nach Santiago de Compostela, zogen gern durch die Schweiz zu ihrem fernen Ziele.»

Seite 611: «Im Frühjahr 1515 zogen viele ‚Jacobsbrüder‘ durch die Schweiz und besuchten nach alter Gewohnheit auch Einsiedeln. Sebald Oertel von Nürnberg machte im Jahre 1521 die St.-Jacobs-Fahrt und scheute den Umweg über Einsiedeln nicht.»

Seite 353: «In dieser Zeit (erste Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts) finden wir die ersten Spuren von Palästina- und Rompilgern, welche auch das Heiligtum im Finsterwald besuchen...

In diese Zeit fallen auch die ersten Nachrichten von reger Wallfahrt aus der Stadt Köln und besonders aus Flandern.»

Seite 440: «Der schon früher wahrgenommene Gebrauch, mit einer Palästinafahrt auch eine solche nach Einsiedeln zu verbinden, hat sich erhalten» (in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts).

Seite 268 bis 270: «Die selige Dorothea von Montau. Geboren im Jahre 1347 in Montau bei Marienwerder im preußischen Ordenslande... Ehe mit Adalbert, einem älteren Manne von Danzig... Im Jahre 1384 Wallfahrt, zuerst nach Aachen und dann nach Einsiedeln... Von 1389 auf 1390 machte Dorothea allein eine Wallfahrt nach Rom... In 1393 starb Dorothea in Marienwerder.»

Seite 305: «Von den Wallfahrten einzelner Personen heben

nur die der niederländischen Edelfrau Elsebe Hasenbroecks hervor... eine ‚Schauerin‘, die beständig mit Visionen begnadigt wurde. Nach dem Tode ihres Mannes lebte sie von 1397 an in Deventer.»

Seite 351: «...Pilger von Deutschland, der Lombardei und dem Welschland...»

Seite 398: «...Diese Nachricht beweist, daß die Wallfahrt aus den Niederlanden stark war und die Pilger von dort her in ganzen Gruppen zogen. Auch andere Quellen bezeugen den Pilgerzufluß aus Haarlem, Utrecht, Roermond und Aalst (‚belgische Provinz‘, Ost-Flandern).»

Seite 445: «Bei der Eröffnung der Feier (im Jahre 1466) waren schon 80 000 Pilger anwesend und sogar 400 Männer aus Rom.»

Seite 447: «In Brugg, Kanton Aargau, faßten Schultheiß und Rat (nach dem Jahre 1454) den Plan, eine Herberge für arme und kranke Pilger, die nach Jerusalem, Einsiedeln, Rom und Loreto wallfahren, zu gründen.»

Seite 448: «Auch von Einsiedeln aus wurden Wallfahrten gemacht. Im Jahre 1457 — zur hochberühmten St.-Michaels-Wallfahrtsstätte, Mont-Saint-Michel, in der Normandie.»

Seite 500: «... Die Wallfahrer aus Piemont...»

Seite 526: Auf dem Wege zu den heiligen Orten Palästinas, besuchten (Einsiedeln) im 1435 Herzog Alexander, Pfalzgraf bei Rhein, mit seinem Schwager, Graf Johann Ludwig von Naßau, und Gefolge, und zwei Jahre später Hans Schurpf von Luzern etc.; von dem fernen Lübeck kam Bischof Dietrich II. Arndes mit acht Pferden.»

Seite 566: «Der Pilgersegen findet sich schon in den ältesten kirchlichen Ritualien. Im Jahre 1502 wurde ein solches auch für die Diözese Konstanz neu gedruckt. Als die hauptsächlichsten Wallfahrtsorte, wohin aus der Diözese gepilgert wurde, nennt dieses Rituale Rom, Aachen, Einsiedeln, St. Wolfgang (Oberösterreich), St. Josse-sur-Mer in der Bretagne und Wilsnack (Brandenburg).

Nicht wenige Kirchen und Kapellen an Pilgerpfaden verdanken ihr Entstehen unserer Wallfahrt...

Am Wege, der von Goldau nach Einsiedeln führt...

stand im 15. Jahrhundert eine kleine Kapelle, wo zu Ende desselben Jahrhunderts eine Pilgerin aus den Niederlanden ein St.-Anna-Bild aufstellte... das Kapellchen bald (1501) erweitert...»

Seite 611 bis 613: «Hans Stockar aus Schaffhausen. Auf seiner Rückkehr von Jerusalem zog er 1519 über Einsiedeln nach Hause. Auch vor der Reise in das Heilige Land hatte Hans Stockar Einsiedeln besucht, ebenso...» (folgen verschiedene Namen).

«In den Niederlanden, besonders in Haarlem, verurteilten die Gerichte noch immer (Anfang des 16. Jahrhunderts) manche Übeltäter zur Wallfahrt hierher (Einsiedeln).»

Wilhelm von Hohenheim war wohl auch im Stande, seinem Sohne nützliche Unterweisungen über die gewöhnlichen Handelswege zu erteilen; in dem oben genannten geschichtlichen Werke lesen wir:

Seite 270: «Außer solchen frommen Personen kamen noch andere Leute, aber um hier (in Einsiedeln) Geschäfte zu machen und Geld zu verdienen. Im Jahre 1377 werden zum ersten Male fremde Geschäftsleute in Einsiedeln erwähnt.»

Seite 351: spricht von «Kaufleuten, die von Deutschland, der Lombardei und dem Welschland nach Einsiedeln ziehen».

Seite 469: «Hans Riesenberger von Graz, der seit 1482 den Ausbau des Vierungsturmes des Mailänder Domes leitete, hatte auch in Einsiedeln die Bauarbeiten übernommen. Von Zeit zu Zeit kam er selbst, um die Arbeit zu kontrollieren.»

Die berühmte Pferdezucht des Stiftes von Einsiedeln war weit bekannt und brachte mit sich ferngehende Handels- und Militärbeziehungen dem Kloster zu; so u. a. vernehmen wir: Seite 428: «Schon damals (im Jahre 1464) hatten die Pferde des Stiftes einen gewissen Ruf in Italien.»

Seite 554: «Francesco II. Gonzaga, Markgraf von Mantua, Oberbefehlshaber der Truppen des Papstes Julius II. und Bannerträger der Kirche, bezog bis zum Jahre 1513 für

925 Kronen Pferde. Ein Pferd galt 25 bis 40 Kronen. Im Frühjahr 1513 lieferte der Abt (Konrad III. von Hohenrechberg) dem Markgrafen 14 Pferde und 30 Jagdhunde. Den Transport ließ der Abt durch einen gewissen Kaspar (und andere) besorgen.»

Seite 620: «Eines schönen Tages kam Jacob Basalisco, Hauptmann in venetianischen Diensten, nach Einsiedeln und bestellte eine Anzahl Hengste... an einem Morgen nahm er zwei der hübschesten Hengste ohne Zahlung mit sich gegen Como... kam nicht mehr und zahlte auch nichts.»

«Ein anderes Guthaben für gelieferte Pferde hatte das Stift noch bei den Markgrafen von Mantua... Nach einer Vereinbarung in 1518 sollten Markgraf Ludwig und die andern Schuldner jeweilen auf den 2. Februar 200 Sonnen-Scudi durch die Fuggersche Bank in Mailand zahlen...»

Es liefen aus Einsiedeln manche andere Fäden zu den Großen der damaligen Welt, und nicht nur rein kirchlichen Charakters, sondern zuweilen auch politisch-diplomatischer Natur. Der gebildete und belesene Arzt an der Teufelsbrücke hatte gewiß gute Gelegenheiten, Verschiedenes auf diesem Gebiete zu erfassen und dem jungen Studenten später mit seinen entsprechenden Ratschlägen behilflich zu sein (z. B. betreffend mancher Kurier- oder Militärwege).

In dieser Hinsicht ist die Persönlichkeit des damaligen Stiftdekans, Albrecht von Bonstetten, besonders interessant. Dieser gelehrte Humanist (Seite 472), der in Einsiedeln bis ca. 1501 weilte, mußte den Ort als Folge des «Schwabenkrieges» verlassen; obwohl «kein Schwabe», war er ja «dem Hause Habsburg ergeben» und deswegen den Schwyzern besonders «unbequem» (S. 524); er blieb dann längere Zeit im Prämonstratenserstifte Wilten¹ bei Innsbruck (S. 525). Bonstetten studierte eine Zeit lang an der Universität von Pavia (S. 474) und knüpfte an rege politische Verbindungen mit den Sforzas von

¹ Dieses Kloster stand in engeren Beziehungen zu dem Einsiedlerstifte (S. 516).

Mailand und Pavia (S. 475). Mit dem Hause Habsburg und mit den Königen von Ungarn befand er sich ebenfalls in einer näheren Verbindung. (Es frägt sich — hat dieser einflußreiche Mann den schwäbischen Doktor an der Sihl gekannt? . . . vielleicht sogar demselben behilflich gewesen, in Einsiedeln und außerhalb? . . .).

Bemerkenswert ist auch die Beschreibung der «italienischen Reise des Abtes Gerold», unternommen im Jahre 1464 (S. 427 bis 429; u. a. die Städte Firenzuela nördlich von Florenz und Siena besonders erwähnt).

Basilio de Telepnef.

VERZEICHNIS DER VON PARACELSDS
 WÄHREND SEINER STUDIENJAHRE
 UND SPÄTER AUF SEINEN GROSSEN
 WANDERUNGEN DURCH EUROPA
 BESUCHTEN UNIVERSITÄTSSTÄDTE

*Nach Sudhoffs Gesamtausgabe zusammengestellt und
 mit andern Quellen kritisch verglichen*

«Nun aber hie vom lehren und anfang der werck
 wissen / dass keiner mag da ein Artzt werden / son-
 dern in einer langen zeit. Dann lang ist die zahl
 der Kranckheiten / und fast viel und mannigfaltig.»
 S. 220. Das Buch Paragranum. Strassburg. / In ver-
 legung Zetzners seligen Erben. Anno MDCXVI.

Vorwort

Vor der Universalität des Wissens eines Paracelsus und vor der Fülle seiner medizinischen Kenntnisse und Erkenntnisse steht man heute, nach den letzten Forschungen und Ergebnissen aus seinen nachgelassenen Werken, erstaunt, ja beinahe ungläubig da.

Wenn auch vieles einer genialen Intuition und dem Schöpferum eines Renaissancemenschen zuzuschreiben ist, der dazu noch ein «eingeweihter» war und die «Geheimnisse» alter Lehren und Weisheiten kannte, so bleibt doch kaum die zu überrtreffende Masse seiner praktischen Kenntnisse und Erfahrungen, von denen und deren Voraussetzungen er immer wieder spricht, und nicht zuletzt die unwahrscheinliche Belesenheit für den aufmerksamen Betrachter dieses unruhigen, unseßhaften Lebens ein großes Rätsel. Wo hat er diese unzähligen Erfahrungen auf allen Gebieten gesammelt? Wie hat er diese tiefschürfenden Kenntnisse errungen und seine scharfsinnigen, erst im Licht der modernen Wissenschaft recht erkannten Urteile bilden können?

Eine richtige Antwort hierauf geben die von Paracelsus besuchten zahlreichen Universitäten in allen Ländern, deren Pforten sich ihm, zuerst als jungem Schüler, dann als fahrendem Scholar, erschlossen, und wo er auch in spätern Jahren, wie in jenen Zeiten üblich, stets Unterkunft fand und sich am wissen-

schaftlichen Verkehr der gelehrten Kreise immer weiter beteiligen konnte. Gewiß hat Paracelsus, wie er aussagt, auch keine anderen Unterweisungsquellen verschmäht, waren ihre Gewässer auch trübe und giftig wie der beschwörenden Hexen und Schwarzkünstler, oder lustig sprudelnd wie bei den wandernden «Krügler» in schmutzigen Herbergen; grausam und erschütternd müssen die Gespräche gewesen sein, die er mit Henkern, Landsknechten und Wundärzten geführt hat!

Doch über all diese Gelegenheiten, die das Leben ihm bot, ragen wie Meilensteine in seinen Schriften die Namen der Hochschulstädte hervor, sehr oft mit bissigen und witzigen Bemerkungen über Professoren, Ärzte und Schüler gewürzt, die den langen und schwierigen Weg durch ganz Europa erkennen lassen, den er forschend, suchend und kämpfend gehen mußte, um «die wahre Kunst» zu finden.

Und so ersteht vor unseren Augen der Lebensgang einer gewaltigen Persönlichkeit, nicht als das Zerrbild eines ungebildeten Charlatans, wie seine Verleumder und Feinde ihn den Unwissenden von jeher dargestellt haben, oder als «Eingeweihter» und Verfechter geheimer Schulen und kabbalistischen Schrifttums, wie einige seiner Bewunderer ihn sehen möchten, sondern als das Vorbild eines hochbegabten Arztes und Gelehrten, der seine Studien richtig absolvierte, der seine wissenschaftlichen Prüfungen in gehöriger Weise abgelegt hat und der auf seinen weiten Reisen, ausgestattet mit einem genialen Beobachtungs- und Forschungssinn, in nie rastender Arbeit ungewohnte und reiche Erfahrungen sammeln konnte.

In der Geschichte dieser von Paracelsus durchstreiften Städte und Länder, in den Anschauungen und Methoden der zu jener Zeit tätigen Professoren — man denke nur an die Bedeutung des Wiener Rektors und St. Gallerer Reformators Vadian im Leben des jungen Hohenheims — in den Archiven der alten Universitäten liegt ein noch unangetastetes Forschungsmaterial, das zu heben für die Paracelsus-Forschung, für das Verständnis seiner medizinischen Lehren und philosophischen Werke von allergrößter Bedeutung sein müßte.

Basilio de Telepnef
Luzern-Bern.

I. Die von Paracelsus während seiner Lehr- und Studienreisen besuchten Universitätsstädte
(Ende 1507 bis Ende 1512)

Stadt	Universitäts- Gründungsjahr	Aufenthaltsjahr*) ca. um	Bemerkungen
Tübingen	1477	Ende 1507 oder Anfang 1508	Seines Vaters alma mater. (Sudhoffs Ausg.: IV. 144, IX. 229). Wird von Paracelsus unmittelbar nach Tü- bingen erwähnt. (VIII. 49).
Heidelberg	1386	} Auf einer Durchreise im Jahre 1508	} Mainz, Trier und Köln von Paracelsus zu- sammengestellt, auf einen abgeschlossenen Reiseabschnitt deutend (XI. 271).
Mainz	1477		
Trier	1473		
Köln	1338	Mitte 1508 (?)	Längerer Aufenthalt. «Eine große Schande ist es doch, daß die hohen Schulen solche Aerzte machen, die es nur dem Scheine nach sind; geben einem Kerl den roten Mantel, das rote Barrett und der Welt einen viereckigen Narren, der bloß fähig ist, Kirchhöfe anzufüllen... Köln schickt die seinigen nach dem Westreich.» (Sudhoffs Ausg.: VI. 177—178).
Freiburg im Breisgau	1457	Anfang 1509	Von Theophrastus «mit einem Haus der Un- züchtigkeit» verglichen! — (Modus Phar- madandi, Köln, 1562. S. XVII—XVIII. Sud- hoffs Ausg.: IV. 454).

* Spätere Besuche Hohenheims nicht ausgeschlossen, ja in einigen Fällen nachweisbar; doch handelt es sich in dieser Arbeit nur um die Jahre seiner Studien und Hochschulerfahrungen. Die nachfolgenden Besuche hatten andere Zwecke und meistens von den Hochschulangelegenheiten weit entfernt. — Die angegebenen Data sind naturgemäß *annähernd* und harren auf weitere Forschungen.

Stadt	Universitäts- Gründungsjahr	Aufenthaltsjahr ca. um	Bemerkungen
Ingolstadt	1472	Sommer 1509	Ihre Professoren, nach Theophrastus, nur einige «alte scholastici». (Sudhoff: X. 510). Sudhoff: VI. 325.
München	1472	Auf einer Durch- reise 1509	
Wien	1365	1509 bis Herbst 1511	Regelmäßige Studien, wahrscheinlich von Mitte 1509 bis Spätsommer 1511; Vadianus zu dieser Zeit «der fürsorgende Magister» an der Wiener Universität. Vermutlich im Sommer 1511 das Bacca laureatsexamen von Theophrastus abgelegt. (Vergl. Sudhoffs «Paracelsus» S. 14). Theophrastus spricht mit Achtung vom St. Stephans Dom und «dem sceptrum» der Wiener Hochschule (Sudhoff: VI. 350). — Die Generation der Lehrer Vadians in Wien hat von allen Humanisten am meisten die deutsche Geschichte betont und erforscht. ¹ Zuweilen bezeichnet sich auch Theophrastus als «einen deutschen Philosophen».
Wittenberg	1502	Früh 1512	Anfang 1512 (ca. fünf Jahre vor dem Ausbruch der Reformation). — Zu dieser Zeit war dort Luther Professor der Theologie. (Sudhoff: I. 342, XIV. 634.)
Leipzig	1409	Anfang 1512	«Nach den Experimenten, die ein jetlicher Bauer machen kann, darauf darfst du nicht

¹ Joachim Vadian. Zwei Schriften zur Heimatkunde. Verlag Zollikofer & Co., St. Gallen (Seite 7). — Joachim von Watt, gen. Vadianus, 1484—1551; der große ostschweizerische Humanist, Zwinglis Freund; Arzt und Bürgermeister von St. Gallen.

19	Stadt	Universitäts- Gründungsjahr	Aufenthaltsjahr ca. um	Bemerkungen
	Erfurt	1392	Durchreise 1512 (wahrscheinl. auf dem Rückweg nach Villach zu seinem Vater)	zu Leipzig Doktor werden oder gar zu studieren.» (Sudhoff: I. 366). «Euch kan weder Leipzig noch Wien helfen, den Ihr können selbst nichts.» (Sudhoff: I. 371.) In dem Universitätskollegium waren einige Freunde und Wiener Schüler Vadian's. — Ein bedeutendes Zentrum des Humanismus. Hohenheims Meinung: „Warum untersteht sich ihr Arzt nicht zu kunden in Astronomia, und nichts in Naturalibus? ... Sophisticieren und Sophisterieren...; darnach heißt es gelehrt und erfahren aus der Weltklugheit (zu sein). Zum Humorischen Arzt werden braucht man leicht studieren und leicht wissen...» (Modus Pharmacandi. Cöln könnet selbst nichts.» (Sudhoff: I. 371.)

II. Die von Paracelsus während seiner großen Wanderung besuchten Universitätsstädte
(Ende 1512 bis Mitte 1524)

Pavia	1490	Anfang 1513	Ein weitbekanntes Lehrzentrum bestand in Pavia schon viel früher. — (Sudhoff: VI. 316.)
Padua	1222	Früh 1513	«Bilder und Figuren zu Padua» besonders notiert (Sudhoff: XIII. 364). Symbolische Fresken in dem Palazzo della Ragione?
Ferrara	1264	Mitte 1513 bis spät 1515	«Unter dem löblichen Gewölbe zu Ferrara» (Sudhoff: VI. 337) die Doktorwürde in 1515

Stadt	Universitäts- Gründungs-jahr	Aufenthaltsjahr ca. um	Bemerkungen
Bologna	im 11. Jahrh. (die älteste Universität in Europa) Gründungsdatum 1119	Anfang 1516	erhalten («Geschichte der Medizin», Meyer-Steineg und Sudhoff: S. 273; und andere Nachweise). Schon im Jahre 1262 mehr als 10 000 Studenten. — (Sudhoff: V. 426.)
Florenz	1349	Auf einer Durch- reise 1516 (?)	«Arg betrüger zu Florenz gewachsen» (Sudhoff: V. 414). — Villeicht, Aufenthalt.
Siena	1203	Mitte 1516	«Die bononischen (Bologna) und die sienischen doctores mögen die philosophie nicht vertragen.» (X. 516.)
Rom	1303	Mitte 1516	Paracelsus schreibt u. a. über den dortigen Mißbrauch und groben Umgang mit den Kranken, «die da sterben oder erblinden». (Sudhoff: VI. 53.) Und doch bleibt er von Rom beeindruckt: «So der Fucker ² dein Papst ist, warum wolltest du gen Rom ziehen!?» (Sudhoff: VI. 327.)
Neapel	1224	Zweite Hälfte 1516	(St. Thomas von Aquino, 1225—1274, hielt Vorlesungen in Neapel.) — Lange ein Gegenstand der französisch-spanischen Kämpfe. Paracelsus schreibt: «Ein solche congregatio (der Kriegsleute) in Neapolie gelegen ist... von dem die Krankheit (die «französische» oder Syphilis) entspringen.» (Sudhoff: X. 440.)

² Der reiche Augsburger Großkaufmann und Bankier; das mächtige Fuggerhaus hat sich Paracelsus nachher durch eine scharfe Kritik der Guajakholz-Behandlung zu seinen gefährlichen Feinden gemacht.

Stadt	Universitäts- Gründungsjahr	Aufenthaltsjahr ca. um
Salerno	1150	Zweite Hälfte 1516
Catania (auch «Stadt Aetna» genannt)	1444	Ende 1516
Montpellier	1289	Erste Hälfte 1517

Bemerkungen

Altberühmte medizinische Schule. — Nach Paracelsus haben ihre Doktoren «nichts richtiges verstanden». (Sudhoff: VI. 322.)

Aetna-Beobachtungen. — (Sudhoff: II. 279; I. 333 etc. — Phil. Magna, Cöln 1567, S. 182 bis 183.)

Paracelsus schreibt über die «wolgesetzt Montpellierisch Ordnung» (Sudhoff: VI. 350). Aber auch spottend über «die lieben Meister von Mumpesels» (Sudhoff: V. 135). Und: «Wie die Mompelieischen Apotheker handeln, ist kein Kunst, sondern sudelwerk mit iren Sudelküchlin» (Sudhoff: XI. 189). Er fügt hinzu: «Die mumpelieisch hohe Schul und facultas medica sind mir entgegen» (Sudhoff: VII. 186). Und zum Schluß seine Eindrücke von Italien und Süd-Frankreich zusammenfassend: «Demnach seind komen die Italischen clistirer etc. und haben aus den griechischen büchern lügen gelernt, so das nachfolgend die kranken ubler versorg sein gewesen dan vor. Das haben getan die von Montpelier, Salern und ander geuch in Italien, deren Namen im text nit würdig sind zu nennen.» Weiter: «All Italer sind betrügerischen sinns in der wuntarznei... Was Montpelier und Salern und ander Italer universität geschriben haben — nicht

Stadt	Universitäts- Gründungsjahr	Aufenthaltsjahr ca. um	Bemerkungen
Barcelona	1430	Durchreise 1517	warhaftigs hinder ist, dan dilideli etc.) (Sudhoff: V. 471—472).
Sevilla	1256	1518	Sudhoffs «Paracelsus» S. 15. — Geheime Schulen der Araber mit den Ueberlieferungen («von den alten Weisen») medizinisch-magischer Kenntnisse. In Spanien hätte er «magische Künste» und ihre Auswirkungen «gesehen». (Sudhoff: XIV. 488.)
Santiago de Compostela	1504	Spät 1518	«St. Jacob beim finstern stern» (Sudhoff: VI. 350).
Salamanca	(oder 1239) 1240	Durchreise 1518	«Zu Sanct Jacob gehen (die Betrüger)... und unter dem schrein hurerei vollbringen und verdecken» (Sudhoff: XIV. 357).
Valladolid	1346 (erste Hochschul- gründung 1260)	Durchreise 1518	Sudhoffs «Paracelsus» S. 15. — Raimundus Lullus ³ führte dort die Studien der orientalischen Sprachen ein. — Kolumbus hielt darin Vorträge über seine Entdeckungen.
Zaragoza	1474	Durchreise 1518	Alt-Kastilien (Sudhoff: VI. 171).
			Sudhoffs «Paracelsus» S. 15. — Als eine Stadt der Wahrsager und Astrologen im Mittelalter bekannt.

³ 1234—1315; von Paracelsus in seinen Schriften often erwähnt; katalanischer Alchemist und Philosoph; für seine abenteuerlichen Missionarreisen nach der Berberei bekannt; ebenso wie Paracelsus ein Gegner des berühmten arabischen Philosophen und Arztes Averroes (1126—1298).

Stadt	Universitäts- Gründungsjahr	Aufenthaltsjahr ca. um	Bemerkungen
Toulouse	1230 (oder 1229)	Anfang 1519 (Durchreise?)	«So sagen sie (zu Hause) unser meister ist doctor, ist in weiten landen gewesen (Tolosa)» (Sudhoff: VI. 178). Während des Mittelalters religiöse Streitigkeiten und sektierische Kämpfe (die Albigenser). — Geheime «gnostische» Kreise.
Paris	ca. 1255	1519 (Erste Hälfte)	«Sorbonne». — Darüber Paracelsus: «Diese vermeinen, daß ihre Hälse und Vernunft gantz bis in Himmel reichen» (Astronomica et Astrologica; Cöln, 1567: S. 99 und 118). Seine Gesamteindrücke über die von ihm besuchten Hochschulen Europas und ihre «Doctoren» faßte Paracelsus später in folgenden Worten zusammen: «Sie wissen nit was experimentum ist, wannen sie komen und aus was theoretik sie ihren ursprung nemen. Italia, Gallia, Hispania und Germania... setzen eine falsche theorik und nemen aus ir eine falsche practic». (Sudhoff: VIII. 359). ⁴ Jedoch war seine Meinung von den Spaniern hoch; er stellte sie weit über die Italiener und besonders über die Franzosen (Vergl. «Astronomica et Astrologica» S. 98).

⁴ Später erinnerte er sich dieser Enttäuschungen seiner Studienreisen und Wanderungen, indem er in der Großen Wundarznei schrieb: «(Da) hab im vil nachgedacht, das die arzney ein ungewisse Kunst sei ...» (Sudhoff: X. 20).

Stadt	Universitäts- Gründungsjahr	Aufenthaltsjahr ca. um	Bemerkungen
? Glasgow	1450	Durchreise um 1519?	Vielleicht meinte er das von ihm in Spanien erlernte Wissen, als er den Aerzten zur Betrachtung empfiehlt: «Nit experimenta (allein), sondern arcana, nach rechter ordnung der arznei...» (Sudhoff: VIII, 359). Besuch zweifelhaft. — Schottland (Sudhoffs «Paracelsus» S. 15).
? St. Andrews	1411	Durchreise 1519?	Alte schottische Universität. Gründer — Henry Wardlaw, Bischof von St. Andrews; um 1450 S. Salvator College vom Bischof Kennedy gegründet, um 1512 S. Leonard College eröffnet. Besuch des Paracelsus auch zweifelhaft.
Louvain ⁶	1426	1519	«Unter die doctores zu Löwen...» («De septim punctis», zitiert in Peuckerts «Paracelsus» S. 79).
Rostock	1419	Durchreise um 1519	Die älteste Norddeutsche Universität. — Sudhoff: V. 435, 477.
Kopenhagen Upsala	1479 1477	} 1519/1520	Paracelsus am Hofe des dänischen Königs (Christian II.) ⁶ — (Sudhoff: VII. 374 u. v. a.). Sudhoffs «Paracelsus» S. 15.

⁶ 1481—1559 verlor Schweden (Stockholmer Blutbad vom 8. November 1520; Schweden macht sich danach von Dänemark unabhängig).

⁶ Die Reisefolge «Köln, Ingolstadt, Wien, Paris, Löwen» (vide Zitat in Peuckerts «Pansophie», Stuttgart, 1936; S. 255).

QUELENNACHWEIS ZU DEN FOLGENDEN
DREI KARTEN

Zugrunde lag demselben — neben der Huserschen Quartausgabe von 1589/91 und einigen anderen, noch früheren Ausgaben einzelner Paracelsus-Schriften — die große Sudhoffsche Ausgabe «der sämtlichen Werke» und Sudhoffs biographischer Entwurf, «Paracelsus».

Alle genauen Angaben sind wie folgt zu finden.

Erste Karte: (Jahre 1507—1512):

Nova Acta Paracelsica. II. Jahrbuch der Schweizerischen Paracelsus-Gesellschaft. 1945. Verlag Birkhäuser, Basel. Seiten 33—74.

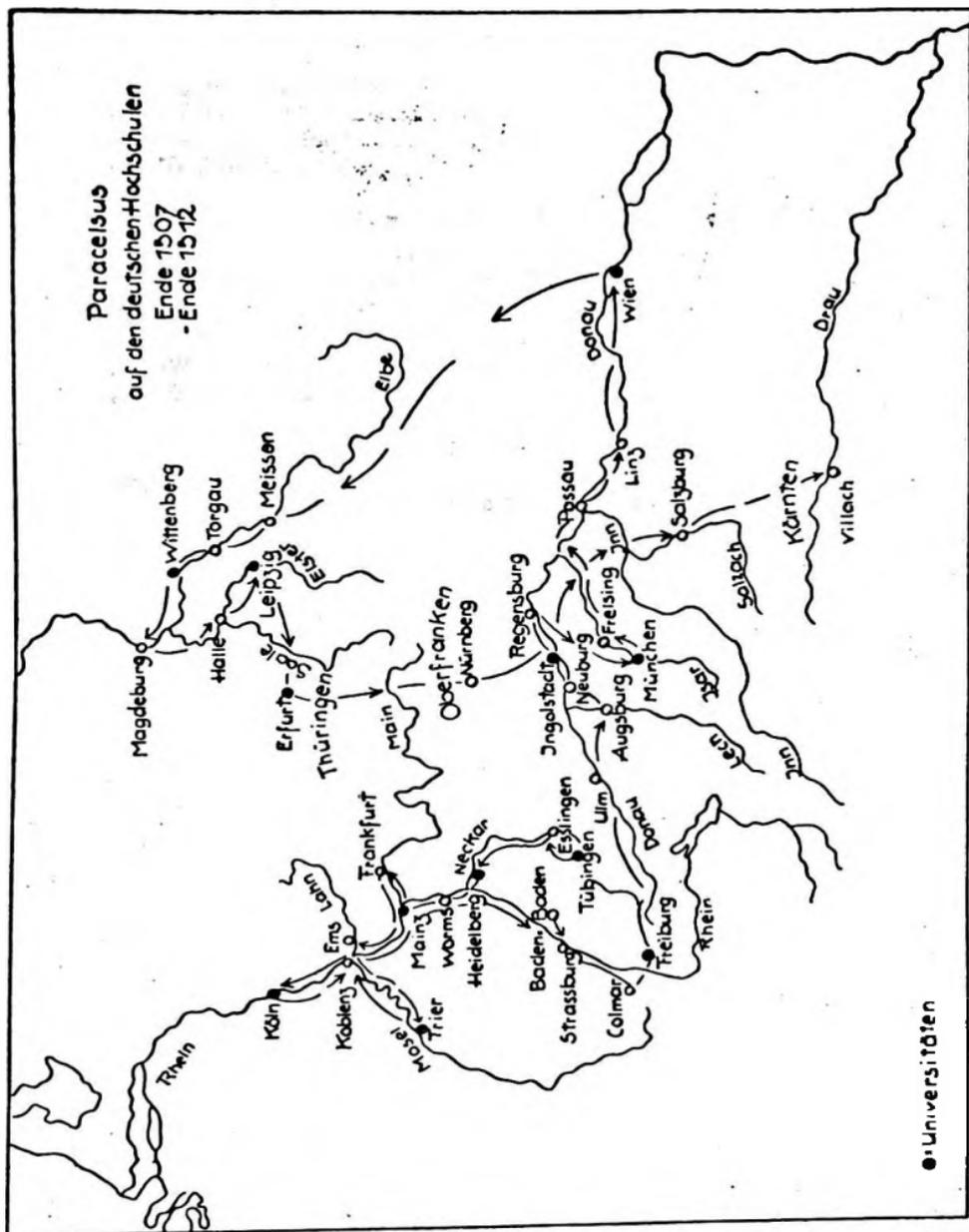
Zweite Karte (Jahre 1512—1524):

Theophrastus von Hohenheim, gen. Paracelsus. Sämtliche Werke. Herausgegeben von J. Strebel. Band I. Verlag Zollikofer & Co., St. Gallen, 1944. Seiten 283—302.

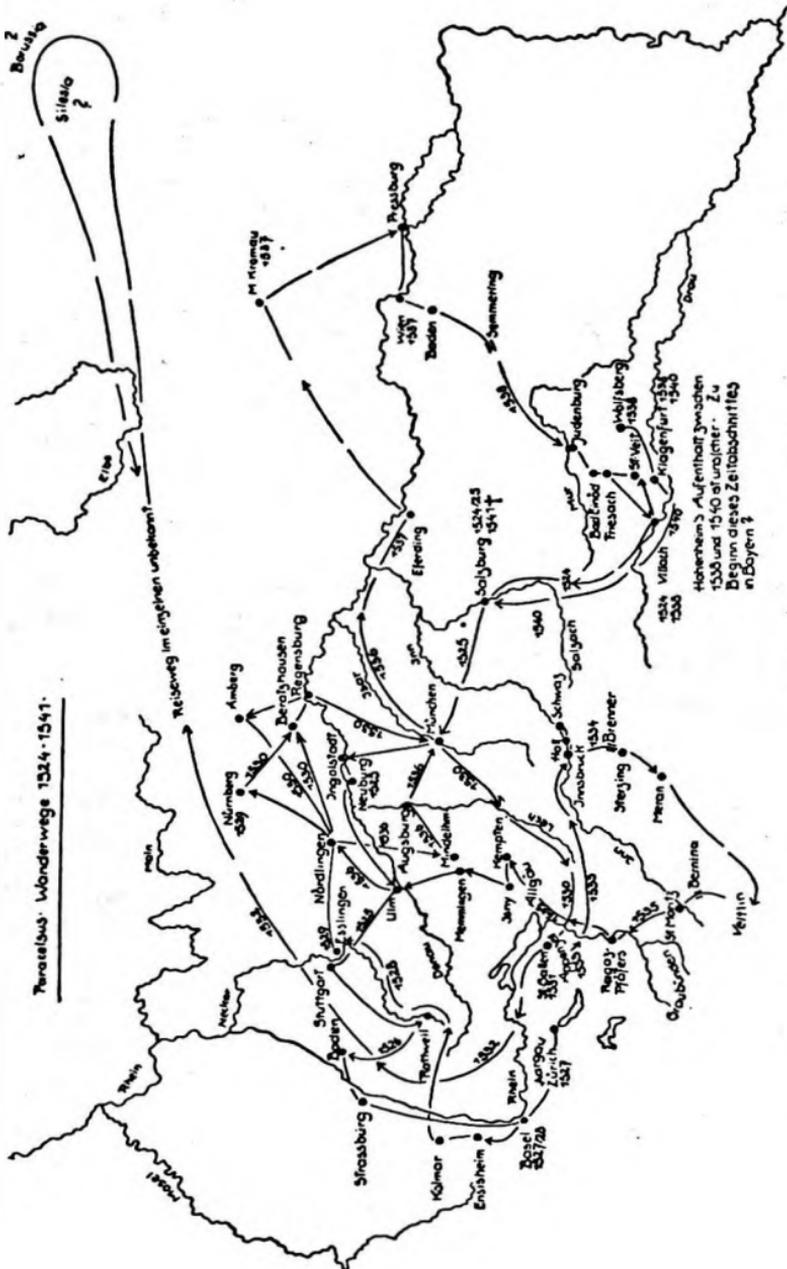
Dritte Karte: (Jahre 1524—1541):

Paracelsus. A biographical Essay. Zollikofer & Co., St. Gallen, 1945. Seiten 50—79, und 86—92; auch Seite 9. Juni 1946.

Paracelsus
auf den deutschen Hochschulen
Ende 1507
- Ende 1512



Erste Karte



Dritte Karte

KARL SUDHOFF
 DER ALTMEISTER DER PARACELSUS-
 FORSCHUNG

vor 40 Jahren als Professor nach Leipzig berufen

(Eine kurze Würdigung)

Am 1. Oktober 1905 wurde Dr. Karl *Sudhoff* als Professor der Medizingeschichte nach Leipzig berufen. Dieses bedeutende Datum im Leben des großen Medizinhistorikers und Paracelsusforschers — von Wichtigkeit auch für die ganze Entwicklung der modernen Paracelsuskunde — wäre gewiß von den Leipziger Paracelsisten entsprechend gefeiert worden, wenn es die jetzigen Verhältnisse irgendwie gestattet hätten. Wie nun die Lage ist, gebührt es wohl uns, den durch das Schicksal begünstigten Paracelsusfreunden, in diesem Herbst 1945, vierzig Jahre nach jenem Ereignis, des einzigartigen deutschen Paracelsusforschers und seiner durch die gegenwärtigen Umstände gefährdeten Forschungsstätte in Leipzig zu gedenken. Die hier kurz dargebotene, leider nicht erschöpfende biographische Skizze, von drei Bildnissen Professor Sudhoffs begleitet (das erste aus dem Jahre 1905, also gerade vor vierzig Jahren, stammend, das letzte nicht lange vor seinem Tode gemacht), soll nun diesem Zwecke dienen.

In dem Monate August des genannten Jahres erschien in der deutschen Presse nebst einem Porträt «des Sanitätsrats Prof. Dr. Karl Sudhoff» die folgende Mitteilung¹:

¹ Vide Illustriertes Universum-Jahrbuch. Leipzig 1905 (Welt-rundschau zu Reclams Universum, S. 394—396). Dr. med. Walter A. L. von Brunn schreibt hierzu wie folgt: «Sudhoff ist (eigentlich) nicht der erste Professor für Medizingeschichte gewesen. Der Stifter des Leipziger Instituts z. B., ein Dr. Puschmann, war Professor für Medizingeschichte an der Universität Wien. Auch in Berlin z. B. bestand früher eine Professur für Medizingeschichte. Mit der Ausbreitung der rein naturwissenschaftlich eingestellten unhistorischen Richtung der Heilkunde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sank jedoch die Bedeutung des Faches, verwaiste Lehrstühle wurden nicht wieder besetzt. Einzelne medizinhistorisch Interessierte, wie der Dr. Puschmann, waren gegen diese

«Der erste Lehrstuhl für Geschichte der Medizin in Deutschland ist in Leipzig errichtet worden. Professor Dr. Karl Sudhoff, ein hervorragender Forscher auf dem Gebiete der Entwicklungsgeschichte der ärztlichen Wissenschaften, der sich namentlich durch seine Untersuchungen über Theophrastus Paracelsus einen Namen erworben hat, wird seine Lehrtätigkeit in Leipzig am 1. Oktober beginnen.»

Diese Mitteilung ist bemerkenswert. Zum ersten Male erklingt in der offiziellen gelehrten Welt, der Wesen und Bedeutung des Paracelsus seit seinen Lebzeiten mit wenigen Ausnahmen fremd geblieben waren, eine andere Note: Es sind gerade die Sudhoffschen Forschungen um und über Paracelsus, die als verdienstlich hervorgehoben werden und den Forscher nach dem Ehrenposten in Leipzig führen! Wenn man bedenkt, daß durch die Berufung Sudhoffs das erste Fachinstitut für Medizingeschichte zu einem Paracelsus-Zentrum wurde, welches den Grund für ernste Paracelsusstudien legte, kommt es einem wahrlich so vor, als ob der Geist des verstorbenen Meisters, seinen eigenen Worten folgend, auch «nach seinem Tode ohne Leib gegen seine Feinde weiter kämpfe», und nun den ersten eklatanten Sieg errungen hätte: die Bildung eines höchst bedeutenden Paracelsischen Studienkreises im Schoße derselben Leipziger Medizinischen Fakultät, die Theophrast einst um das

Tendenz machtlos. Es ist das persönliche Verdienst Sudhoffs, durch seine ganz ungewöhnlichen genialen Leistungen dem Fach zuerst in engem Kreise, später in Deutschland und schließlich in der ganzen Welt wieder das ihm gebührende Ansehen verschafft zu haben. In diesem Sinne ist er der Begründer der Medizingeschichte. — Dagegen ist das Leipziger Institut das erste und heute noch (Anfang 1945) bedeutendste seiner Art. Daneben wäre das Berliner Institut zu nennen. Es besteht seit 1932 und steht bis heute unter der Leitung des soeben emeritierten Professors Paul Dieppen. Schließlich wäre zu nennen das Institut in Baltimore unter der Leitung von Professor Henry E. Sigerist, Vorgänger meines Vaters (Dr. Walter von Brunn) in Leipzig. Es wurde ebenfalls etwa um 1932 errichtet... Geheimerat Sudhoff hat noch einmal 1932—1934 die Führung des Institutes übernommen, nachdem Sigerist nach Baltimore gegangen war. Allerdings war Sudhoff damals schon zu alt, um vor allem die ganze Verwaltung zu führen... (Am Ende) wurde der ganze Bestand des Instituts gefährdet. Vor allem die unersetzliche Bibliothek,

Jahr 1529 durch das Druckverbot seines Schrifttums großen Kummer und Verdruß bereitet hatte!... Dazu noch: einen besser ausgerüsteten Exponenten und sorgfältigeren Herausgeber seiner Werke hätte in unserer Zeit Paracelsus wohl kaum treffen können, wenn er selbst noch in seinem irdischen Leibe durch ein Wunder der «vita longa» weilte...

Karl Sudhoff, am 26. November 1853 in Frankfurt a. M. geboren, wurde vorerst ein praktischer Arzt und wirkte 1878 bis 1882 in Bergen bei Frankfurt a. M., seit 1883 in Hochdahl bei Düsseldorf. Auf der Naturforscherversammlung in Düsseldorf im Jahre 1898 veranstaltete er eine historische Ausstellung für Naturwissenschaften und Medizin und gab die Festschrift «Geschichte der Medizin und Naturwissenschaften am Niederrhein» heraus. Im Jahre 1899 veranstaltete Sudhoff zum 150. Geburtstag Goethes eine von allen Seiten hoch anerkannte Goethe-Ausstellung. Als Professor der Geschichte der Medizin in Leipzig war er seit 1905 bis zum Jahre 1925 tätig; 1918 wurde Sudhoff auch Direktor des von ihm dort errichteten ersten medizingeschichtlichen Instituts und im Jahre 1925 trat er in den Ruhestand, was allerdings seine innere Verbundenheit mit der Leipziger Universität, deren Delegierter er noch um das Jahr 1930 auf der Londoner Tagung des Kongresses für Wissenschaft und Technologie war², bis zu seinem

35 000 Bände, jeder einzeln Stück für Stück von Sudhoff angeschafft... schon (längst) hatte dieser Schatz die Habsucht anderer Stellen angelockt. Ganz ähnlich stand es mit den kostbaren Sammlungen Sudhoffs, dem in der ganzen Welt einmaligen Gesamtregister des Weltschrifttums, dem Handschriften-Katalog aus ganz Europa, zirka 50 000 Nummern... Der Leitung (Dr. Walter von Brunns) war es gelungen, das Institut wieder in Ordnung zu bringen und dem gegenwärtigen Stand der Forschung anzupassen... Zudem ist es gelungen, das ganze Institut in neuen schönen Räumen unterzubringen. Es sind das heute nicht weniger als 22 große Räume, eine ganze Etage eines großen Institutsgebäudes: alles nagelneu hergerichtet. Für die Nachkriegszeit ist sogar eine Erweiterung vorgesehen. Bis heute (Februar 1945) blieb das Institut von schweren Schäden bewahrt.» (Eine spätere Nachricht aus Leipzig vom 4. Juni 1945 besagt: «Das Institut ist wie durch ein Wunder stehen geblieben zwischen lauter Trümmern...») (Für von Brunn-Vater gefährlich.)

² Auf jener Tagung in London hatte auch der Verfasser dieser

Tode kaum unterbrach. Im Jahre 1911 veranstaltete er in Dresden eine hervorragende Hygiene-Ausstellung. Henry E. Sigerist, zuvor Privatdozent für Geschichte der Medizin an der Universität Zürich, übernahm 1925 als Nachfolger Sudhoffs Lehrstuhl und Institut in Leipzig. Nachdem er im Jahre 1932 nach Baltimore übersiedelt war, ergriff Sudhoff noch einmal interimistisch die Führung seiner Lehr- und Forschungsstätte. Seit 1934 ist Walter von Brunn als Nachfolger Sudhoffs in Leipzig tätig.

Die Greuel des zweiten Weltkrieges wurden dem greisen Gelehrten erspart; Geheimrat Sudhoff starb am 8. Oktober 1938².

Durch sein umfassendes Schrifttum und seinen scharfen Forschersinn hat Sudhoff das Studium der Medizingeschichte, besonders für das europäische Mittelalter, hervorragend gefördert; für moderne Paracelsusstudien waren seine Arbeiten bahnbrechend und sind heute noch für jeden ernststen Paracelsusforscher unentbehrlich.

Seine Enkelin, Frau Grete Herbrand-Hochmut, hat in Band 27 (1934) Sudhoffs «Archiv für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften» die vollständige Bibliographie seiner Arbeiten zusammengestellt. Diese Bibliographie begreift die vollgedruckten Seiten 133 bis 186. Sie wird noch im 31. Bande (1938) für die Jahre 1933—1938 durch einen Beitrag

Zeilen, als ein Delegierter der Universität von Honduras, die große Ehre und das Vergnügen gehabt, Professor Sudhoff etwas näher kennen zu lernen. Seine funkelnden Augen, der merkwürdig abstehende und bewegliche Bart, die lustig aufgeschüttelten grauen Kopfhare; seine gemütliche Korpulenz, verbunden mit einer außerordentlichen Beweglichkeit; sein flatternder «Cut» über der imposanten, fast riesengroß wirkenden Gestalt, die so viel Humor und noch mehr vom unerwarteten schärfsten Kritikgeist verbarg — dies alles machte den Vertreter der Leipziger Universität zu einer unvergeßlichen Erscheinung!

² Sudhoff ist nämlich am 8. Oktober 1938 in Salzwedel an einem Nierenleiden gestorben, bei einem Sohn, der dort zu jener Zeit als Chirurg tätig war. — Nach dem Ableben Sudhoffs erhielt das von ihm begründete Institut den Namen: «Das Karl-Sudhoff-Institut für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften an der Universität Leipzig» (V. Europ. Wissensch. Dienst; 1943, Nr. 9.)

derselben Verfasserin auf zwei ebenso vollgedruckten Seiten ergänzt. Sudhoffs Interessen und Forschungen, wie sie diese große Schriftleistung widerspiegelt, sind allumfassend gewesen: vom alten Orient durch das klassische Altertum und die Araber nach dem abendländischen Mittelalter — sein geliebtes Steckenpferd — nach der Renaissance-Epoche und bis in die neueste Zeit den Schüler und Leser mit kühner Hand und klarer Darlegung sicher führend. Er interessierte sich ebenso für die Magie und den Dämonismus (Band 27; S. 135—136, 182—183) wie für «Krebsgeschwülste in altägyptischen Papyri» und ... «den Brusthalter in der Antike» (Band 27, Seite 138). Die Gesamtausgabe der Paracelsus-Werke verhinderte ihn nicht, sich auch für die eher problematische «Hohenheims musikalische Kenntnis» zu interessieren ... (Band 31, Seite 344). Seine meisten Paracelsus-Schriften sind im 27. Bande des Archivs (Seiten 159 bis 161) aufgeführt; siehe die Beilage (Seiten 8—12).

Für seine «amerikanischen Freunde» bestimmt, schrieb Sudhoff die bekannten englischen «Sketches» (Band 27, Seite 137).

Im Frühjahr 1926 wurde ihm die Ehrenmitgliedschaft bei der Royal Society of Medicine zu London verliehen.

Unter Sudhoffs zahlreichen und mannigfachen Schriften befinden sich:

Paracelsusforschungen (mit Eduard Schubert). 1. und 2. Heft. 1887 und 1889.

Versuch einer Kritik der Echtheit der Paracelsischen Schriften. — 1. Teil: Bibliographia Paracelsica. 1894. — 2. Teil: Paracelsushandschriften. 1899.

Tradition und Naturbeobachtung. 1907.

Ärztliches aus griechischen Papyrusurkunden. 1909.

(Den Spuren des Paracelsus folgend, besuchte Sudhoff die Insel Kos, die Heimat des großen Hippokrates, und hinterließ von seiner griechischen Reise aufschlußreiche Arbeiten, wie «Kos und Knidos. Erschautes, Erforschtes und Durchdachtes aus der südöstlichen Aegaeis». München, Münchner Drucke 1927, 114 S. Münchner Beiträge zur Geschichte und Literatur der Naturwissenschaften und der Medizin. H. 4/5, 215—323.)

Kurzes Handbuch der Geschichte der Medizin. 1915 (3/4 Aufl. Berlin 1922).

Geschichte der Medizin im Überblick (mit Th. Meyer-Stein-egg). 1921. Dritte Auflage 1928.

Ausgewählte Abhandlungen (1929; mit Selbstbiographie).

Als Herausgeber war Sudhoff unermüdlich, wie es das folgende nicht vollständige Verzeichnis bezeugt:

Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften (mehrere Jahre, seit 1902);

Studien zur Geschichte der Medizin (1907—1931);

Archiv für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften (von Sudhoff im Jahre 1908 gegründet; erst Herausgeber, dann Mitarbeiter bis in das Todesjahr 1938);

Acta Paracelsica (mit fortgesetzter Bibliographie; 1930 bis 1932) — Vorgänger der «Nova Acta Paracelsica»; und das krönende Werk:

«Theophrast von Hohenheim, genannt Paracelsus. Sämtliche Werke. Herausgegeben von Karl Sudhoff. I. Abteilung: Medizinische, naturwissenschaftliche und naturphilosophische Schriften.» 1922—1933, XIV Bände.

Der letzte wesentliche Beitrag zur Paracelsusurkunde war die Kurzbiographie Paracelsi, die Sudhoff, schon erkrankt und zeitweilig schwer leidend, in seinen späteren Lebensjahren skizziert hatte, und die, vom Bibliographischen Institut verlegt, in Leipzig im Jahre 1936 erschienen ist. Der Titel lautet:

«Paracelsus. Ein deutsches Lebensbild aus den Tagen der Renaissance.»

Das Werk enthält wertvolle biographische Materialien und Daten, leider aber kaum ausgearbeitet und nur lose zusammengeknüpft. Von einem anderen, späteren Paracelsus-Biographen, nämlich von Will-Erich Peuckert, wurde diese Kurzbiographie — nicht mit Unrecht — folgendermaßen charakterisiert:

«Seine (Sudhoffs) Abschlagszahlung, — Paracelsus, ein deutsches Lebensbild aus den Tagen der Renaissance —, ist als der Entwurf, den ein streng kritischer Kopf aus dem allen Proben standhaltenden Materiale zeichnete, wichtig; leider verraten kleine Trübungen das Müdewerden des großen Forschers und sein Hinüberneigen in das Schattenreich.» *)

Bis zum Ende seiner Tage beschäftigte den alternden, aber

* «Theophrastus Paracelsus». S. 406.

nie ruhenden Paracelsusforscher der Gedanke einer größeren, vollendeten Paracelsus-Biographie; der bejahrte Geheimrat sprach immer noch mit gewisser Begeisterung und Zuversicht zu seinen Freunden über den Fortschritt dieser Arbeiten, und es entstand in weiten Kreisen der Paracelsisten die Überzeugung, — besser gesagt, eine Legende —, unter dem literarischen, der Veröffentlichung noch harrenden Nachlaß des verstorbenen Historikers befinde sich auch eine große, fast vollkommen ausgearbeitete «Paracelsus-Biographie». Dies aber war, leider, nicht der Fall, was wir heute mit Sicherheit feststellen können. So schrieb u. a. dem Verfasser dieser Zeilen ganz definitiv am 22. Oktober 1944 Dr. med. Walter A. L. von Brunn, Sohn und Mitarbeiter seines Vaters, des Amtsnachfolgers Sudhoffs und Herausgeber von «Sudhoffs Archiv für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften»:

«Die große, die letzte Aufgabe, die er (Sudhoff) sich gestellt hatte, war ja gerade die Paracelsus-Biographie . . . Gerade seine späten vergeblichen Mühen um eine große Paracelsus-Biographie sind doch von Tragik umgeben. Er war überzeugt, daß er diese Arbeit noch würde leisten können. Sonst hätte er nicht stets, wenn man ihn fragte, von einem baldigen Abschluß der Biographie gesprochen. Als er starb, fanden sich nur einige wenige Blätter. Zugleich sind diese seine letzten Ziele ein Beweis dafür, für wie entscheidend wichtig er biographische Studien gehalten hat.»

Die «große Paracelsus-Biographie» wurde also von dem «Altmeister der Paracelsusforschung» leider nicht vollendet. Jedoch bleibt auch heutzutage das längst von Hans Kayser geprägte Urteil⁵ — und mit dem möchten wir diese Kurzwürdigung schließen — geltend und immer weiter auswirkend:

«Eine den heutigen Anforderungen entsprechende Biographie über Paracelsus macht erst Sudhoff möglich» (durch seine grundlegenden Forschungen).

«Auf ihm fußen», so setzt Kayser fort, «die drei folgenden Arbeiten: P. Raymund Netzhammer O. S. B., «Theophrastus

⁵ «Schriften Theophrasts von Hohenheim genannt Paracelsus.» Ausgewählt und herausgegeben von Hans Kayser. Leipzig 1924. S. 419—430.

Paracelsus, das Wissenswerteste über dessen Leben und Schriften», Einsiedeln-Köln 1901 (wohl die volkstümlichste Biographie; mit wertvollem Anhang: Testamentum Theophrastus Paracelsus, Straßburg 1574); — Richard Julius Hartmann: «Theophrast von Hohenheim», Stuttgart 1904 (eine trockene, gründliche Biographie, die Paracelsus vom protestantischen Standpunkte aus zu fixieren sucht); und das ausgezeichnete Büchlein von Franz Strunz: «Theophrastus Paracelsus, sein Leben und seine Persönlichkeit» (Leipzig 1903, E. Diederichs).

Aber auch manche andere wertvolle, ja modernste Paracelsus-Studien.

Basilio de Telepnef.

Oktober 1945.

